# Einsame Wege.

— — — wo der Höchste
von allen, aller Könige
König, kraftvoll waltet,
das sind die Wohnungen,
die wanken nimmer. — —
Kynewulf's Krist.

Neue Folge.

Leipzig.
A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf.
(G. Böhme).
1898.

## An die Leser.

„Der erste Band längst vergriffen und antiquarisch gesucht" — so schrieb man.

Gut, aber ein zweiter? Da stellte sich eines Tags eine Konfirmandin vom Leinestrand, die zum Besuch erschienen war, beim Abschiednehmen im kleinen grünen Studierzimmer vor den Verfasser hin und fragte so innig, ob er nun auch wirklich glücklich wäre? Es war rührend schön!

Da sagte er: Nun, mein Kind, sehe ich, daß ich es einigen schuldig bin, den zweiten Band zu schreiben. Du machst's ja gerade wie das theologische Literaturblatt! Nun gut, den sollt ihr haben, und — also auch meine Kinder und Enkel. Ihr habt mich im ersten Band am Harz verschwinden, und in's Blaue ziehen sehen, nun wollt ihr hören, was nun eigentlich aus ihm geworden ist. Das verstehe ich. In diesen „Wegen"

hier soll die Antwort liegen, wenn sie „einsam“ auch nur so noch sind, wie die eines jeden Christen, der auf Erden keine Heimat hat.

Diesen Band aber zu schreiben, es wird, das ist wahr, dem alten Verfasser weit schwerer, als den ersten zu geben. Es erscheint ihm oft als eine große Anmaßung. Aber nun ist nichts mehr zu ändern. Darum in Gottes Namen hinein.

**Der Verfasser.**

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Vorschau | 1 |
| Freiwillige vor! | 3 |
| Amt und Gemeinde | 8 |
| Gelehrte Häupter | 29 |
| In Oxford | 36 |
| Edinburg | 49 |
| Von Thadden und von Blanckenburg | 57 |
| Die stille Gemeinde | 68 |
| Ein anthropologischer Kongreß | 88 |
| Im Harzwald | 92 |
| Amtliches und Häusliches | 99 |
| Abt Rupertus | 106 |
| Altkatholisches und Franz von Florencourt | 113 |
| Bei v. Richthofen und Curtius | 122 |
| Dresdener Tage und Leipziger Freunde | 131 |
| Im Ordensland | 137 |
| Stille Einfalt | 149 |
| Völkerkundliches | 160 |
| Römisches Tagebuch | 169 |
| Ravenna | 203 |
| Zu St. Marco | 218 |
| Im Hochgebirg | 223 |

Seite

Nach St. Gallen . . . . . . . . . . . . . . . . . 232
Pempelfort und Giebichenstein . . . . . . . . . . 238
August von Arnswaldt und Friedrich von Maltzan . . 251
Aus einem deutschen Fürstenhause . . . . . . . . . 263
Habemus regem . . . . . . . . . . . . . . . . . 277
Annalen. 1893. Köln. Bonn. Halle a. S. Lüneburger Heide. Zur Seelenkunde. Kassel . . 307
1894. Der Hofrat Rohlfs. Dr. A. W. Schleicher. Minister v. Mühler. Soest und der Oberhof. Hannover. Leipzig. Niederlößnitz. Victor von Strauß . . . . 319
1895. Kloster Heisterbach. Rundfahrt: Göttingen, Dresden, Berlin, Hamburg, Hannover, Kassel. Pyrmont. Corvey. Nach Westfalen. Zwei Klöster. Im Rotlager-Gebirg . . . . . . . . . 331
1896. Der Alpenklub. Trier und Regino von Prüm. Burg Elz. Erlangen. Nürnberg. Neuendettelsau und Burg Eisenbach. Kollegial-Sitzung. . . . 348
1897. Posen. Zur Völkerkunde. Von Stählin. Berlin. Aus Griechenland. Wattenbach. Halle. Wernigerode. Berlin. Dümmler 369
1898. Freunde. Pöhlmann. Psychologisches. Byzanz. Vom Nachtmahl. Ethnologisches. Schliemann. Graf Pfeil. Niven 389
Cicero: De senectute . . . . . . . . . . . . 418
Feierabend . . . . . . . . . . . . . . . . . 426

# Einsame Wege.

Die Gottes Minne fremde sind,
Die sind mit lichten Augen blind,
Dieselben Kind,
Die heißen Kind der Erde.
Die aber Gottes Minne hant,
Die Kind sind Gottes Kind genannt
Über alle Land
Mit inniglichem Werte.

Gottfried von Straßburg.

# Vorschau.

Noch eine kurze Rast in Einsamkeit.

Der Schieferblock, die rauhe Rückseite mit feinen, kleinen Farnkräutern und gelben und grauen Flechten bedeckt, gibt den Sitz. Die stille Berghalde ist rings mit dunklem Hochwald umgürtet, hier um mich aber ist die sonnige Fläche abgeforstet. Uralte Stümpfe und Stucken stehen zwischen niedrigem Buschwerk, jungem Buchenschlag und hin und wieder niedrigen Tannen. Vor mir am halb vermoderten Stamm, der um halben Fußes Höhe den Boden überragt, nicken träumerisch Brombeerranken und hohe, zarte Halme. Und dicht in wildem Thymian und brauner Heide steht eine Waldblume herrlich wie eine Königin. Auf schlankem, hohem Schaft trägt sie über zartem Geäst eine Krone von blauen Kelchen. Falter mit breiten Schwingen, leuchtend wie Perlmutter und Silber, schwirren um diese wunderbare vom Sonnenglanz umleuchtete Krone, und der Trauermantel tief dunkel wiegt sich dazwischen. Sie steigen auf und steigen nieder, und ziehen weite Kreise und kommen wieder. Graugrünes Moos bedeckt mit zierlichen

roten Blütenkolben das breite Wurzelgeflecht des alten mächtigen Baumstumpfs dort. Darüber schlüpft die kleine braune Eidechse, und sieht mit ihren klugen Augen mich an, und grüngoldene Käfer sonnen sich auf den dichten Samtpolstern braunen moosigen Gewirrs, von zarten Blütenfaden übersponnen. Von der Ferne her tönt der Ruf der Waldtaube aus dem dunklen Bestand. Von der Ferne her tönt seltner Axtschlag in meine Waldbucht. Hier in träumerischer Stille und fast märchenhafter Einsamkeit darf ich in letzter Vorschau in meine Zukunft blicken.

In meiner Hand liegt ein inhaltschwerer Brief vom 17. Mai 1881. Ich lese nochmals: „Auf Rosen werden Sie nicht gebettet sein. In jedem Kriege aber wird geschossen und gestochen und mancher fällt oder wird lebensgefährlich verwundet, das darf keinen Kameraden veranlassen, sich der Ausfüllung der entstandenen Lücke zu weigern.“ Ich lese es.

Um mich her aber spricht alles von der grenzenlosen Liebe, die auch für das Kleinste sorgt, daß es, unscheinbar mit geringem Raum zufrieden, froh sich entfalten kann. Um mich her klingt alles wie: Mit Mutterhänden leitet Er die Seinen treulich hin und her! Ich blicke auf mich, auf die Meinen, ich blicke aufwärts: Also: Frisch hinein! Ich will mir kein Träumer, ich will euch ein treuer Kamerad sein!

## Freiwillige vor.

Mitten auf dem mächtigen Marktplatz, und inmitten der kleinen Marktbuden steht das alte Rathaus. Es steht mit seinen gotischen Giebeln und Erkern wie ein düsterer, zackiger Fels. Zu seinen Füßen aber haben sich traulich und heiter zu Handel und Wandel die Menschen angesiedelt, ein lustiges Volk von Zwergen neben dem alten Steinriesen.

Tritt man näher, so erhebt sich, zumal wenn man die Beleuchtung eines Mondscheinabends hat, der alte Bau mit seiner reichen Gliederung, mit seinen luftigen Fialen, mit dem zarten steinernen Gewebe, welches den hohen, spitzen Giebel der Hauptfront säumt, märchenhaft, zauberhaft in duftiger Schöne.

Es war am Abend des 25. Februar 1813. Da hielt vor diesem alten Bau ein Reisewagen mit abgetriebenen Pferden. Der Insasse schaute verdrießlich im Kreise herum, ob er wohl endlich Unterkunft finde. Er war schon vor zwei Gasthäusern zurückgewiesen worden. Die Stadt war von Fremden überfüllt. Quartier zu finden schien also schwer. Suchend blickte der Fremde

umher. Da kam zufällig der Major von Lützow des Wegs. Er erkannte den Fremden. Es war der Freiherr vom Stein. Er begrüßte ihn, riet ihm, und nahm ihn mit sich in den „Goldnen Zepter", wo er wohnte, wo er den Werbetisch für das Freikorps hatte.

Der „Goldne Zepter", wie in polnischer Sprache davorsteht, das alte spitzgiebelige hohe Haus auf der Schmiedebrücke hat unten die mächtige Schenkstube. Da steht an einer der dunklen Säulen die Jahreszahl 1561. Hier saßen sie, die Körner, Friesen, Arndt und Petersdorf und der tapfere Lützow warb seine wilde, verwegene Jagd.

So unten. Oben aber lag er krank, der Freiherr vom Stein. Und heimlich am Abend stiegen die Scharnhorst, Boyen, Gneisenau die steinernen Treppen zu ihm hinauf. Aber auch die Prinzen Wilhelm und August lernten diese Treppe kennen; und endlich betrat auch Kaiser Alexander die kleine Dachstube. Hier beriet man heimlich. Denn dem Hause gegenüber hatte sich, um es zu beobachten, bei einem Schneider Herr von St. Marsan, der französische Gesandte, eingemietet. Blücher aber kam von Kunzendorf her in die Stadt gefahren, und donnerte gegen „das Zeugh von Diplomahtikern".

Da erschien der Aufruf des Königs.

Der Entwurf Ancillons war in den Abendsitzungen beim Staatskanzler verworfen. Nun arbeitete Hippel. Die Arbeit ward dem Könige vorgelegt, aber ohne Überschrift. Da nahm er die Feder, und schrieb darüber: „An mein Volk." Und der Aufruf erschien vor allem Volk.

Aber eins fehlte darin. Der Feind war nicht genannt. Wer war der Feind?

Gehen wir vom Rathaus die Straße hinab, den goldnen Zepter zur Rechten lassend, abwärts. Wir gehen durch die Reihen alter Steinhäuser städtischer Patrizier und bescheidener Kleinbürger. Alle zeigen der Straße hohe schnörkelhaft geformte Giebel im Stiel der Renaissance. Dem entsprechen die Bildnereien am Stein und die Schlosserarbeiten an Thoren und Thüren, die Arbeit der Schreiner, die Arbeit der Kunstschmiede in Ornamenten in Blatt- und Blütenform. Jede Anlage zeigt alten Reichtum und alte Größe.

Wir gehen, links und rechts schauend, die „Schmiedebrücke" hinab zwischen mächtigen Zeugen des alten Handels der Stadt. Immer blieben die Quellen ihrer Kraft. Denn von Osten trafen die Polen ein, Magnaten wie Juden. Es zogen dazu die Pelzhändler von Kiew und Nowgorod heran. Noch früher hatte man die Kamele und Lasttiere persischer Kaufleute rings ums Rathaus auf diesem Markt gesehen. Und die Warenzüge wiederum nach Osten hatten in dieser Stadt ihren Schwerpunkt.

Am Ausgang dieser Straße sehen wir rechts ein stattliches Haus. Einst als Konvikt gehörte es, wie auch die kaiserliche Burg, den Jesuiten. Jetzt war es, wie die Burg, an die Universität übergegangen. Es war physikalisches Institut geworden.

Hier wohnte Professor Steffens, der Norweger und Mineralog. Hier hatte er seinen Hörsaal. Und hier erklärte er seinen Zuhörern, daß er am folgenden Tag

ihnen sagen werde, wie die Dinge eigentlich lägen. Alles strömt hinzu. Im überfüllten Raum ruft er zum Krieg gegen: Frankreich. Er ruft den Zuhörern zu: Das Gewehr auf die Schulter — Freiwillige vor — ich gehe voran! Die Begeisterung umflutet ihn, die Begeisterung strömt durch die Straßen. Scharnhorst geht vorüber. Er hat gehört, was geschehen. „Ich wünsche Ihnen Glück — ruft er über die Straße herüber dem Professor zu — Sie wissen nicht, was sie gethan haben!“ Es kommt ein Diener vom Freiherrn vom Stein. Er ladet Steffens in den goldnen Zepter. Und in seinem Bett auf der Oberkammer sich aufrichtend dankt er ihm. Denn nun ist Klarheit in die Lage gekommen. Und nun endlich muß es vorwärts gehn.

Der Landsturm wird nun geformt. Die Stadt wird ein Feldlager. Strohbündel in den Prunkgemächern, Musketen und Piken, und jubelnde Grüße und Lieder auf den Straßen.

Das war der Aufruf ans Volk. Das war der hochgemute Beginn einer Bewegung, die, hier auflodernd, von hier aus das Land der Väter befreite.

Aber es war freilich nicht alles nur Jubel. Es war ein heiliger Ernst in der Bewegung. Es wurde unerhörtes Entsagen verlangt, und es wurden unerhörte Opfer gebracht.

Wenn wir Krieg und Thaten beschreiben, so sind wir geneigt, die tiefen Klagen zu vergessen, welche neben dem Jubel hergehen. Ein schlesisches Bauernmädchen aber dichtete im Sinn ihrer Brüder damals, die im Landsturm

zogen. Und wenn alle dieses Liedes vergessen, ich kann's in seinem echten, schönen, volkstümlichen Ton der Wehmut nimmer vergessen. Sie sang:

Nun adje, herzliebster Vater,
nun adje, so lebet wohl.
Wollt ihr mich noch einmal sehen,
steigt hinauf auf jene Höhen,
Schaut herab ins tiefe Thal,
schaut ihr mich zum letztenmal.
Nun adje, herzliebste Mutter,
nun adje, so leb' sie wohl;
Hat sie mich zum Schwert geboren,
und zum Feinde auferzogen,
O du großes Herzeleid!

# Amt und Gemeinde.

Wenn man in einer gewissen Gegend den Bahnhof verlassen, und drei Stunden lang durch Roggenfelder und einzelne Höfe einen ziemlich langweiligen Weg zurückgelegt hat, so kommt man, wenn die Post nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thut, um 4 Uhr nachmittags an einen großen Edelhof, wo der Postillon am Krug neben der Linde regelmäßig anhält, der Wirtin einen Kalbsbraten oder eine Hammelkeule vom Bock herabreicht, die er ihr aus der Stadt mitgebracht hat, und als Entgelt dafür ein mächtiges Glas Weißbier trinkt, während der lang aufgeschossene grüne Junge im blauen Kittel den alten Postgäulen mit einem Weidenbusch die Fliegen abwehrt.

Mit diesem Edelhof nun, an dessen Parkmauer man lange hinfährt, hat es eine eigene Bewandtnis.

Im alten Herrenhause, welches mit seinen Giebeln, seinem massiven Burgturm und seinen weitläufigen Flügelbauten über die Gipfel der Linden und Ulmen hervorsieht, residiert ein Herr, der doch nicht der Herr ist. Der junge Mann benimmt sich vollständig als Herr, alle

Gerichte des Landes haben ihm die Herrschaft zugesprochen. Er ist und bleibt der anerkannte hochfreiherrliche Gutsherr. Kein Mensch weit und breit bestreitet das. Keiner wenigstens thut das öffentlich. Die Jagdgesellschaft in der großen Halle läßt den freigebigen Wirt hochleben, dessen Burgunder unerschöpflich scheint, und alle Knechte, Kutscher, Bediente, Waldwärter schreien auf dem Hofe des Freiherrn Herrlichkeit aus, dessen Keller ihnen gleichfalls unerschöpflich scheint. Nur einer ist's, welcher es sich herausnimmt, gegen das „Recht" des Freiherrn zu protestieren.

Dieser eine sitzt im entlegensten Teil des Parks in einem kleinen, alten Orangeriegebäude, welches zu einem dürftigen Wohnhaus ausgebaut ist. Dies ist's, was von der ganzen Herrschaft ihm, dem „rechtmäßigen Herrn" — denn so nennt er sich — geblieben ist. Geblieben ist ihm dies Haus — er hat es sich ausgebaut. Geblieben sind ihm die Bilder seiner Ahnherren. — Da hängen sie, und blicken ernst auf ihn herab. Der Freiherr hat die Wände seines Gartensaals, seines einzigen Gemachs im Erdgeschoß, dicht damit behängt. Geblieben sind ihm alle Wappen und Waffen seines Hauses — sie umgeben ihn als Zeugen glorreicher Vergangenheit. Geblieben ist jedes Stück des alten schweren silbernen Tafelgeschirrs, Schalen, Humpen und Becher; — sie stehen da auf seinem Tisch und liegen in seiner Truhe. Auch kein Stück der eigentlichen Zeugen der Vergangenheit seines alten, edlen Hauses hat er verkaufen oder versetzen wollen. Er will lieber darben.

Da sitzt er nun der starkgebaute, breitschultrige Freiherr mit der eisernen Stirn. Da sitzt er und pocht auf sein Recht.

Auf sein Recht? Armer Mann! Ein magerer Vergleich ist doch immer besser, als ein fetter Prozeß! — So hatten ihm seine Anwälte auch zugerufen. Vergebens, er wußte sich im Recht und er durfte, so dachte er, und wollte vom Erbe seiner Väter freiwillig auch nicht eines Fußes Breite abtreten, nicht so viel Erde, daß man eine Rübe drin ziehen konnte. — Und deshalb — alles verloren!

Er war auf das Äußerste vorbereitet gewesen. Keine Muskel seines Gesichtes hatte gezuckt, als das letzte Urteil kam. Er zog in dies kleine Haus. Aber er war und blieb, was seine Väter seit Jahrhunderten gewesen waren, jetzt nur: arm, sehr arm, aber — er hatte seine Pflicht gethan.

Im großen Herrenhause wohnte die Gewalt. Im kleinen Gartenhause trauerte das Recht. Und das Recht trauerte christlich. Es tobte und wetterte nicht. Kein unehrerbietiges Wort hörte man aus des Freiherrn Mund, nicht über die Gerichte des Landes, nicht über seinen Fürsten, nicht über den „Emporkömmling“ im Herrenhause, der sich in seinen Hallen pflegte, auf seinen Polstern streckte, in seinen Betten reckte, in seinen Wäldern jagte. Nein, er trug sein Leid still und gefaßt.

Er trug's nicht ganz allein. Nicht allzuselten fuhr ein Wagen vor. Die Insassen gehörten irgend einer der Familien des Landes, vom Stand der Bauern oder des

Adels oder der Bürger. Sie kamen, dem Freiherrn ihre Achtung zu bezeugen. Von dem „Emporkömmling" im großen Herrenhause nahmen sie keine Notiz. Nicht selten sah man zur Abendzeit etwa einen einzelnen Reiter des Wegs kommen.

Wo wohnt der Freiherr? So fragte er einen der Jäger oder Diener des großen Herrenhauses.

Der gnädige Herr wohnen hier auf dem Schloß! — versetzt der Angeredete.

Thorheit! ich meine ja den wirklichen Herrn, den alten Freiherrn. Der junge Herr geht mich nichts an!

Nun der alte Herr wohnt dort im Gartenhaus! Da können der Herr aber nicht übernachten. Es ist kein Raum in dem kleinen Nest.

So? hat der würdige alte Freiherr vielleicht eine Dachkammer noch, so eine Bodenkammer unterm Dach?

Allerdings, Herr! O ja, das mag doch wohl! sagt der Diener verlegen.

Nun gut, lieber dort auf blankem Stroh unterm Dach, als im Schloß auf seidenen Betten. — Gott befohlen mein Freund! —

Das war eine Freude für den einsamen Herrn, wenn solch ein Gast kam, der ihn verstand, der seine Festigkeit billigte, der mit ihm trauerte und mit ihm bekannte.

Aber die größte Freude, wenn des Abends vor den hohen Festen die beiden schlanken Jungen des alten Witwers von der Schule her ankamen. Für seine Söhne behauptete er ja Anspruch, Recht und Freiheit. Für sie rettete er die Erbstücke des Hauses. Um des gehei=

ligten Rechts willen, welches vor Gott und den Menschen gilt, aber auch für sie, seine Söhne, litt und darbte er, und wich nicht um eines Fingers Breite.

Die alte Wittenberger Bibel schlug er zu. Ein Vorfahr des Hauses hatte die vergilbten weißen Blätter mit Sprüchen bedeckt. Er schlug sie zu und sprach: Meine Söhne, bleibt treu in eurem allerheiligsten Glauben. Eure Väter haben auf der Lochauer Heide und bei Lützen und bei Nördlingen dafür im Feuer gestanden. Weicht nicht wie die feigen Memmen. Haltet fest, edel in Wort, in der That, in guter Sitte. Haltet den Kopf hoch! denkt, aus welchem Geschlecht ihr seid. Thut nichts Gemeines! Eure Vorfahren haben sich vor jedem Streit erst auf die Kniee geworfen und dann aufs Pferd. Auf den Knieen haben sie gerufen: „Hilf Herr am Kreuz!“ Blickt auf den Brustharnisch dort! da steht's. Und dann haben sie mannhaft gestanden. So betet, so steht! Und ehe ihr etwas Feiges und Feiles, etwas Gemeines und Unehrenhaftes zulaßt oder thut — darbt, hungert — sterbt! Ihr seid Christen und Edelleute. Rein das Herz, rein den Schild! Gute Nacht! —

Er steht dann noch lange am offenen Fenster. Die Wipfel der alten Ulmen des Parks blicken zu ihm herüber. Sie rauschen im Nachtwind. Das Gebell der Rüden schallt vom Schloß her, von seinem Vätererbe. Der alte Freiherr aber blickt aufwärts zu den Sternen, welche über finsterm Gewölk und über aller Erdennacht dort siegreich stehn, ja, siegreich funkelnd stehn. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Geneigter Leser, sollte der alte Freiherr dir etwas Interesse und etwas Achtung abgenötigt haben? Solltest du nach dem Schloß und nach dem Gartenhaus fragen? Nun so frage. Dir kann geholfen werden. Jene Post fährt noch, der alte Freiherr lebt noch und die ganze Geschichte spielt noch.

---

Es war im Herbst 1881. Von der Berghalde, wo man vor uralten Tannen vom verwitterten Granitblock aus eben noch tief in das weite blaue Land sah, waren die Wanderer in der Großstadt eingetroffen. Ein bejahrter Kirchenrat führte den Erzähler in sein Amt ein. Und dieser hat darin immer eine höhere Leitung erblicken müssen. Man wird im ersten Bande dieser Aufzeichnungen (S. 169) den Grund finden. Die hohe Gestalt, welche an diesem Altar willkommen hieß und segnete, sie war dessen, welcher vor dreißig Jahren den jungen Hauslehrer in Wien, der seine Rede las, in sein jetziges Amt innerlich schon berufen hatte.

Das Amt war dreifach. Es war dasjenige, welches der treffliche Böhringer inne hatte.

Zu den Sitzungen des Kollegs versammelte der Direktor in seiner Wohnung. Es war die, welche er seit vierzig Jahren bewohnte. Sie war auf der uns bekannten Schmiedebrücke, welche vom Rathaus zur Universität führt. Man versammelte sich in einem der Räume. Und genau zur festgesetzten Zeit ging man in das Sitzungs-

zimmer. Da sitzt denn der liebe Direktor, Geheimrat Dr. Huschke, Freund der Steffens und Scheibel, Protokolle vor sich, Akten neben sich, auf seinem Sofa. Das feine, wahrhaft edle Gesicht mit den geistvollen Augen begrüßt immer freundlich. Es ist die ruhige Mitte der Verhandlung. Einer der geistlichen Räte liest abwechselnd den Psalm und schließt das freie Gebet für die Beratungen daran. Nun verließt man das Protokoll der vorigen Sitzung. Es muß ergeben, ob die an die Räte vom Direktor verteilten Arbeiten eingereicht, abgeschrieben und expediert seien. Dann hält, wenn das Protokoll allseitig unterzeichnet ist, der Reihe nach jeder der Räte Vortrag über die ihm zugeschriebenen Akten. Es wird beraten und notiert. Und ist der Vorsitzende überstimmt, so sieht man ihn nie anders, als kindlich heiter. Er hat eben seine Schuldigkeit gethan.

Die Sitzungen, welche schwerlich jemals ohne wohlwollende Heiterkeit und ohne die feinen humoristischen Bemerkungen des Vorsitzenden verliefen, brachten Neues aus all den weit umher gestreuten meist so kleinen Gemeinden. Hier ein Kassenbericht von Köln am Rhein, dort eine Abrechnung von Parochie Insterburg-Königsberg-Tilsit. Die Gemeinde Waldenburg berichtet über Anlage eines Gottesackers, Posen über den Kirchbau, Erfurt über Schulsachen. Aus Pommern hat der Superintendent die jährlichen Verwaltungsberichte der Pastoren seiner Diözese gesendet, aus Stettin liegt ein Kirchenzuchtsfall vor. Der Superintendent von Elberfeld berichtet über die Bedienung der Gemeinden in Baden. Aus

Nassau kommt Anfrage wegen eines Baues in Hessen. Frankfurt a. M. bedarf einen Hilfsprediger, und Frankfurt a. O. hat einen Bauplatz für Kapelle erworben. Aus Guben Anfrage betreffs unsers Diakonissenhauses, aus Luzine die frohe Nachricht, daß der Kirchhofsprozeß beim Reichsgericht gewonnen sei. Der Rendant der Berliner Gemeinde sendet Zinsen. So geht es weiter.

Jeder der Räte trägt vor bis zur Beschlußfassung. Der Kassen-Rendant pflegt eine Menge Nummern mitzubringen, berichtet und rät. Der Direktor kennt die Sachen alle. Er hat sie in Empfang genommen, geöffnet, den Räten zugeschrieben. Der Registrator hat sie nummeriert, gebucht, den Referenten zugestellt. Aber obwohl der Vorsitzende sich sein Urteil längst bilden konnte, er schweigt, er redet zuletzt.

Er redet und tritt ebenso bescheiden, ja demütig zurück, obwohl er der ist, dessen Geist die Verfassungsgrundsätze entstammen, welche so oft in großer Unkunde hierarchisch und katholisierend genannt sind. Er hatte die Kirche eben als Thatsache und nicht als Lehrsatz nur begriffen. Er hatte jenen „Fortschritt", wie Kahnis es nannte, in die That übersetzen können, welchen Stahl und Vilmar, Löhe und Kliefoth lehrhaft forderten. Es ist der Fortschritt, den zu machen die Kirche unseres Bekenntnisses, wo sie frei sich ausgestalten kann, durch die Lage genötigt ist.

Doch wir sind ja noch in der Sitzung. Aber was vorlag, ist nun erledigt. Es folgt der Schluß. Es folgt wieder das Gebet. In schweren Sachen wird

Gott angerufen, bei fröhlichem Gelingen wird ihm gedankt. —

Stunden sind so dahin geeilt. Nun trägt der Bediente die Platte mit dem einfachen Abendimbiß herein. Und jetzt folgt freie Unterhaltung. Der ehrwürdige Gerichtsrat von Rh. redet vielleicht noch über Hypotheken und mündelsichere Kapitalanlagen, denn er war jetzt unser unersetzlicher Sicherheitskommissar in allen Kassensachen, während er immer unser Berater in Prozeßsachen war. Dr. Besser, welcher von Waldenburg zureiste, hatte die praktische Theologie. Kirchenrat Nagel, kränklich, gehörte nur nur noch kurz zum Kolleg.

Später traten dann Landgerichtsrat v. Fl. und Oberlandgerichtsrat H. in die Lücken. Jener stämmig, untersetzt, ein Bild der Gesundheit, durch frühen Tod heimgeholt, bearbeitete in liebenswürdiger Treue die Verhandlungen mit dem Oberpräsidenten und dem Ministerium. Darin folgte ihm dann H. In hervorragender juristischer Schärfe schrieb er seine Rechtsgutachten. Der treffliche Superintendent M. hatte seine Stärke in den Auseinandersetzungen zwischen Pfarrern und Gemeinden, in Schul- und Emeritierungssachen. Und von B. war aus Liebe unser Sekretär. Dann traten später andere ein.

Doch ich schweife ab. Selbander ging man, während Dr. Besser in den Räumen des Direktors sein ständiges Nachtquartier hatte, heimwärts, durch die Schmiedebrücke am goldenen Zepter hin nach dem Ring, oder über den Neumarkt, wo auf dem Brunnen der steinerne, etwas

philisterhafte Neptun mit seinem Dreizack steht, den das Volk den „Gabeljürge" nennt.

---

Das zweite der Ämter war die Superintendentur. Sie erstreckte sich über zehn Parochien.

Nun aber zur Gemeinde.

Als es den Aufbruch aus dem großen Hause an der Johanniskirche galt, rief ich der Hausfrau zu, sie möge verkaufen, was irgend möglich sei, denn in der unabhängigen Kirche gäbe es für die Pastoren nur noch Dachkammern. Und dieses war mein vollkommener Ernst.

Es ist doch sehr gut, unter Umständen, mit sehr geringen, ja trüben Erwartungen an eine Sache zu gehen. Nun waren die Erwartungen beschämend weit übertroffen. Die Gemeinde baute ein großes und schönes, ja elegantes Pfarrhaus in einer der vornehmsten Straßen der Stadt. Unter uns wohnte der Küster der Gemeinde, über uns der Leiter unseres theologischen Seminars. Hier ist der Raum zugleich, in welchem die Studenten als Seminaristen zu den Vorträgen und Repetitorien ihres Direktors sich versammeln, indem sie nebenher die Hörsäle der Universität besuchen.

Und nun halten wir einmal Umgang in der Gemeinde.

Gleich im Anfang hinaus zu den treuen Bauern in der Umgegend. Es war Bibelstunde beim trefflichen Vater Schröder in Domslau. Es war auf seinem Hof. Jetzt hatten wir geschlossen. Da nötigte Vater Schröder — nie vergesse ich's — mit ihm ins Nebenzimmer zu treten. Es war ihm ein Herzensanliegen. Wir traten ein.

Da stand ein Tisch in der Mitte. Ein weißes Laken war darüber gebreitet. Und darauf — eine Schale für das heilige Brot, und ein Kelch, beides von: Holz. Ich stand betrachend. — „Sehen Sie — sagte der Alte — davon kommen wir her. Das ist unser Anfang. Wie freuten wir uns, wenn, da doch alle unsere Pastoren im Gefängnis saßen, der selige Pastor Wedemann kam. Der reiste allein noch umher. Und hatten wir ihn bei Nacht und Nebel glücklich über den Fluß herüber hier, so teilte er uns mit diesen Gefäßen das heilige Abendmahl aus. Davon kommen wir her!"

Ja davon kommen wir her!

Angesichts dieser Treue verkriecht sich jede Schwächlichkeit. Denn die That, eine Riesin, wenn auch im ärmsten Kleid, schreitet vor ihr durchs Gefild. Und die Schwächlichkeit folgt ihr beschämt durch Sonnenschein und Regen. Bauern sind in Seßhaftigkeit und Treue, die Scholle in fester Hand, immer das beste Fundament für Gemeinden.

Mein besonders günstiger Freund, der Schlachtermeister, der nur das liebe Vieh en gros kaufte und wieder abgab, kam dann wohl mit seinem schönen offenen Wagen und fuhr mich auf die Dörfer hinaus. Da waren die vier Gärtner in der Gemeinde; im Frühling schenkten sie uns Blumen, und Trauben im Herbst. Da waren die Alten zu besuchen. Jene taube Großmutter erhielt das Sakrament und ihre blinde Tochter richtete alles zu. Die eine hatte das Gesicht, die andere das Gehör, und so war ja alles eigentlich in Ordnung.

Und gern gedenke ich jener frommen Witwe. Sie war fernher vom Dorf. Der Vater war so arm. Aber als der Nachtwächter eines Abends am kleinen Haus vorbeiging und ließ den Kopf hängen, und sich mit dem Rockärmel die Thränen aus den Augen wischte, da reichte er dem Weinenden das letzte Brot, welches im Hause war, schnell durchs offene Fenster hinaus, und schlug dann rasch das Fenster zu. Die Mutter und die Tochter sahen's und — weinten. Da ging der Vater still hinaus. — Ein paar Tage später arbeitete er auf dem Feld. Da kam ein Mann des Wegs daher, stand still und fragte, ob er nicht eine Tochter zu vermieten hätte? Er wüßte einen guten Platz draußen an der Stadt, ein guter Dienst. — O ja! sagte der Angeredete. Und die älteste Tochter, ein frommes Kind, ging also in Dienst. Der Herr war ein Witwer, die Magd betete und arbeitete unsträflich, und der Herr heiratete sie. Und starb nach vielen Leiden. Die in Trübsal erprobte Witwe aber war nun eine sehr reiche Frau geworden. Und hatte der Vater ein Brot durchs Fenster hinausgereicht, so hat sie wieder den Ihrigen und anderen unzählige Brote gespendet, und noch etwas dazu, und spendet noch. Ein Strom von Segen geht aus dem Haus. So königlich gibt der Herr, Herr!

Aber nun zur Stadt. Eine nicht geringe Anzahl ehrenfester Bürger, Handwerker und Kaufleute, vom Holz- und Irdenwarenlager an Corpus Christi bis zum Topfkram im Rathaus und darüber hinaus, trug die Gemeinde und stellte rüstige Kirchenvorsteher. Neben dem Bauern-

stand steht hier der alte zuverlässige Stamm der Stadt-Gemeinde.

Es fehlte nicht am geselligen Verkehr.

Oft sammelte der Mittagstisch bei Geheimrat Huschke geistreiche Männer.

Oder ich gedenke der edlen Witwe, der Geheimrat von L. auf Wiese und ihrer Töchter.

Im Park zwischen alten Platanen liegt das Schloß. Die hochbetagte Edelfrau sitzt auf der kühlen Veranda und blickt durch die Baumpartien nach der gegenüberliegenden Höhe, auf der sie über dem Grab ihres Gemahls die hohe Kapelle baute. — Es ist ein stiller Nachmittag. Kinder und Enkel, welche die Großmutter so gern umringen, sind nach und nach heimgefahren. Nun sitzt sie, den Blick zur Höhe gerichtet. — Jetzt tritt die Gesellschafterin hinzu. Der Bote hat wieder Briefe in Fülle gebracht. Briefe voll Dank, Briefe voll Bitten. Die Beratung beginnt. Denn weit über Land und Leute blickt von hier das Auge, und nach allen Richtungen erschließt sich das Herz und öffnet sich die Hand. Gott gab ihr, und sie spendet reichlich. Sie gibt nicht nur so hin, sie berät, sie überlegt, sie ordnet ins einzelnste, und für das Kleinste ist sie mütterlich bedacht. Wer wendet sich nicht an sie, und sie erwägt, rät, hilft. Bald ist's eine Stiftung, für welche sie Schenkung macht, bald ist's ein Schwarm bleicher Kinder, denen sie Landluft bietet, so daß sie fröhlich werden in ihrer Güte. Bald zündet sie in der Stadt den Armen die Weihnachtsbäume an, bald sendet sie Bedrängten die heimlichen

Gaben oder gibt für Badereisen und Ärzte. Welche Lobopfer hat sie in Pfarrhäusern hin und her angezündet, welche Thränen der Witwen in Dachkammern getrocknet, welche Gaben auf die Altäre der Kirche gelegt! —

So fand ich sie, wenn ihr Wagen kam, den Seelsorger zu holen, ihr das Sakrament zu reichen, oder mit Freunden zusammen an ihrem Tisch zu sitzen.

Ihre Hilfe war lange Zeit, wenn es galt, für die Armen zu sorgen, oder den Konfirmanden Kleider zu beschaffen, die unermüdlich thätige K. Unverehelicht konnte sie sich, eine rechte Gemeindediakonisse, ungeteilt dem Dienst an den Armen und Kranken widmen. Früher unterhielt sie Verbindung mit Neuendettelsau, jetzt mit Dresden. Trotz Wind und Wetter ging sie ab und zu.

Zu den Alten der Gemeinde gehörte der liebe Major von L. Wenn der Kaiser nach Breslau kam, so stand der liebe, alte Herr mit den langen Reihen seines Kriegervereins vor dem Zentralbahnhof. Dann sagte der Kaiser, dem er vorgestellt wurde: „Sollte ich denn den alten Lingk nicht kennen!“

Da saß, blicke ich weiter, in ihrem Sessel hinter dem großen Lichtschirm das bleiche, edle Angesicht jener geistig bewegten Witwe. Aus ihrem Sitz an den Silberminen des Ural war sie von der Fürstin Domidoff an einen Arzt in Petersburg gewiesen worden. Aber sie reiste dorthin mehr mit Fragen des ewigen Lebens und des Heils beschwert, als mit der Sorge für leibliche Heilung. Und in Petersburg angekommen, schloß sie endlich dem

seligen Generalsuperintendenten Frommann das Herz auf. Er gab der suchenden Seele auf ihre unzähligen Fragen die Antwort. Ihr Eheherr starb. Sie suchte einen Wohnort. Sie wählte unsere Gemeinde, fand und blieb. In ihrem Tagebuche finde ich:

„Petersburg 1852.

Wie ein schwacher Schimmer leuchtet manchmal in meiner Seele die Wohlthat hervor, die Gott uns erwiesen durch seine Liebe, daß er Mensch wurde, um uns zurück zu führen zu ihm, zum Segen, zur Wonne, für die er uns erschuf. — Möchte bald dieser schwache Schimmer zu einem Stern werden, der mein Leben erhellt, in dessen Glanz all mein Denken, Wollen und Handlen sich bewegt."

Und dieser Stern ging ihr auf. Nun ruft sie:

„So wirf dich denn im Staube nieder,
Ergib dich ganz in seine Hand,
Sei still dem Herrn und gehe wieder
Bis er dich ruft ins heil'ge Land."

Und in allen Nächten:

„O bleib, schlag deine Wohnung
In meinem Herzen auf,
Nur wenn in ihm du thronest,
Wird hell der Lebenslauf."

Und wie könnte ich umhin, der lieben Ferdinande von Prittwitz zu gedenken. Sie gehörte zu der Familie, von der man sagte, daß sie gute Witze mache. So hatte jener Rittmeister der Zietenhusaren den König

nach der Niederlage von Kunersdorf mit vierzig Mann seines Regiments herausgehauen aus dem Feind, und vor den Kosacken gerettet. Mein liebes Pfarrkind zeigte kirchlich denselben Mut. Und dies nicht nur, wenn sie an ihrer Staffelei fröhlich scherzte, sondern auch wenn sie handelte.

Am Tisch des Professor V. fand man Juristen und Professoren der Universität. Der Hausherr war aus Italien von seiner Ätna-Besteigung zurückgekehrt, oder von einer Zusammenkunft der Ärzte in London, und wußte zu erzählen. Oder er kam aus Konstantinopel zurück, wohin er berufen war, um einen Pascha zu heilen. Und zurückgekehrt erzählte er von der Audienz beim Sultan und zeigte seinen großherrlichen Medschidsche-Orden, den er richtig verpackt mit nach Haus gebracht hatte.

Als Dr. Brachmann die Stadt verlassen und Wohnung im Gebirg gewonnen hatte, trat für den musikalischen Teil der edle Rat von Fl. mit seiner Gemahlin ein. Indes, wie gesagt, nur kurze Zeit. Ebenso war es mit dem Hause des Rats von G., des ersten, den ich zu bestatten hatte. Seine Tochter wurde eine treue Hilfe für das Vereinswesen im Gebiet der weiblichen Diakonie. Der treue Professor Reiche aber schrieb die Geschichte der Gemeinde.

In diese Reihe gehörte auch bald der liebe Freund Fick, Professor der vergleichenden Sprachkunde an der Universität. Er wird wieder erscheinen.

Später kam das Haus des Staatsanwalts, jetzigen Oberlandesgerichtsrats v. Rh. hinzu. Als er als Rat in unser Kolleg trat, war ich oft wöchentlich sein Gast.

Als er in Berlin wirkte, fuhr ich mit ihm durch den Grunewald. Möchten uns beiden die Stunden unvergeßlich bleiben, wo er mit den Kollegen und meinem alten Schüler B., dem fleißigen Rendanten der Allgemeinen Kirchenkasse, zu Sitzungen des Kollegs bei mir eintrat!

Die Geselligkeit innerhalb der Gemeinde wurde schließlich durch das Haus des Dr. von F., Redakteurs der Schlesischen Zeitung, bereichert, der aus Rußland zu uns übersiedelte. Lebendig, geistvoll brachte er die politischen Fragen aus aller Welt Enden mit, immer neu beleuchtet.

An jedem Tisch aber und in jeder Gesellschaft war früher der alte Freund Dr. Besser das belebendste Element. Sein sprudelnder Humor war unerschöpflich. Er schämte sich jetzt seines früheren politischen Enthusiasmus. Er hatte Lamarmora gelesen. Mangel und Not hatte er der Kirche wegen getragen. Als er seine „Bibelstunden" schrieb, war er in Pommern am meisten bei Bauern und Taglöhnern zu Haus, und Dreschtennen und dunkle, rauchgeschwärzte Dehlen und Hausfluren waren seine Kirchen. Jetzt war er willkommener Gast in allen Kreisen. Und aus allen wußte er zu erzählen. Das war oft vergnüglich. Wehe aber dem, welcher bei Konferenzen etwa in derselben Kammer mit ihm zu schlafen sich verurteilt sah. Er konnte eben nicht schlafen, weil Besser unermüdlich im Geplauder und geistvoller Rede war.

In jedem Freundeskreis, wenn er eintrat, laut begrüßt, war er immer der letzte, der sich erhob. Selbstverständlich ließ er in jedem Hause irgend ein Stück seines

Inventars, seinen Stock, oder seine Brille, oder eins seiner Taschentücher, oder seine Zigarrentasche. Am andern Tage gingen dann Boten aus. In der Hauptsache war für das Wiederauffinden gesorgt. Auf die Zigarrentasche, wie auf das, was auf den Reisen begleitet, hatte man mit großen Buchstaben sorgfältig drucken lassen: „Dies gehört Dr. Besser.“ Aber auch ohnedies wußten die Eisenbahnschaffner auf seinem Wege, daß in den Wagen zweiter Klasse Zurückgelassenes durchschnittlich dem Doktor gehöre. Sie hoben's ihm auf und trugen's ihm nach. —

In unserm Hause war immer helle Freude, wenn der heiter Zerstreute vor Sitzungen eintraf, wenn es hieß: „Onkel Besser kommt!“ Und seine Beruhigung und Freude wars, daß in der Bibel stehe, daß Paulus seinen Mantel vergaß und zu Troas liegen ließ. So war er ja legitimiert, der treue, unvergeßliche Freund. Hinter dem Scherz stand immer der Ernst der größten Tiefe.

Zwei Punkte rechts und links von der Stadt gehörten damals noch zur Gemeinde. Jetzt sind sie zu anderen Parochien gelegt.

Auf ihrem Schloß zu Schwedeldorf wohnte mit ihren Kindern die verwitwete Baronin. Oft spendete ich hier das Sakrament. Und ebenso geschah es in jenem Grafenhaus an die junge Gräfin, ihre Tochter.

Unvergeßlich bleibt auch die edle Baronin Richthofen. Ihr Seelsorger war Dr. Besser. Die edle, höchst geistvolle und bedeutende Frau, hatte alle Schlachten mit dem Sohn, dem Domherrn, zusammen geschlagen, der endlich mit ihr

zur lutherischen Kirche gehörte. Sie beschrieb sein Leben. Und sie bewahrte seine Bibliothek, aus welcher mehr als ein Buch in den Besitz des Schreibers dieser Zeilen überging. Sie war bekenntnisfrohes Glied der lutherischen Kirche, ihr Hausherr und Gemahl war katholisch. Welche Kämpfe hatte sie zu bestehen gehabt!

Es liegen hier Briefe vor mir, welche ein junger Graf v. W., Konvertit, ihr aus dem Priesterseminar in Prag, später von Glatz aus, schrieb. Er freute sich, daß er „das unblutige Opfer von unendlichem Werte habe, das ich dem Herrn täglich aufopfern kann, und so mich der Herr noch würdigt, noch mit eigenen Händen vollbringen werde!“ Und dann suchte er zu beweisen, daß die Baronin „die gröbste Sünde unbeachtet lasse, nämlich den Abfall von der katholischen Gemeinschaft“. „Begehen Sie nicht die gefürchtete Sünde gegen den heil. Geist, wenn Sie Ihr Herz gegen die Mahnungen der Kirche verhärten? Der Abfall von der Kirche ist eine Sünde, welche die entsetzlichsten Sünden im Gefolge hat.“

Ging ich nachmittags durch die Stadtgemeinde und war der Tag heiß, so pflegte ich auf zwei Punkten zu rasten. Auf jenem Platz, wo der steinerne Gabeljürge, der den Brunnen ziert, etwas verdrießlich auf das junge Volk herabblickt, welches leichtfüßig an ihm vorbei rennt, und auf die liebe Jugend, die ringsum spielt — standen noch die Marktbuden und darunter eine, welche hölzerne Waren feil hielt. Ihr freundlicher Inhaber setzte mir einen Schemel in den Schatten vor seine Thür. Ich genoß die Kühle und sah dem Spiel der Kinder

zu. Der andere Ruhepunkt war jenseits der Brücke, auf die man tritt, sobald man den hallenden Bogengang verläßt, welchen der alte Bau der kaiserlichen Burg überwölbt. Dort jenseits des Stromes hatte die Obsthändlerin, die gute Frau J., ihre offene Bude von Holz mit Linnen überspannt. Hier saß sie von früh bis spät. Für mich hatte sie einen Schemel übrig. Und ich saß, wenn auch nur kurz, im Schatten, und sah links auf die Wellen hinab und rechts auf die Fluten der vorbeitreibenden Menschen.

Wir stehen am Schluß. Und der Schluß sagt alles.

Eines Tages mußte ich eine alte kranke Frau besuchen. Sie wohnte im Hinterhaus einer engen dunklen Gasse, die von der Schweidnitzer Straße abzweigt. Nun war ich durch einen Vorfall in der Gemeinde gerade sehr betrübt. In Sorgen trat ich auf den dunklen Hausflur. Eben erst hatte ich mein Amt angetreten. Jener Vorfall erschien mir als niederschlagendes Zeichen. Dunkel umgab mich — da, als ich den ersten Schritt auf den ersten Tritt der steilen, dunklen Treppe setze, höre ich eine Kinderstimme von oben her. Ich bleibe stehen. Ich horche. Es ist eine zarte, feine Stimme. Ich höre das alte Lied: Wie groß ist des Allmächtigen Güte. — Ich steige die erste, nun auch die zweite Treppe hinauf. Siehe da, ein kleines Mädchen, bleich, ärmlich gekleidet, sitzt im Halbdunkel auf der letzten Stufe der Treppe und singt, ja, das arme elende Kind singt: Wie groß ist des Allmächtigen Güte! — — — —

Da war ich so beschämt. Da war ich so getröstet!

Und wie oft stand mir dann, auch als ich sah, daß alle Befürchtungen völlig überflüssig, daß ich nur zu danken hatte, dieser Vers im Sinn. Ich Undankbarer hatte ihn seit fünfzig Jahren nicht gehört und völlig vergessen. Und nun sang's ein Kind mir wieder und bleibend in die Seele:

Wie groß ist des Allmächtigen Güte,
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht,
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

# Gelehrte Häupter.

Im stillen Klostergarten unter der breiten Linde, den Blick auf den Strom, saß im langen Hausrock und mit langer Pfeife gern der Geheimrat Elvenich.

Ein Kind der Eifel gehörte er der Bonner philosophischen Fakultät an. Dann war er als Professor hierher berufen. Er war Hermesianer. Er ging nach Rom, seinen Lehrer zu verteidigen. Als Hermes dennoch verurteilt ward, bewies der Schüler in einer Reihe von Schriften, daß man Hermes in Rom nicht einmal verstanden habe. Als das Jahr 1870 mit dem Vatikanischen Konzil kam, war Elvenich einer der ersten Altkatholiken.

Es war die gemeinsame Liebe zur Philosophie Anton Günthers, die zum freundlichen alten Herrn hinzog. Er bewohnte noch die Räume des Oberbibliothekars im Kloster auf dem Sand. Da las im Winter im schier undurchdringlichen Tabaksdampf dem Neunzigjährigen der Professor Weber aus Cartesius vor. Es war ein anmutiges Bild. Im Sommer aber saß der ehrwürdige Veteran gerade auf dem allerschönsten Punkt der Stadt, wie wir sahen, in seinem Garten unter der Linde, vor

sich links den Dom, und rechts das glänzende Wasserbecken, welches die Dampfschiffe furchen.

Professor Baltzer, sein Kollege, war gestorben. Gleichfalls Freund Anton Günthers, dem ich in Wien und darüber hinaus soviel verdanke, hatte er mit diesem immer auch in lebhaftem Briefwechsel gestanden. Ich kann nicht umhin, aus einem bisher wohl unbekannten Briefe Günthers an Baltzer etwas hierher zusetzen. Günther schreibt:

„Der Mensch braucht nicht viele Freunde; aber einer ist doch gewiß nicht viel, weil es nicht einmal hinreicht, um das Wort des HErrn in Erfüllung gehen zu sehen: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und der HErr weiß es: So oft wir bei Tag oder Nacht beisammen saßen, so war der HErr der einzige Gegenstand, auf den alles Andere bezogen wurde.“

Professor Weber, Altkatholik, in Acht und Aberacht, jetzt Bischof, hatte ein besuchtes philosophisches Kolleg. Es war ein Glück, daß man leichter mit ihm selbst, als mit seiner zweibändigen Metaphysik umging. Er selbst war freilich logisch scharf wie seine Schrift gegen Dubois-Reymond. Aber er war der liebenswürdigste Gesellschafter. Einig in der Frage über Geist, Seele und Leib, ebenso einig über die Verwerfung eines jeden Pantheismus, haben wir doch gern disputiert. Beide Anhänger Anton Günthers, waren wir doch nicht fertig, und es blieben Punkte genug für gute philosophische Scharmützel, wenn wir etwa beim Kaffee der lieben Freiin

von Richthofen, meines Pfarrkinds nach ihrer Mutter Tode, uns trafen, welches ausgedehnte geistige Interessen hat.

Auf Entdeckungen auszugehen, litterarische Bekanntschaften zu suchen, dies erlaubten die Geschäfte durchaus nicht. Nur wo besondere Umstände es forderten, traten Berührungen ein.

In seiner Domherrenkurie, Domstraße Nr. 3, saß, in Ruhe seine Zigarre rauchend, Kanonikus Professor Propst, Rektor der Universität. Ein freundlicher, gemütlicher Schwab, hatte er bereits sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert. Mit dem Blick zum Garten saß er im weitläufigen Bau einsam unter seinen Büchern. Schon 6 ½ Uhr früh hatte er seine Messe im Dom zu lesen. Dann gehörte er, wenn nicht Arbeiten des Kapitels oder der Universität vorlagen, seinen Studien. Er schrieb damals am vierten Band seiner „Liturgie der ersten drei Jahrhunderte“. Die Reihe seiner praktisch-theologischen Schriften ist erstaunlich, seine Hilfsbereitschaft und immer geduldige Freundlichkeit erquicklich. Wir saßen, und er sprach. — — Wir Protestanten pflegen die Väter oft nur zu sehr als nur litterarische Größen anzusehen, die man bearbeitet. Wir müssen auch lernen, sie als Diener desselben Herrn zu betrachten, als mit uns in demselben Hause Arbeitende, als mit uns in demselben Heiligtum Anbetende.

Der fürstbischöfliche Konsistorialrat Gitzler, gleichfalls hochbetagt, zeigte seine Weite schon dadurch, daß er den Geheimrat Huschke ganz besonders hochhielt. — Oft bin ich so beim Umgang mit bejahrten Katholiken

an die Zeit der Jugend, an die Zeit erinnert, in welcher sich über der konfessionellen Stellung hüben und drüben das gemeinsame Vaterhaus versöhnend wölbte.

Graf Ballestrem hat einmal, als „Testamentsvollstrecker“ Windhorst's, das Zentrum des Papstes „Leibgarde“ genannt. Dies ist gerade nicht sehr schön gesagt. Damals aber waren wir noch in friedlicher Arbeit gemeinsam thätig. Wir saßen auch mit Kanonikus Franz zusammen am großen grünen Tisch im Gebäude des Oberlandesgerichts. Unter Vorsitz des trefflichen Präsidenten Anton berieten wir emsig über Arbeiterkolonien. Die „Leibgarde“ hatte der Reichskanzler noch nicht geschaffen, wenigstens nicht die disziplinierte.

Gehen wir, nachdem wir die Brücke geschlagen, zu protestantischen Gelehrten.

Der große Bau der Universität war einst kaiserliche Burg. Überall sieht man noch den Doppeladler. Dann wurde er Jesuitenkolleg. Hier wohnte Geheimrat Galle. Denn hier ist die Sternwarte.

Eines Abends erzählte er mir seine Berliner Enddeckung.

Es war am 23. September 1846, als vormittags ein Brief von Leverrier in Paris eintraf. An diesen hatte Galle ein Jahr vorher eine Arbeit gesendet. Leverrier dankte. Er teilte aber auch seine Beobachtungen am Uranus mit, um Galle anzugehen, nach den Ursachen der Störungen zu suchen, welche sich in der Bahn desselben zeigen. Leverrier hatte diese Störungen aus dem Vor-

handensein eines noch unbekannten Planeten erklären zu müssen geglaubt. Er hatte berechnet, an welchem Ort des Himmels dieser Planet stehen müsse, wenn er die bemerkten Unregelmäßigkeiten wirklich erklären solle. Er forderte nun Galle auf, den Planeten an jenem Ort suchen zu helfen.

Galle trug den Brief zu Encke. Dieser, Direktor der Berliner Sternwarte, hatte wenig Zutrauen. Aber er überließ die Sache doch Galle. Der Abend kam. Galle beobachtete — und fand das Gestirn in der angedeuteten Gegend sofort. Encke wurde hinzugerufen.

Aber erst der folgende Abend, welcher die Bewegung des Planeten völlig erkennen ließ, gab Sicherheit. Und Galle berichtete nun Leverrier.

In einer Vorlesung bei Schelling hatte er über Janus gehört. Er schlug Leverrier diesen Namen für den neuen Planeten vor. Leverrier befolgte den Rat nicht. Er veröffentlichte, er habe die Benennung Arago überlassen, und dieser habe den Stern: Leverrier genannt. Gauß schlug dagegen, um vom alten Gebrauch nicht abzugehen, den Namen: Neptun vor. Encke folgte. Und so ist's denn geblieben. Und es sei gut so, schloß der Erzähler. Denn man könne wohl sagen: „Neptunozentrisch", nicht aber passend: „Leverrierzentrisch."

Wiederholt saß ich neben dem liebenswürdigen lieben Professor oben in seinem gewölbten Zimmer, welches in der Wand eingemauert noch die schwere Kugel aus einer der Belagerungen der Stadt bewahrt.

Professor und Konsistorialrat Meuß hat sich schon

durch sein „Lebensbild des evangelischen Pfarrhauses“ ein Verdienst erworben. Denn er zeigt die kirchliche und soziale Bedeutung desselben aus der Geschichte. Der Umgang mit dem ehrwürdigen Gelehrten, dem Schwiegersohn Schmieders, war immer ein Genuß, mochten wir uns auf der schönen Liebichshöhe im Freien, oder in den gastlichen Räumen der Baronin Richthofen treffen. Nun ist er heimgegangen.

Unter uns allgemein beliebt in seiner Milde und Bescheidenheit war Professor Friedrich Wilhelm Schulz. Aus der Schule Hengstenbergs, für die Erklärung des Alten Testaments gebildet und angestellt, schweifte er doch auch in die neutestamentliche Theologie hinüber. Er war unseren Studenten immer sehr freundlich. Mit Zöckler arbeitete er zuletzt für das „Handbuch der theologischen Wissenschaften“.

Von Tübingen war Professor Hermann Schmidt gekommen. Wie sahen uns nur in Gesellschaft.

An der Universitätsbibliothek fand ich den Göttinger, Professor Oesterley. Immer half er freundlich aus. Sein „Wegweiser durch die Litteratur der Urkundensammlungen“ hilft mir jetzt noch. Ebenso freundlich erwies sich an der Stadtbibliothek des Rathauses Professor Markgraf, bewandert in der Geschichte der Stadt, wie in der Gelehrtengeschichte Deutschlands ist er in der That nicht nur „Custode“. Er nimmt als Förderer der Wissenschaften eine Stellung ein.

Sie gehörten nicht zu den Gelehrten, aber ich kam mit ihnen in Berührung. Ich meine den Herzog von

Ratibor, ein gutmütiger untersetzter Herr, welcher im Provinzial-Ständehaus abstieg, wenn er aus Schloß Raudten eintraf, der Bruder des Kardinals und der Prinzeß Salm. Ich konnte seine Gefälligkeit nur rühmen. Der Oberpräsident v. Seydewitz im alten prächtigen Graf Harrach'schen Hause in der Albrechtstraße war immer leutselig. Über meine Stellung wunderte er sich freilich höchlich, denn eine evangelische Kirche neben der Union schien ihm in Preußen überflüssig. Er verpflichte ja, meinte er, seine Pfarrer auf die Bekenntnisse einschließlich der Konkordienformel.

Unmittelbar neben unserm Pfarrhaus hatte sich die rechte, die wahre Union eine freundliche Stätte verschafft. Die Baronesse Richthofen hatte offene Abende. Sie sah dann die verschiedensten Gäste. Neben dem frischen Präsidenten des Provinzialkonsistoriums erschienen die Konsistorialräte Meuß und Schubert, die Professoren Herm. Schmidt und Weber, der treffliche Ulbrich, Leiter des großen Diakonissenhauses und andere. Hier waren: Unierte, Irwingianer, ein Altkatholik und meine Wenigkeit, in herzlicher Freundlichkeit beisammen. Es wurde ein Vortrag gehört und besprochen. Man nahm dann Erfrischungen. Es waren schöne Abende.

## In Oxford.

Man muß nicht zu spät aufstehen. Dann ist's wunderschön im Kanal.

Man sitzt auf dem Vorderdeck. Der schöne Schwimm- und Rettungsgürtel, der unter jedem Bette in Bereitschaft liegt, ist mit stillem Behagen betrachtet. Man sitzt jetzt und blickt auf die kaum gekräuselte, glatte Flut. Wer denkt heut noch daran, daß hier einmal eine Armada zu Grund ging! Friedlich atmet man den frischen Morgen und — den Nebel ein.

Es war einer der schönsten Morgen des Frühlings von 1882. Da machte der Nebel die Fahrt unbeschreiblich schön.

Klar über den feinen auf die Wasser gebreiteten weißen Schleiern zeigen hochragend sich die Spitzen der Masten begegnender Schiffe und leuchtender Segel. Die Sonne taucht alles in Frührotslicht, und tausendfach funkelt's im leichten Wellengekräusel ihr entgegen. Wir fahren wie über eine weite meergrüne Wiese. Auf den Wellenkämmen ist's wie rote Blumen erblüht. Die Sonne ist eine Königin zu Land und Meer.

Wohin sie nur blickt und haucht, da leuchtet und glüht's.

Siehe da, der liebe Freund Kraus auch schon auf Deck! Jetzt Landung und Fahrt zu Land. Dann mit Vergnügen nach London hinein.

Und nahe hör ich wie ein rauschend Wehr
Die Stadt die völkerwimmelnde ertosen;
Klein fühl ich mich in diesem Furchtbargroßen,
Und fortgeschleudert wie das Blatt vom Baume
Verlier' ich mich im grenzenlosen Raume.

So wenigstens der Dichter. Aber dies ist ja gerade das Schönste bei der Sache, und dies, so habe ich immer gefunden, ist das Reizvolle, in großen Städten keinen Führer zu nehmen, sondern in das Meer der Gassen sich hineinzuwerfen. Irgendwo muß man doch wieder zum Vorschein kommen.

Grade so machte ich's denn auch hier, als ich den Tower suchte. Es ging immer scharf am Ufer der Themse hinab durch's Menschengedränge. Als wenn ganz London Fische kaufen ginge! Es ging durch fabelhafte Gassen voll von unbegreiflichen Stellungen der Häuser und noch unbegreiflicheren Ereignissen unter ihren Bewohnern an den Fenstern und in den Hausthüren. Aber die Themse macht's, daß sich alles um sie zusammendrängt. Der Fluß wirft Gold und Schlamm an die Ufer.

Mit dem Gold hat er die Stadt gebaut.

König Jakob I. war einst mit seiner Residenz London

unzufrieden. Er gab den löblichen und ehrwürdigen Alderman und Vätern der Stadt diese seine allerhöchste Unzufriedenheit ernst zu erkennen. Er knüpfte die Drohung daran, seine Residenz von London weg zu verlegen. — „Majestät — sagte der Lord-Major — wenn Ew. Majestät uns die Gnade allerhöchst derer Gegenwart entziehen, so bitten wir alleruntertänigst, uns wenigstens die Themse zu lassen."

Ja, sie wirft Gold ans Land. Und mit dem Schlamm oder dem, was so aussieht, verdirbt und besudelt sie dann wieder die Herrlichkeiten, die sie schuf, wie das Beispiel lehrt.

Aber dieses Proletariat ist auch hier doch uralt. Und diese Sozialdemokratie mit ihren Forderungen, das ist doch längst auch hier dagewesen. Die wilden Bauern und Zünftler, welche sich mit Lord Mortimer gegen Heinrich VI. empörten, hatten ja schon die aufgeklärtesten Ansichten. Sie verkündeten nach Macaulay: „Sieben Sechserbrode sollen künftig für einen Groschen verkauft werden; die Dreimaßkanne soll künftig zehn Maß enthalten, und ein Hauptverbrechen soll sein, Dünnbier zu trinken. Alle sollen auf königliche Rechnung trinken, und die Weiber sollen so frei sein wie das Herz wünschen kann." Also ganz wie heut.

Das liegt aber in der Entwicklung der irdischen Dinge, daß an das Gold sich der Schlamm hängt.

Natürlich ward der Poetenwinkel in Westminster besucht. Da ruhen sie alle, die Dryden, Chaucer, Shakespeare, Händel, Macaulay. Auch Guild-Hall und

Mansion-House, auch die Wollsäcke und Kleiderhaken im Parlamentsgebäude waren in Augenschein genommen. Im britischen Museum waren die assyrischen Altertümer besichtigt. Und in der Bibliothek — — nun in der Bibliothek hatte ich als Bücherwurm meine Freude. Und von der Zweckmäßigkeit der Lesehalle, — größer, aber weniger schön, als diejenige der Nationalbibliothek zu Paris — sowie von den für Neuanschaffungen zur Verfügung gestellten großartigen Mitteln mußte Erzähler ja wohl überzeugt sein, als er Entdeckungen machte, von denen die Bescheidenheit zu reden verbietet.

Sie aber erinnerten an Oxford. Und nun ging's rasch dorthin, wohin das Herz zog.

---

Ein mächtiger Bau normännischen Stils ins Geviert ausgestreckt, die Seiten von starken Türmen flankiert, in der Mitte der weite Hof, das ist Christchurch-College zu Oxford.

Ich trete durch das große Thor, betrete den weiten kiesbedeckten Hof, erblicke denselben rings von erhöhten Wandelgängen, dem Rest des alten Kreuzgangs, umgeben, sehe gerade vor mir die Kathedrale, wende mich zur Rechten, finde die Thüre am Turm, und trete in das kleine altertümliche Vorzimmer und Auditorium Dr. Pusey's.

In der Mitte der Eichentisch mit sechs Stühlen. Hier hält der Doktor seine hebräischen Privatissima. Durch zwei Fenster in der starken Mauer fällt das

nicht gerade reichliche Licht. Rings an den Wänden Bücher. Ich sehe Tillemont, daneben die Homilien von Chrysostomus.

Dort die Reihe der Folianten, es ist Thomas von Aquino. Dicht dabei Bourdaloue. Dort Albertus Magnus. Daneben erscheint Suarez. Da aber ist Desanctis: „De rebus eucharistiae“ und hier Thomas Maldonensis: „Doctrinale de sacramentis.“

Und da saß er denn, als ich durch die niedrige Thür in das hohe Turmzimmer nebenan trat, der ehrwürdige Pusey am Tisch in der Mitte des Raums, den Rücken dem einen Fenster zugewendet. Ein Tuch von dunklem Wollstoff hing dem zweiundachtzigjährigen Greise um die Schulter. Das schöne, geistvolle Gesicht geneigt und etwas vorgebeugt, weil das Gehör gelitten hatte. Das Auge, voll Milde und herzgewinnender Freundlichkeit, zeigt mehr, als den Lichtglanz des Diesseits. Wo eines Menschen Seele so sehr auf das Jenseits bezogen ist, dort reden höhere Lichter mit.

Es war freundlich, daß Frau Mary Brine, des Doktors Tochter, unser Gespräch vermittelte. Sie war in deutschen Bädern gewesen, war des Deutschen mächtig, und trat als Dolmetscherin verständnisvoll ein, wenn unsere Sprachkenntnisse zu Ende waren. Ich grüße sie freundlich hiermit. Meine vor Jahren geschriebene Realpräsenz sah ich aufgeschlagen auf dem Tische liegend. Der Gegenstand des Gesprächs lag mithin vor.

In einem Punkt hatte der englisch-reformierte Gelehrte, der sich in seiner „Realpresence“ offen zur Auf-

fassung Luthers bekannte, unsere Theologie dennoch verkannt. Er meint in jenem Werk, es komme uns nur darauf an, daß wir mit und in der wahrhaftigen Gegenwart des Leibes des Herrn im Altarsakrament ein Zeugnis für unsern Glauben haben. Die Gabe selbst sei uns a mere testimony to faith, like the bow in the cloud. Dagegen trete der Wert der Gabe des himmlischen Leibes als solches uns zurück, ja sie sei von uns unbeachtet geblieben. Dies ist's, was Dr. Liddon unterm 19. Mai mir noch aus Oxford hinzufügte. Selbstverständlich verwirft er „the calvinistic tradition which makes the Presence merely virtual and subjective". Aber auch er wirft uns vor, wir machten aus „the great sacramental gift of body and blood a mere testimony to faith".

Pusey konnte aber, so wie dieser sein Schüler, durch mehr als einen unserer neuen Dogmatiker bis auf Harleß und Philippi hin zu dieser Annahme allerdings verleitet werden. Nicht aber durch Luther selbst. Auch nicht durch Mathesius, Joh. Spangenberg, Westphal, Heshus, Flacius, Chemnitz, Selnecker, nicht durch unsere Kirche. Der Realismus der Kirche, der jenen schlechten Spiritualismus unter uns in Schranken hielt, betonte mit den griechischen Vätern und Luther immer auch die Wirkung der Gabe selbst, des verklärten Leibes unsers Herrn, auf die Leiber der Gläubigen, für den Leib der Auferstehung. Nicht vergebens hatte Luther gesagt: „Das ist die himmlische Kraft und Nutz, der aus dem Leibe Christi im Abendmahl geht in unsern Leib; denn er muß nütze sein, und

kann nicht umsonst dasein; darum so muß er das Leben und Seligkeit unserm Leibe geben wie seine Art ist."

Doch nun zurück. Darin liegt Pusey's Bedeutung für England, daß er es wieder laut bekannte, mit uns bekannte, „that in the holy eucharist the body and blood of Christ are sacramentally, supernaturally, ineffably but verity and indeed present under the form of bread and wine and that where his body, there is Christ." Ein Archidiakonus der Kirche von England bekannte die wahrhaftige Gegenwart und machte sie, wie zum Titel seines großen Buchs, so zur Losung seines Lebens.

Darum hatte er wenigstens, wenn er unter der Truppe der kirchlichen Romantiker und Ritualisten stand, etwas unter den Füßen. Er zeigte den reformierten Kirchen von Genf bis Edinburg, er zeigte den Gliedern seiner Konfession, daß sie aus der großen kirchlichen Einheit gewichen seien, welche hinsichtlich der Gegenwart des Herrn im Altarsakrament innerhalb der Christenheit aller Zeiten ungebrochen sich findet. — „Ja durch den ganzen Verlauf der Zeit, — ruft Pusey in seiner Realpräsenz, — über den ganzen Umkreis der christlichen Welt, von Ost nach West, von Nord nach Süd steigt aufwärts zu Christ unserm Herrn eine einzige große Harmonie der Lobpreisung. Von Syrien, Palästina und Armenien, von Kleinasien und Griechenland, von Thrazien und Italien, von Gallien und Spanien, von Afrika propria, Ägypten und Arabien und den Inseln des Meers, wo irgend ein Apostel sann, wo irgend ein Märtyrer mit seinem Blut

das Zeugnis von Jesu besiegelte, aus den überfeinerten Städten wie von den Anachoreten der Wüste steigt eine einzige große eucharistische Lobpreisung himmelan: Wahrhaftig bist du, o Herr, und alle deine Worte sind Wahrheit. Du hast gesagt: Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut. Hast du es gesagt und solltest es nicht auch thun? Wie du gesagt hast, so glauben wir."

So Pusey. Von ihm konnte sein Kampfgenosse Kardinal Newmann mit Recht sagen, er sei „ein Heer für sich". Denn er vertiefte geschichtlich. Er hatte den Kern, ohne den jener Ritualismus, ohne den das Schönthun mit Kultus-Formen, doch lächerlich leere Schale ist.

Darum war Pusey endlich, 1874 wars, freilich lange nach Newmanns Übertritt, — auch genötigt, sich von dieser Romantik der Ritualisten und Traktarianer öffentlich loszusagen, welcher Männer wie Newmann und Manning erlegen waren. Und darum ist auch keiner der Schüler Pusey's römisch geworden. Er selbst hat niemals, wie Newmann selbst bezeugt, römische Sympathien gehabt.

Aber freilich in den Rahmen der 39 Artikel, in dieses staatspolitische Kompromiß, paßte er nicht mehr. Er überragt diesen schwankenden Bau, wie die Feier des Mysteriums im Altarsakrament, welches er mit uns bekennt, und in glühenden Zungen predigt, denjenigen Calvin's überragt.

Da saß denn nun der ehrwürdige Greis in seinem Zimmer vor mir, von dem aus er lange jene Bewegung förderte. Neben ihm an der Wand das Bild Johannes des Täufers. Jene Bewegung aber ist's, welche uns

Deutschen wiederum beweist, daß unsere Reformation den großen Fund that, und daß unser kirchliches Bekenntnis die Mitte der großen Konfessionen auf Erden ist. Aus dieser Mitte, leuchtend, wenn sie nicht Lehrsatz bleibt, sondern Kirche und That wird, hat inhaltlich Rom das Wort, hat Genf das Sakrament zu nehmen.

Seit Church 1891 The Oxford movement herausgab, scheint man in Deutschland endlich billiger über Traktarians und Pusey zu denken. Wenigstens gesteht man, so las ich neulich, daß der große Aufschwung religiösen Lebens in England „zum weitaus größten Teil — auf das Werk der einst so bitter gehaßten Puseyten zurückgeführt werde“.

Was wir Traktarianismus nennen, wenn wir gestatten wollen, daß gewisse Veröffentlichungen einer Partei den Namen geben, ist eine tiefgehende theologische Bewegung. Sie zeigt ihre segensvollen Wirkungen jenseits des Kanals bis heut.

Lassen wir Church, den Dechant von St. Paul, den Ursprung der Bewegung in seiner Art nachweisen. Das sind geschichtliche Fragen. Für uns liegt die Bedeutung der Sache anderswo. Sie liegt in der Rückkehr zum Verständnis des Altarsakraments. Sie liegt in der Entdeckung, daß die leibliche Gegenwart des HErrn im Sakrament mit der alten Kirche und mit Luther, sei es mit oder gegen die 39 Artikel, festzuhalten sei. Mitten im reformierten England also ein Protest.

Dies die Gedanken damals schon, mit denen ich das Zimmer Pusey's hinter mir schloß.

Einige Monate später, und er war entschlafen. Man sandte die Zeitungsausschnitte. Dr. Liddon fügte seine Gedächtnisrede bei.

Mühsam hatte der Entschlafene in seine „Realpresence" mit zitternder Hand mir noch die Widmung geschrieben. Ich lese sie gern, so oft jetzt nach Jahren der Blick auf dieses Buch fällt.

Nun über den Klosterhof, und in die Räume des Kollegs. Dort in der großen Halle prangt König Heinrich VIII. Purpurmantel und Hosenbandorden fehlen nicht. Hier im Speisesaal das Bild Kardinal Wolsey's, des Stifters von Christchurch-College. Hier die Sitze der Fellows, des Master und der Bachelors. Die Tutors als Lehrer sitzen auf erhöhtem Platz. An dieser langen Tafel speisten einst Pen, Johnson, Georg Canning, Sir Robert Peel.

Und nun zur Kathedrale. Der Chor in altnormännischer Art. Der Ton des Steinwerkes in Gewölben, Bogen und Maßwerk das feine Weiß des Steinwerks. Darum besonders ansprechend das Licht der gemalten Fenster. Der Altar dürftig, tischförmig. Das Gestühl sehr vornehm in Form und Farbe. Auf jedem Platz zum Gebrauch das Common-Prayer-Book in Quartausgabe und A collection of Anthems used in the cathedral churches of England and Ireland. Oxford u. London 1878. Dazu Hymns ancient and moderns. Darin zuerst das Morgenlied:

Now that the daylight fills the sky,<br>
We left our hearts to God on high,<br>
That he in all we do or say<br>
Would keep us free from harm to-day.

Noch einen Blick zurück. Ja, in jener mächtigen Halle stieg dem Beschauer der alte Ruhm dieser Hochschule geistig empor. Hier wandelten die großen Scholastiker.

„Die Pracht, welche Oxford bei feierlichen Gelegenheiten insbesondere entfaltete, wetteiferte mit der souveräner Fürsten. Wenn hier der Kanzler der ehrwürdige Herzog von Ormond, in seinem gestickten Mantel auf dem Throne unter der mit Gemälden geschmückten Decke in dem scheldonischen Theater saß, umgeben von Hunderten Graduierter, welche ihrem Range gemäß gekleidet waren, während die edelsten Jünglinge Englands ihm feierlich vorgestellt wurden als Kandidaten akademischer Ehren: dann war seine Erscheinung kaum weniger königlich, als die seines Herrn in der Bankett-Halle von Whitehall." So Macaulay im dritten Band, nur daß die Übersetzung nicht gerade die glücklichste ist.

Noch ein Gang durch die Stadt uralter Abteien. Alle ragend wie Burgen der Normannen, sind wundersam fesselnd. — Auf den Höfen wandeln Fellows und die Undergraduates in ihrer vorgeschriebenen altertümlichen Tracht, die sie wie im Kolleg, so bei Tisch tragen. Hier der lange Talar des Magister artium, dort das Barett eines Tutor. Alles macht den Eindruck des Steifen, aber auch des Ernstes, des Ehrwürdigen.

So bewahrt man weise das Altertum, so zur Erziehung eines jüngern Geschlechts die alten Formen. Denn sie alle lehren und schützen.

In Paris suchte ich vergebens die alte Sorbonne. Alles neu! Hier in Oxford reden die Steine. Sie reden laut von der Bedeutung dieser Lehrkanzeln für die abendländische Christenheit.

---

Nach London zurück. Ein Gottesdienst in S. Paul. Man muß übrigens nicht vieles auf Reisen sehen, man muß vielmehr Weniges und Großes still betrachten wollen. Wichtiger, als kleine Besichtigungen ist ein großer Eindruck. Jene zerstreuen und verflachen, dieser sammelt und vertieft.

Was dieses Volk groß nach außen machte, das ist seine Arbeit, sein praktischer Sinn. — Der, welcher die Schuhe erfand, sagt Macaulay einmal, hat mehr erreicht, als Seneca mit seiner Abhandlung über den Zorn. Der Erfinder der Schuhe spart mir wenigstens den Schnupfen, während Seneca noch niemanden gehindert hat, zornig zu werden. —

Das ist's. Und zu diesem praktischen Sinn wieder half die unvergleichliche Lage, die Entwicklung der Küsten, der Kampf mit den Elementen. Arbeit am Strand und im Kohlen-Stollen von unten aus, bis die Maschinen die Arbeit übernehmen. Und nun erst recht Arbeit. So steht John Bull, die Hände voll ehrlicher Schwielen in den Hosentaschen, das Gesicht wettergebräunt, auf Kommando-Brücke und Radkasten. Er steht umdröhnt vom Gestampf seiner Maschinen, umbrüllt von sturmgepeitschten Wellen seiner Meere. Sie spülen ihm das

Deck rein, und er blickt über die Erdteile. Er hat seine Portion Selbstsucht und Eigennutz im allgemeinen Konkurrenz-Kampf davongetragen. Aber er hat auch Millionen für gute Dinge flüssig und er blickt über die Erdteile auch in segnenden Missionen.

Am liebsten war mir immer der stille Blick auf Westminster. Durch das feine Gegitter zartblättriger hoher Ulmen zeichnen sich die edlen Linien des hochragenden Münsters. An vollendeter Zierlichkeit der gotischen Formen steht die Kapelle Heinrichs VII., mit den Sitzen der Ritter des Bathordens und ihrer Knappen, vielleicht noch höher. Aber jener Blick — die aufstrebenden Bau-Glieder der Kathedrale durch die feinen Schleier des Laubwerks wie aus zartem Dämmerlicht märchenhaft hervortretend — das ist das Schönste in London.

---

## Edinburg.

Nicht ein grauer, nordischer, sondern ein südlicher Himmel leuchtete über der Stadt, als mein lieber Gastfreund mich vom Bahnhof in sein Haus 11 Melville Crescent führte.

Wenn wir dann am Tisch saßen, oder nach Tisch plauderten — wie oft riefen wir zu unserer Belustigung und zu unserm Trost: O Babel, Babel! Denn diese Sprachentrennung hindert uns auf Schritt und Tritt. Wenn es sich um die mehr äußerlichen und mehr gewöhnlichen Dinge handelt, da unterhalten wir uns ganz gut. Aber wehe, wenn tiefere Sachen, wenn grundlegende Gedanken, wenn Grundsätze, Gesamtanschauungen zu erörtern sind, oder wenn bis in die Wurzeln hinein verfolgt werden soll — dann — ja dann finden wir, daß uns durch jene babylonische Katastrophe doch sehr nahe getreten ist.

Es ist wahr, der liebe Gott hat das pennsylvanische System anwenden müssen. Er hat durch die Sprach-Verwirrung und Verschiedenheit Wände zwischen den Völkern aufgerichtet. Jedes sitzt in seiner Sprache wie

in seiner Zelle, wie die Menschen im Zellengefängnis zu Moabit. Jedes Volk mußte wie ein gefährlicher Mensch arretiert und allein gesetzt werden, damit es zum Nachdenken in der Einsamkeit komme, und Gott suche. Sind die Gefangenen in einem Raume beisammen, so verderben sie einander so sicher wie zweimal zwei vier ist. Und sind einmal die Völker in eine Art Einheit wieder zusammengeflossen, so ist eben so sicher — der Teufel los.

Diese notwendigen Betrachtungen machten die Lage im liebenswürdigen Hause Thom. Clark Esq. heiterer und launiger, als wir es erwartet hatten.

Aber wir waren in Schottland, um seine „Freikirche" kennen zu lernen. Man gestatte also eine kleine Ausführung.

Geneigter für Verbindung mit dem Staat konnte man nirgends sein, als in der Kirche von Schottland.

Sie ertrug deshalb ruhig verschiedene Ablösungen von ihrem Bestand. Sie ertrug als Staatskirche die Vorwürfe, daß sie gleich Esau ihr Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufe. Sie hüllte sich tief in die Selbstgerechtigkeit eines wohlprivilegierten und staatlich beschützten Kirchenwesens.

Da ereilte sie der Ernst, für die Freiheit der Kirche Gottes eintreten zu müssen. Ihr Versuch, das staatliche Patronatsrecht zu gunsten des Rechts der Gemeinden zu begrenzen, schlug fehl.

Es war am 18. Mai 1843. Der ehrwürdige Dr. Welsh eröffnete die Synode mit einer mächtigen Predigt. Er hatte Röm. 14, 5 zum Text genommen:

„Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß.“ In voller Gewißheit über das, was Aufgabe und Würde der Kirche von ihren Dienern fordere, rief er Gott um Segen an. „Ihr wollt Frieden — rief er dann — aber es ist der Frieden der Welt, nicht der Friede Christi. Ihr sprecht mit Israel: Frieden! Frieden! Sprecht lieber mit Christus: Das Kreuz! Das Kreuz!“

Nun wurde die Sitzung eröffnet. Dr. Welsh verlas den Protest, und verließ sofort mit 125 Geistlichen und 77 Ältesten den Saal. Sie traten in einem andern Hause zusammen, wählten Dr. Chalmers zum Präsidenten und eröffneten in Gottes Namen die erste Synode der „freien schottischen Kirche“.

Der Geist des Herrn war mit ihr, 625 Prediger schlossen sich ihr an. Und sofort, obwohl meist nur die mittleren und ärmeren Stände zur freien Kirche übertraten, faßte man den Entschluß, 500 Kirchen zu bauen, denn alle Kirchen hatte man verloren. Und man baute sie. Man entschloß sich, ein Seminar für die Diener der Kirche zu gründen. Und man gründete es. Man entschloß sich, Missionare auszusenden. Und man sandte sie, und hatte 1850 bereits 63 Boten unter den Heiden.

Nun zum Seminar hinauf. Denn in seinen Räumen tagt die General-Versammlung der freien Kirche.

Einst trat das Meer in enger Bucht bis fast unter das alte Kastell dort in der Höhe. Das Meer zog sich zurück. Wo die Wasser jener Bucht standen, diese damals ein gefüllter, mächtiger Burggraben zum Schutz des Schlosses, dort dehnen sich jetzt wie grüner Samt die

Rasenflächen. Dieser Volksgarten scheidet die obere Stadt von der unteren, der prächtigen, welche modern in langer Zeile mit rauschendem Verkehrsleben und blitzenden Läden, Magazinen und Gewölben siegesfroh nach der alten düstern Zeit hinauf grüßt.

Dort, wo obere und untere Stadt jenen Burggraben zu überbrücken vermögen, steht das glänzende Denkmal Walter Scotts. Hier versetzt man sich gern in jene düsteren Tage der alten Burg in der Höhe.

Dorthin flüchtete man schon zur Zeit der Clan-Kriege. Wo diese grauen Thore stehen, dort donnerten die Äxte der Alt-Briten und Pikten.

Sie waren eines anderen Geschlechts
Und ihre Amme war die Milde nicht

sagt Zedlitz. So war's. Und dann sinnt und sieht man im Geist die alten Gestalten. Man sinnt und träumt in die alte Zeit hinein. Schwergepanzerte Rosse traben von dort zu Thale, und Maria Stuart wandelt mit ihrem Hofstaat über die Esplanade, und über den alten „Grasmarkt". Alles ist hier uralt sagenreicher Boden. Und die Geschichte hat ihn blutig gefärbt.

Alles aber hat ein Ende, und unser Auge geht von der Burg ab links nach der alten Stadt auf der Höhe hin. Es trifft auf einen mächtigen Steinbau. Türme in normännischer Form springen aus ihm vor. Breit blickt er mit seinen Fensterreihen in die grüne Bucht des Stadtparks unten zu seinen Füßen. Dieser höchst stattliche

Bau ist das theologische Seminar der freien Kirche von Schottland.

Es war unbedingt notwendig, und es ward geschaffen. Einundzwanzig Männer gaben jeder 1000 Pfund, und die Sache war gemacht. Es ward gebaut. Das Haus birgt Bibliothek, Sprechzimmer und Hörsäle für sieben Professoren und den Direktor. Im großen Saal speisen einhundertundzwanzig Studenten. Die Bilder von Knox und Chalmers blicken auf sie herab.

Doch nun zur Versammlung der Vertreter der Kirche.

Eine große runde Halle öffnet sich. In der Mitte die Fläche des Saals mit einzelnen Tischen für Geschäftliches. Nach allen Seiten sehen wir die Sitzreihen amphitheatralisch aufsteigend, nur durch die Gänge unterbrochen, welche hinab führen. Über dem Ganzen breitet sich die dunkle Decke wie ein riesiger Schalldeckel. Alles ist aus dem Gesichtspunkt nur des Praktischen gedacht. Dies ist der Sitzungssaal. Alles ist versammelt. Man gibt ein Zeichen. Moderator Macdonnal mit seinen Assistenten, alle in langen Talaren, treten, feierlich eingeholt, ein. Die Versammlung hat sich erhoben, und steht schweigend. Die Beamten der Kirche nehmen ihre Plätze ein, und das Lied beginnt:

Come, ye fearful ones, to-day
To the place, where Jesus lay —
Not to weep, but gladly see
Here a threefold victory.

Der dreifache Sieg, — Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Lebens über den Tod, der Gnade über die

Sünde — ist im Lied gepriesen. Es folgen Gebet, Berichte, Verhandlungen.

Über den Inhalt der Verhandlungen in diesem großen Raum Mitteilung zu machen, würde ins Ungemessene führen. Immer wurden sie mit Lied und Gebet eröffnet. Und immer erfuhren wir auch zu Haus durch die täglich gedruckten und zugesendeten Daily proceedings die laufenden Ergebnisse der Verhandlungen.

Nur eins sei erwähnt. Als die freie Kirche sich bildete, sagte Dr. Chalmers, es müßten jährlich 6 Millionen Mark aufgebracht werden. Man staunte. Und 25 Jahr später leistete die Kirche schon das Doppelte. Man besoldet für je 900 Seelen einen Geistlichen, und man besoldet 150 Missionare unter den Heiden.

Ein großes Frühstück bei Moderator Macdonnal — einige hundert Personen — große Mahlzeit bei seinem Schwiegersohn, dem Leibarzt der Königin, Mahlzeit bei Frau Bain — das waren gastfreundliche heitere Zuthaten zum Ernst der Verhandlungen. Das Frühstück aber muß der Moderator, wir würden sagen: der Präsident, von Amts wegen geben. Und wie bei den Verhandlungen, sitzt der Bootsknecht neben dem Kapitän und der Baronet neben dem Kleinkrämer, und der Graf neben dem Fischer, der ihm vom Strand seinen Dorsch in die Küche bringt.

Die deutschen Gäste redeten, und zeichneten ihre Stellung vor der versammelten Synode. Der liebe Cunningham war Dolmetsch.

Wir errangen ja in Deutschland die Freiheit von

der Staatsgewalt früher. Uns trieb die Furcht, den Glauben der Väter einzubüßen. Die Unabhängigkeit selbst kam uns ungesucht. Sie wurde uns aufgezwungen. — Jetzt geben wir sie um keinen Preis wieder heraus. Anders in Schottland. Womit wir schlossen, damit begann man dort. Dort trieb der Zorn, das Königtum Christi durch Eingriffe irdischer Gewalt angetastet zu sehen. Nicht die Lehre nur, nein die Freiheit der Kirche stand dort auf dem Spiel. Man fühlte, wie unwürdig es der Kirche Gottes sei, sich durch eine ihr fremde Macht regieren zu lassen, und oft sogar bei ihr betteln zu gehen.

Überblicke ich alles, so finde ich, daß unser Anfang dem evangelischen, der Anfang der schottischen Freikirche dem reformierten Standpunkt genau entspricht. Aber ich fürchte auch, daß es dort über dem Meere mehr Männer gibt, die auch den Kampf nicht scheuen — mehr Charaktere.

Noch ein schöner stiller Sonntag ehe ich von der liebenswürdigen Familie Abschied nahm. — Aber welch ein Sonntag! Welch eine Ruhe an diesem Tage über die Stadt gebreitet! Man hört nur den Klang der Glocken. Die Straßen zeigen nur einzelne oder Gruppen, die zur Kirche gehen. Denn auch die Reichen gehen heut zu Fuß, damit Kutscher und Diener feiern können, und — weil der Gerechte sich seines Viehes erbarmt. Wie man die Beweggründe für diese Sonntagsruhe beurteilen mag, diese Ruhe selbst macht einen überraschenden, und tief erbaulichen Eindruck. Ich stand im Haus

meiner liebenswürdigen Gastfreunde nach dem Kirchgang lange im Fenster, um zu beobachten und an dieser Ruhe mich innig zu erfreuen.

Mancher Brief ist noch in dies liebe und bekannte Haus Clark gewandert. Seinen Namen führt das Geschäft, welches zwischen Deutschland und England eine buchhändlerische Brücke erster Bedeutung bildet. Gott segne es!

Nun an den Nordseebuchten mit Dünen, Klippen und Möven hin, am Strand von Dunbar und Berwick hin südwärts zu den Wiesen und Schloten von Altengland. Und dann heimwärts zu Meer und Land. In London keine Rast. Nun zur See.

In der Ferne taucht über den Wellen der Leuchtturm von Westkappeln auf. Wir haben Ostende bereits hinter uns. Die belgische Küste, weithin im Morgenschimmer eine feine goldgelbe Linie, wir haben sie rechts neben uns. Nun festes Land und holländische Moore und zur Seite endlose Weiden. Frauen in schwarzen Mänteln mit sauberen weißen Hauben tragen Milcheimer von den Herden heimwärts. Nun kommt der deutsche Schaffner.

## Von Thadden und von Blanckenburg.

Es war im Juni 1883, als ein bewegender Brief kam, der ein Abschiednehmen bedeutete. Er kam vom Präsidenten des Landeskonsistorium dem lieben Minister Lichtenberg in Hannover. Der Brief war vom 30. Mai, und darin stand:

„Seit fast fünf Monaten bin ich aus meinem Beruf völlig ausgespannt und werde noch etwa sechs Wochen Waldeinsamkeit genießen, um den letzten Versuch zu machen, ob ich mich von einem Schlaganfall — soweit wieder erholen kann, um nicht ganz wie das fünfte Rad am Wagen des Dienstes wieder mit ziehen zu können. Doch steht alles in Gottes Hand. Gedenken Sie meiner zu Zeiten."

Am 26. Juni starb er.

Da wurde es mir recht klar, wie sehr ich die Güte Gottes preisen müsse, die es so geführt hatte, daß ich mit denen in persönlicher Liebe verbunden bleiben konnte, von denen ich sachlich so durchaus geschieden war. Ja, das ist Güte auf dem Lebenswege. —

Im Juli nun mußte ich über Berlin nach Pommern. Zuerst Geschäfte im Kultusministerium.

Es war die von früher wohl bekannte schöne Treppe, die ich hinaufstieg. Damals verlebte ich eine wirklich denkwürdige Stunde beim Minister von Mühler. Das war nun anders. Aber das gute Gesicht des alten treuen Dieners war dasselbe. „Ich habe sechs Minister gehabt — sagte er — und dies ist der sechste.“

Da trat Herr von Schlözer, der Gesandte in Rom, heraus, und meine Wenigkeit trat hinein.

Herr von Goßler macht den Eindruck eines Mannes, dem das Recht über alles geht. Das eben wünschen wir nur von einem Kultusminister, denn diese Haltung nur ist im stande, Luft und Licht gerecht zu verteilen. Ein Kultusminister steht als solcher über den Kirchen und muß um alles in der Welt nicht Theolog sein wollen. Das wollte dieser auch nicht. Mein Anliegen gewähren wollte er darum freilich auch nicht. Für Pfarreien wie die zu Steinbach-Hallenberg bei Schmalkalden waren also Korporationsrechte nicht zu erlangen. Ich hielt dem Minister vor, daß diese Gemeinde sich uns aber doch völlig korporativ angeschlossen habe. Er wollte dies nicht beachtet wissen.

Die unter dem Oberkirchenkolleg in Breslau geeinte evangelisch-lutherische Kirche — meinte er — habe allerdings „ihre Probe bestanden“. Jenen Bildungen dagegen, so wiederholte er, könne er keine Dauer versprechen. Wir kamen nicht weiter. Mit einem Wort, der Minister konnte nicht. — Was wir dann redeten, bezog sich auf die Rechte unserer Kirche, sowie auf ihre Geschichte. Schließlich machte ich mir das kleine Vergnügen, ihm Wangemanns

Polemik gegen uns zur Lektüre zu empfehlen. Ich lebe nämlich der begründeten Überzeugung, daß diese am besten für uns spricht. Der Minister notierte sich den Titel. Ich sagte, daß ihn diese Beschreibung erheitern würde. Es ist auch nicht anders möglich.

In Stettin ward unsere kleine Kirche besucht. Zu Schiff gings nach Cammin. Da gedachte ich Wangemann's.

Er hat das Möglichste aufgeboten. Er wollte die doch hinreichend verkannte gedrückte evangel.-luth. Kirche in Preußen tot machen. Das wußte ich längst, ehe er seine Una sancta machte. Schon am 10. Februar 1864 schrieb er mir aus Cammin: „Was die Breslauer zusammenhält, ist die eminente Persönlichkeit Huschkes und Nagels. Lassen sie beide morgen sterben, so zerfällt übermorgen der ganze künstliche Bau!" — —

Die Gemeinde Treptow ward besucht. In Groß-Justin sammelte sich dann alles zum Missionsfest. Unser lieber Pastor H. hatte aus Kirche und Pfarrhaus, beide unter einem Dach, wirklich gemacht, was sich nur machen ließ. Eine kräftige, pommersche Bauern-Gemeinde dort, an der man seine Freude haben kann.

Und beim lieben Superintendent in Triglaff war ich nun im Gehege des ehrwürdigen alten Adolf von Thadden.

Auf einer unserer Synoden hatte ich ihn noch in voller Frische gesehen. Und wir werden ihn nie vergessen. Frisch wie in seiner Jugend, wo er 1814, und wieder nach Napoleons Rückkehr, in Frankreich kämpfte

und mit dem eisernen Kreuz heimkehrte, erschien er uns damals in seinem Alter.

Der Rücktritt zur evangel.-luth. Kirche in Preußen war ihm sehr schwer geworden. Aber 1848 wurde es ihm klar. An Hengstenberg schrieb er: „Der heutige Kultusminister, unser Freund Bethmann-Hollweg, bekanntlich ein eifriger Unionsmann, er sogar sagt in seiner Stuttgarter Kirchentagsrede: „Also das Ausscheiden, die Trennung ist unter Umständen berechtigt, — ja die Bedingung echter Katholizität." Und Sie, theurer Herr Professor, sagen schon im Vorwort von 1856: „Wir sind zu der Überzeugung gelangt, daß der lutherischen Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß." Ich frage nun, die Hand aufs Herz, schrecken nicht viele grade deshalb von uns zurück, weil wir in Armuth und Knechtsgestalt dies äußerlich gesonderte Gebiet eingenommen haben? — Sollten unsere gegnerischen Freunde, die jetzt meist gleichgültig an uns vorübergehen, oder höchstens unseren Schwächen einige rezensierende Beobachtung angedeihen lassen, einst selbst in Gefahr, Not und Bedrängnis gerathen, wird's ihnen da nicht zentnerschwer auf die Seele fallen: „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet!"

So war er denn dem beigetreten, was er „die Kriegerkaste der deutschen protestantischen Christenheit" nannte. Denn er war für die Theologie der Thatsachen: „Es lebe Arnold. — Es lebe das damnant der Augsburgischen Konfession! — Es lebe der Krieg, der zum Frieden führt!"

Ich fürchte mich vor meiner eignen Feigheit! So hatte Arnold jenseits des Kanals gerufen. Hier in Triglaff war nun einmal ein Mann, der sich vor seiner Feigheit nicht zu fürchten brauchte. In seinem Zimmer hatte er ein Bild Kellners, wie er im Gefängnis saß. Er hatte darunter geschrieben: „Wir sind zu der Überzeugung gelangt, daß der luth. Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß."

Man wird sich nicht ohne Befriedigung an Thaddens Verhalten im April 1848 im Landtag erinnern. Er war verhindert worden, sein Votum zu begründen. So ließ er sein „ungehörtes Votum" im Druck erscheinen. Er verweigert darin die geforderten Millionen. Er meint, man solle zuerst die Autorität der Armee wieder herstellen. Er fährt dann fort: „Auch lasse ich mich nicht durch die Verlegenheit schrecken, die in Aussicht steht, wenn das jetzige Ministerium seinen Posten verläßt. Unter sechszehn Millionen Preußen werden sich immer noch einige nicht ganz ratlose Männer finden, die das Schiff über sturmbewegtes Meer, zwischen Klippen und Sandbänken hindurch in den Hafen bringen. Aber noch mehr: es könnten sogar zweizüngige Mantelträger, die nach oben zu halbherzigen Konzessionen raten, und dann wieder mit den Männern der Barrikaden fraternisieren, einen Einfluß gewinnen — es droht uns ein Ministerium der Anarchie? Hierauf antworte ich: Und wenn jetzt ein Ministerium Teufel an die Reihe käme, so kann mich das nun und nimmermehr bestimmen, dem Unrecht ein Recht zuzugestehen." Er schließt dann mit

den oft citierten Worten. „Jetzt, meine Herren, sind wir also in der Opposition und wir denken unsre Schuldigkeit zu thun. Gott der Allmächtige ist unser starker Schutz und Helfer. Für uns stehen freilich keine Fackelzüge, keine Ehrenpokale und Serenaden in Aussicht, wohl aber ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung."

Eine Flut von Schmähartikeln und Karikaturen in den demokratischen Blättern ergoß sich über dies Votum und seinen kühnen Verfasser. Aber auch an freudigen Zustimmungen hat es nicht gefehlt, zum Beweis, daß es doch noch Männer gab. So schrieb ihm ein Herr v. W. „Ich lese eben die Spener'sche Zeitung, Herr von Thadden: Bravo! Lieber, ehrenwerter Mann, ich will mit Freuden neben Ihnen hängen!" —

Hier in Triglaff lebte also allerdings ein — Charakter, eine sehenswürdige Seltenheit. Er war ein Landedelmann alten guten Schlages. Wie lagen ihm Tagelöhner und Ingesinde am Herzen! Eine englische Dame sagte von ihm: His way of speaking to a poor woman is most beautiful: I do admire him! — Und, setzte sie hinzu: noble in every point!

Man lese was er als Johanniter-Ritter an diese Ritterschaft schreibt.

Der tiefe Grund seiner Haltung und Freude war was der Vers sagt:

Den ganzen Sündenschaden
Deckt Jesus nun aus Gnaden
Mit seinem Purpurmantel zu.

Darum die Freude, mit welcher er bei festlichen Gelegenheiten so gern vor und nach Tisch singen ließ: Lobe den Herrn, o meine Seele! Darum sein Bekenntnis, welches er an einem Pfingstabend dankerfüllt niederschreibt:

Du hast mich unterweiset,
Mit Lebensbrot gespeiset
Und meiner Seelen Durst gestillt.

Er war 82 Jahr, als er allein vom Genfer See nach Pommern zurückreiste. Und dann ging er sanft auf seinem Gut Batzwitz am 21. November 1881 heim. — Ein Ritter aus Gnaden! Und nicht nur Johanniter, nein auch Tempel-Ritter; einfacher, schlichter weißer Mantel von Linnen und darauf das blutrote Kreuz.

Am Abend nach seinem Tod kamen fünf alte Männer aus Triglaff, Bauern und Tagelöhner. Sie wollten den Herrn zu Grabe tragen, sagten sie. „Drei Meilen weit wollen wir unseren Herrn tragen" sagte der Schäfer Schmidt.

Da stand sein Hof, da lag vor mir sein Haus. Er hat nun ein besseres.

---

Mit dem lieben kunstsinnigen Superintendenten Rudel nach Zimmerhausen hinüber zu Geheimrat von Blanckenburg.

Es war eine schöne, stattliche Männergestalt, welche in der großen Halle empfing.

Am 15. Mai 1815 geboren, hatte er seine Studien im Grauen Kloster und auf der Universität Berlin gemacht. Er diente dann in Stettin, und war am Gericht zuerst hier, dann beim Kammergericht in Berlin angestellt. Er nahm dann sein Gut Cardemin, führte Marie von Thadden, die Tochter des uns nun bekannten Edlen von Triglaff heim. Verkehr hielt er mit Otto von Bismarck, Roon und Kleist-Retzow. Nach kurzer Ehe zum zweitenmal mit Therese von Below-Reddentin verheiratet, lebte er auf seinem Gut oder in Berlin. Dann auf Kreis- und Landtagen vorgebildet, trat er als fertiger Parlamentsredner 1851 in das Haus der Abgeordneten. Seine rasche Auffassung, seine ungewöhnliche Arbeitskraft, seine glänzende Gabe für Durchdringung des Stoffes und klare Entfaltung desselben in lebendiger Rede waren von Freund und Feind rasch anerkannt. So wirkte er für Einführung der Grundsteuer-Ausgleichung, so für Abschaffung der Personal-Schuldhaft, so gegen die Juden-Emanzipation. Es war ein schlagendes Wort, welches er hier einmal sagte: „Ich will mich mit einem Juden in dasselbe Taschentuch schnauben, ich will mit ihm aus einem Glase trinken, ja ich will mit ihm in einem Bette schlafen: aber ich will ihn nicht zu meinem Richter haben!"

Es war in der Ordnung, daß ein Witzblatt wie das mit dem gemeinen Namen und dem erzgemeinen Titelbild, dem widrigen Menschengesicht, den Redner nach allen Richtungen verspottete.

Die jetzt veröffentlichte Korrespondenz zwischen Blanckenburg, Bismarck und Roon zeigt, wie oft der

Rat des ersteren in der nun eintretenden Konfliktszeit und solange Bismarck noch konservative Wege ging, bestimmend war.

Das Jahr 1866 hatte dann Blanckenburg in den Reichstag des norddeutschen Bundes geführt. Und im Oktober 1870 finden wir ihn zu Versailles, wo Roon ihm zu Ehren ein Diner gibt.

Jetzt wurde die konservative Partei von Bismarck vollends zerrieben. Er arbeitete mit den Nationalliberalen weiter. Er nahm was er gerade gebrauchte. Er glaubte, auch von Blanckenburg gebrauchen zu können. Er schlug ihn, wie er am 20. November 1873 an von Roon schreibt, dem König zum Landwirtschaftsminister vor. Blanckenburg ließ sich nicht gebrauchen. Er lehnte ab. —

An von Roon schrieb er: „Ich kehre nach 20jährigem parlamentarischen Tanze wie der Lachs aus hoher See in den Cardeminer Bach zurück, um da, wo ich geboren, zu sterben."

Er erklärte sich auch deutlicher. Hatte er sich früher geneigt gezeigt, ins Ministerium zu treten, so war's in der Hoffnung — wie er im November 1873 an von Roon schreibt — daß er darin „der konservativen Rechtsschwenkung eine Stütze sein sollte". Hierzu sieht er keine Aussicht mehr. Bismarck — so schreibt er bald darauf — „geht nun (wider Willen vielleicht) liberale Wege. Wir müssen jetzt nach allem was geschehen ist — den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren! Es gibt keinen anderen Weg, wenn Bismarck nicht völlig umkehrt." An Roon

schrieb er: „Ich lese keine einzige Rede mehr, dagegen habe ich 25 000 Eschen gepflanzt.“

Wie die Freunde von Roon und von Blanckenburg jetzt dachten, zeigt am besten der bekannte Brief Roons an Blanckenburg im Frühjahr 1874. „Die Erfolge von 1866 oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik ins bedenkliche Stolpern und Schwanken geraten ist, woraus uns zu erretten der Heldensprung von 1870/71 nicht gedient hat; die damit verknüpfte Berauschung verhindert die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit, und so taumeln wir denn an Abgründen hin weiter.“

Übrigens studierte Blanckenburg nun Rankes „Päpste“. „Möchten doch alle Lutheraner — schreibt er an von Roon — das nun lesen und lernen, wer ihre Feinde sind.“ — Der Infallibilität gegenüber nahm er deshalb wesentlich die Haltung ein, welche von Florencourt der preußischen Regierung in einer trefflichen Schrift als einzig vernünftige vergebens annehmbar zu machen gesucht hatte.

Sie lautete dahin: Das neue Dogma ist einfach zu ignorieren. Jedem neu gewählten Bischof ist das Placet aber nur dann zu erteilen, und er ist in den Genuß der Temporalien nur dann zu setzen, wenn er im stande sich zeigt, von jener Neuerung sich loszusagen, also bei der vom Staat ausschließlich anerkannten katholischen Kirche zu bleiben. Ähnlich von Blanckenburg.

Jetzt widmete sich dieser der Verwaltung der Heimatprovinz als Generallandschaftsdirektor mit voller uneigennütziger Kraft. Seine Milde und Freundlichkeit in Leitung des Provinzialausschusses erwarb ihm ein ungewöhnliches Vertrauen.

Wir saßen bei Tisch. Die Frau des Hauses war unsere freundliche Wirtin. Der Hausherr erzählte uns.

Den Abend seines Lebens füllten mancherlei Arbeiten. Er war häufig in Stettin. Zu Hause aber waltete er einsichtsvoll gleichfalls seines Amts. Er ritt umher, ließ säen und pflanzen, und freute sich an gutem Klee und Raps.

Ich hätte, als er so heiter und kräftig bei uns saß, nicht geglaubt, daß wir ihn so bald verlieren würden. Und doch stand im März hier in dieser großen Halle der Sarg, der den Leib des Herrn dieses Hauses barg. An diesem Sarge konnte dann sein Seelsorger, unser Superintendent Rudel, freudig bezeugen, daß es dem Entschlafenen mit Gottes Wort ein Ernst war. Das habe der Fleiß gezeigt, „mit dem er das Gebet, den Hausgottesdienst, den Kirchenbesuch, das Forschen in der Schrift gepflegt". Die Rede des Seelsorgers konnte in dem Wort gipfeln: Ei, du frommer und getreuer Knecht — —. Und dies Wort schmückt auch das Kreuz auf seinem Grabe.

Damals nahmen wir fröhlich Abschied, und seine Pferde brachten mich nach Batzwitz, dem Gut des Baron Senfft-Pilsach, wo die geistig rege Frau des Hauses, Tochter des seligen von Thadden, ihre Freude daran zu finden scheint, ihre Gäste recht gründlich zu verwöhnen.

---

## Die stille Gemeinde.

Im weiten Kreise war um mich her alles anders geworden. Meine Erinnerungen aber gehen oft in jene Zeit zurück, wo wir, ohne Unterschied der kirchlichen Bekenntnisse, interkonfessionell, hinüber und herüber grüßten, und im Aufschau zu den ewigen Geheimnissen uns innig nahe waren.

Indem ich in diese Erinnerungen mich versenke, greife ich zurück. Ich erinnere an S. 209 ff. des ersten Bandes. Ich thue es aber, und schreibe aus jener Zeit in dem Gefühl, daß ich fast noch ihr einziger Zeuge, unter uns wenigstens, bin. So vieles ist anders geworden, und so vieles ist niedergestürzt. Ein einsamer Stein steht verwittert, mit allerlei vielen jetzt wundersamer Schrift bedeckt, allein auf der Halde. Und kann stürzen über Nacht.

Es war die Berührung von Schelling und Baader, welche uns damals band, daß die Einzelkirche hinter das Ganze zurücktrat.

So dachten die protestantischen Glieder der stillen Gemeinde. Ich werde sie bald nennen. So dachten

aber auch die frommen Katholiken, die Professoren Franz Hoffmann in Würzburg, Lutterbeck in Gießen, Schlüter in Münster, Molitor in Frankfurt a. M.

„Grüße an Schlüters" schreibt Annette von Droste-Hülshoff an Elise von Hohenhausen. Da saß der Greis erblindet in seiner Stube am Alten Steinweg, der Kenner des Johann Erigena und Spinoza, der feinsinnige Übersetzer aus dem Spanischen. Er saß an seiner Harfe, er diktierte seine Sonnetten. Da meldete Emilie Dehne sein Hinscheiden am 4. Februar 84 nachmittags drei Uhr. Mein Gruß hatte ihn noch erreicht.

Zu diesem Kreise gehörte auch Molitor zu Frankfurt a. M. Von ihm hörten wir früher.

Es gibt eine geheime jüdische Theologie. Es ist eine lebendige Überlieferung, die neben den Schriften des alten Bundes, wie die Rabbinen behaupten, wahrscheinlich aber weit später, — von Mund zu Mund der Lehrer des Gesetzes, zunächst in den Schulen zu Babylon, Nisibis und Nahardea, sich forterbte. Auf künstliche, zum Teil leuchtende, zum Teil widersinnige, Auslegung der heiligen Schriften baut sich, gemischt mit altmorgenländischen Anschauungen, eine geheime Religionsphilosophie, welche den Namen Kabbalah führt. Diese Arbeit der Rabbinen ist von ihnen dann in Schriften niedergelegt. Sie enthalten auch die Geheimnisse des neuen Bundes unerkannt in sich, aber weil unerkannt, darum in Schutt begraben oder verzerrt. So ist aus dem, was in das krönende Kreuz auslaufen mußte, eine wüste Pagode geworden voll phantastischer Schnörkel, Folgen künstlicher

Verkrüppelung. Der Frankfurter Syndikus Friedrich von Meyer hatte 1830 das tiefsinnige kabbalistische Buch Jezira herausgegeben. Molitor war in diese Arbeit der Ausdeutung schon vorher getreten.

Er war . . . unter uns der älteste. Er saß, ein Einsiedler, dort unter seinen Büchern. Ein merkwürdiger Mann — ein „Schwarzkünstler", der, wie es im Briefwechsel Goethes mit einem Kind heißt, „alle Welt durch Schwarzkunst selig machen wolle".

In seiner kleinen von Tabaksrauch geschwärzten Stube sah man Gelehrte aller Konfessionen, Minister, Generale, Bundestagsgesandte. Sie saßen um den Sessel des alten fast gelähmten Greises in lebendiger Rede und lauschten dann seinen Worten. Hier saß auch oft stundenlang König Christian VIII. von Dänemark, der dem Greise neben dem Danebrogorden eine Pension zukommen ließ. Hier weilte oft täglich der edle Fürst Orloff, der in Frankfurt seine vor Silistria empfangenen Wunden heilen ließ. Die geistvolle Mitte dieses Kreises war der in seinem Lehnstuhl ruhende Professor Joseph Franz Molitor.

Er hatte, ein Kind des Taunus, in Marburg studiert. Er hatte, ein Kenner der neueren Philosophie, seine „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte" veröffentlicht. Andere Schriften waren gefolgt. Der Fürst-Primas v. Dalberg hatte ihm die Leitung des besonders zur Bildung des Judentums von ihm in Frankfurt gestifteten Philanthropin übergeben. Es ging ein. Molitor ward pensioniert. Er lebte seitdem als unabhängiger

Gelehrter, denn auch das Lyceum, an dem er als Professor der Philosophie wirkte, ging ein. Molitor lebte von seiner wenn auch dürftigen Pension. Seine Studien wandten sich der jüdischen Theologie, der Kabbalah zu. Es entstand sein mehrbändiges Werk: „Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition." Er widmete es dem König Ludwig I. von Bayern.

Aus seiner stillen Stube schrieb er mir damals manchen Brief. — Lese ich, so sehe ich mit Wehmut nun in meinem Alter auf jene Zeit. „Ich kann mir wohl, da wir auf zwei verschiedenen konfessionellen Standpunkten stehen, denken — so schrieb er im März 1855 — daß Sie über meine Entwickelung der Kirche im ersten Abschnitt des vierten Bandes vielleicht eine andere Ansicht haben, doch diese Differenz thut nichts. Es gibt etwas Tieferes, was uns trotz aller Differenzen im innersten Wesen und Grunde zur Einheit in Liebe vereinigt, und dieses ist der ewige Lebensborn der Erlösung und Heiligung. — Innigst würde es mich freuen, Sie einmal in Frankfurt zu sehen und Ihnen persönlich meine Dankbarkeit und Liebe bezeugen zu können."

Im September schrieb er dringende Einladung. — Dann im August 1856 aus Bad Kronenthal bei Soden, wo er seiner sehr angegriffenen Gesundheit wegen weilte: „Ich werde will's Gott in den ersten Tagen des September nach Frankfurt zurückkehren, und da wird es mein erstes sein, falls der liebe Gott Leben und Gesundheit in seiner Gnade und Barmherzigkeit mir ver-

leihen wird, Ihnen, lieber Freund, — meinen herzlichen Dank für Ihre Rezension öffentlich auszusprechen und über unsere obwaltenden Differenzen einiges zu bemerken."

Es bezieht sich dieses auf die in Berlin erschienenen „Beiträge zu einer Geschichte deutscher Theosophie".

Und wie hatte sich der bejahrte Freund, dem die Stiftsdame Emma von Baur und die Pröpstin Karoline von Lersner schließlich alles vorlesen mußten, bemüht, jener Schrift einen Verleger zu verschaffen! Liesching hatte in dem richtigen Gefühl abgelehnt, daß so entlegene rein gelehrte Erörterungen über die Kabbalah und Jakob Böhme doch niemand kaufe. Nun setzte Molitor seine Hoffnung für mich auf Viktor von Strauß, der als Bundestagsgesandter häufig in Frankfurt anwesend war. Aber, wie anderwärts erzählt, Delitzsch hatte während dessen die Handschrift an Hengstenberg geschickt und dieser hatte Gustav Schlawitz bestimmt.

Nie hätte ich gedacht, darf ich einschalten, daß jenes kleine Buch gut sei. In frischem Jugendmut war ich in die Dinge so hineingerannt, und nun hatte die wunderliche Schrift ungeahnt mit einem weiten, auch einem katholischen, Kreise in Berührung gebracht.

Den letzten Brief des lieben Molitor möchte ich doch noch geben, wenn auch gekürzt.

„Was werden Sie, geliebter Freund, von mir denken, daß ich noch nicht eine Silbe geantwortet habe. Suchen Sie den Grund nicht in Mangel an Liebe und Dank-

barkeit, sondern bloß in der Kränklichkeit meines hohen Alters, indem ich seit dem Juni bereits das einundsiebzigste Jahr angetreten habe, und mir deshalb das Arbeiten sehr schwer wird, und wenn ich mich einmal in eine Arbeit versenke, ich bei meiner geringen geistigen Mobilität von ihr so absorbiert werde, daß ich neben ihr nichts anderes thun und treiben kann. — Allem nach werden Sie es begreiflich finden, daß ich größtenteils ganz außer der Litteratur stehe und immer nur von dem Notiz nehme, was in mein Fach einschlägt, ohne Rücksicht auf die Konfession. In Beziehung auf den Güntherschen Streit kann ich Ihnen, lieber Freund, nur eine Schrift von Zuckrigl senden, — und ich bin sehr begierig auf Ihr Urteil. Das andere, was ich Ihnen, lieber Freund, über Günther schicke, sind einige Hefte der Civilta katholika, welche eine Rezension über meine Schriften abdrucken ließ. Weiter besitze ich nichts, doch wenn Sie den Baader lesen wollen, den ich ganz besitze, so kann ich Ihnen denselben nach und nach zusenden, so wie auch Lutterbecks Schriften und die Schrift von Schmidt: Geist des Katholizismus. — Hier in Frankfurt sieht es steril mit der philosophischen Litteratur aus. Fräulein Emma von Baur ist seit Ende Oktober zwar von ihrem Landaufenthalt wieder zur Stadt zurückgekehrt, aber ich habe sie leider seitdem nur wenig gesehen, weil sie nicht ausgehen und ich wegen meines Unwohlseins das Haus nicht verlassen darf, was für mich sehr schmerzlich und eine große Prüfung ist, indem ich jetzt alles allein arbeiten und

meine schwachen Augen mit Lesen selbst anstrengen muß. Sie trug mir viele Empfehlungen an Sie, lieber Freund, auf — sie ist ein sehr tiefer penetranter Geist. — Werden Sie denn nicht bei meinem Leben noch einmal nach Frankfurt kommen, wo Sie, versteht sich, bei mir einkehren würden! Noch habe ich viele Grüße auszurichten von Professor Lutterbeck aus Gießen, Hoffmann aus Würzburg und Fabri, die alle hier waren.

Nun leben Sie wohl, mein geliebter Freund, und empfangen Sie meine innigsten herzlichen Wünsche zum neuen Jahr. Möchte der liebe Herr über Sie und ihre lieben Ihrigen die Fülle seines heiligsten Segens ausgießen und Sie alle in allem beglücken, und möchten Sie zugleich Ihre mir so teure Gewogenheit und Freundschaft mir auch in Zukunft erhalten. Von Herzen mit inniger Liebe und Dankbarkeit Ihr

Frankfurt, 25. Jan. 1857. Molitor.

Solche Briefe des lieben Greises konnten mich ja nur beschämen. Ich wußte eigentlich nicht wie ich dazu kam.

Und dieses war der letzte. Übersiedelung in ein anderes Land und kirchliche Unruhe brachen den Verkehr von meiner Seite ab. Der ehrwürdige Gelehrte aber ging am 23. März 1860 heim.

„Nachmittags um zwei Uhr — so schrieb mir Lutterbeck von Gießen aus — empfing er das Abendmahl mit großer Andacht. Gretchen hatte ihn zurecht legen müssen, damit seine Stellung möglichst „respektvoll“ sei,

wie er sagte. Nachher erhielt er auch die h. Ölung und seine gehobene Stimmung erhielt sich — die nächstfolgenden Tage, an welchen er keine Schmerzen mehr hatte, wohl aber eine sehr große Schwäche, die ihn jedoch nicht hinderte, noch viele von seinen Freunden, zuletzt noch Fräulein von Lersner bei sich zu sehen. In der Nacht gegen $^1/_2$1 oder 1 Uhr verlangte er seine Pfeife, die er dann auch mit großem Appetit und stark dampfend ausrauchte, sie jedoch zuletzt fast fallen ließ, wenn Gretchen sie nicht aufgefangen hätte. Dann bat er diese, sie möchte ihm aus einem Buche vorbeten, vorher ihm aber noch ein Glas Wasser reichen, das er in seiner gewohnten Weise segnete, und dann davon trank. Als Gretchen ihm nun vorbetete, sprach er alle Worte nach bis zu den Worten: „Jesus meine Liebe", die er noch nachsprach, dann aber sein Haupt neigte, und ganz sanft seinen Geist aushauchte."

Da wir aber nun einmal im Zuge sind, so möge nur einer der Briefe Prof. Franz Hoffmanns noch folgen. Er ist der Herausgeber der Schriften Franz von Baaders, dem ich so viel verdanke. Es ist früher (Bd. I S. 322) erwähnt, wie ich für Baaders Schriften sorgen half. Es folge der Brief, dessen Anfang ich nur unterdrücke. Er ist vom 4. Jan. 1870.

„Wenn Sie mich aber fragen würden, warum die k. bayrische Regierung oder der König nicht das Erforderliche that, warum der große Wissenschafts-Protektor König Max II. es nicht that, so erinnerten Sie mich an das Wort: „Infandum, regina, jubes renovare dolorem!" Die Antwort läßt sich kurz in das Bekannte zusammen-

fassen: Der Prophet gilt im Vaterlande am wenigsten. Der Verstand für diese Größe ist da am wenigsten vorhanden. Der vom ganzen zum halben Pantheismus und halben Theismus mit durch Baader erhobene Schelling wurde ihm weit vorgezogen und noch nach seinem Tode wirkte die Eifersucht des Königs Max auf den Ruhm seines vergötterten Schelling, den er gleichwohl gar nicht verstand, in hohem Grade nachteilig und König Ludwig II. ist noch nicht zur Mannesreife gediehen und umstellt. Meine Vorstellungen an den König L. und den Minister von G. wurden nicht einmal einer Antwort gewürdigt. An den Bestand der oberen Regionen in B. werde ich weiter keine Vorstellung verschwenden. Der Ultramontanismus zumal erhebt wieder das Haupt und es hilft nichts, darauf hinzuweisen, daß wieder Bayern die Grube graben werde. Eher ließe sich die Schnake warnen, sich nicht die Flügel an dem Nachtlicht zu verbrennen. Wie die Schnake sich mit Begierde in die Lichtflamme stürzt, also rennt Bayern in das Nachtlicht des Ultramontanismus. Ich hoffe, Ihnen in kurzem den Blitzstrahl wider Rom senden zu können und er mag Ihnen teilweise erklären, warum man in B. von Oben sich zu Baader und seiner Sache zurückhaltend benimmt. In Rom hat man bis heute nicht gewagt, Baaders Werke auf den Index zu setzen. Vermutlich hat der kürzlich verstorbene Kardinal Graf Reisach es verhindert. Man könnte vermuten, aus Furcht das Übel ärger zu machen, wenn nicht etwa eine persönliche Rücksicht waltete. Zufällig lernte ich den Grafen v. Reisach

zu Rom im Jahre 1827 kennen, doch nur flüchtig. Er befand sich nämlich zu gleicher Zeit mit meinem Landsmann Stahl im Collegium germanicum zu Rom. Als Student von München aus machte ich mit zwei Freunden eine Reise nach Italien — bis Neapel. Auf dem Rückweg in Rom besuchten wir unseren Landsmann Stahl. Nach Jesuitenart durfte er nicht allein zum Besuch ins Besuchzimmer herauskommen und zufällig wurde ihm Graf Reisach zum Begleiter gegeben. Da sprach ich ihn, ohne daß er einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte. Wir hatten natürlich keine Ahnung davon, daß Stahl später Bischof in Würzburg und Reisach Erzbischof von München (und Kardinal) werden werde. Später machte ich ihm einmal einen Besuch auf eine Viertelstunde, wo bloß von Universitätsstudien-Ordnungen die Rede war. Sonst hatte ich nie eine Berührung mit ihm; wohl aber einige mit dem mir persönlich gewogenen späteren Bischof Stahl hier, die ich aber auf das Nötigste einschränkte, weil ich nicht Lust hatte, mit ihm über seinen Ultramontanismus zu streiten, von dem er wußte, daß ich ihm fern stund. Es ist möglich, daß Reisach vielleicht unter Mitwirkung Stahls das Verbot der Werke Baaders hintangehalten hat. Es steht dahin, ob es dabei bleibt, nachdem ich den Blitzstrahl wider Rom hinausgeschleudert habe. Jacta est alea! Gott walte des weiteren! Will man in Rom wirklich zum Äußersten — dem bewußten Dogma — gehen, so muß man auch darauf gefaßt sein und danach seine Stellung nehmen. Mein Vorwort bezeichnet sie im wesentlichen. Eingehender

aber stellt sie sich heraus in der Anzeige von „Konzil und Jesuitismus“.“

Wie liegt das alles nun soweit dahinten! Sie sind alle heimgegangen. Und so auch die Protestanten, die zu dieser stillen Gemeinde gehörten.

Im Juli 1884 war ich in Berlin.

Namens der Behörde stand ich, es war der erste des Monats, am Sarge unsers Kirchenrat Lasius. In fünf Gefängnissen hatte er Glauben und Treue bezeugt. Rings um die Stadtvogtei, die er gründlich kennen lernte, erblühte ihm die Gemeinde. Endlich durfte er sie frei und offen weiden. Diese große Kirche, vor deren Altar jetzt sein Sarg stand, war unter seiner Leitung erbaut. An dieser Stelle hatte er lange Jahre das heilige Sakrament gespendet. Ich sehe noch die trauernde Gemeinde den Sarg umstehen. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Er, dessen Hülle in unserer Mitte lag, war verfolgt und — geächtet, — — und jetzt stand ein Minister des Königs neben diesem Sarge.

Ganz in der Ordnung so, wenn Männer wie Lasius dem Pöbel von 1848 so trotzen. Denn das Gebet für den Prinzen, der in England weilte, unterließ er nie, und erst recht nicht, als die Drohung einlief, man werde ihn nächstens deshalb von der Kanzel herunter schießen.

Wir hatten beerdigt. Nun durfte ich alten wissenschaftlichen Neigungen folgen.

Also zu Dorner. Er gehörte ja zu jener stillen

Gemeinde. Und an diese, und zwar ihren protestantischen Flügel, gedachte ich nun.

Und indem ich dieses schreibe, liegen darum wieder die Briefe vor mir vom lieben Heinrich von Schubert, von den Professoren Auberlen in Basel, Hamberger in München, Schöberlein in Göttingen, Liebner in Dresden, vom hochbetagten General von Rudloff, von Bischof Martensen und von Dorner. Sie alle waren wie jene katholischen Freunde von Schelling und Baader angeregt. Sie alle gehörten der realistischen Schule, welche mit Oetinger kein abgezogenes Sein, sondern nur ein Gestaltetsein kennt. Wir alle zugleich waren bedacht, gewisse ungesunde Elemente bei Böhme und Baader abzuweisen.

Hören wir nun einmal Auberlen in einem Brief vom 14. September 1856 aus Basel:

„Die Stelle Nikolais, die Sie mir entgegenhalten, hat mich sehr erfreut. Nicht um recht zu behalten, sondern um der Sache willen erlaube ich mir aber zu bemerken, daß dadurch meine Behauptung doch wohl nicht entkräftet ist. Oetinger, Sie und ich sind auch Lutheraner. Aber daß die lutherische Kirche in dem, was man allgemein als Kirchenlehre anerkennt — die theosophischen Ideen nicht durchgeführt hat, bleibt nach wie vor eine geschichtliche Thatsache. — Molitor und Baader sind Katholiken. Die Theosophie ist immer mehr ein Gut der unsichtbaren Kirche als irgend einer Partikularkirche. Desto mehr scheint es Aufgabe derer, die aus den tiefen stillen Quellen der Theosophie getrunken haben,

unbeschadet des geschichtlichen Rechts, hinter dem Chor der Streitenden die himmlische Stimme des Friedens zu erheben."

So Auberlen. Unterm 9. März 1864 meinte der hochbetagte 82jährige General von Rudloff, indem er seine „Lehre vom Menschen, Gotha 1863" sandte: Ich werde auf Fragen wie „die der Kabbalah auch in christlich-theologischer und anthropologischer Beziehung zuzuerkennende hohe Bedeutung, die geistige Trinität des Menschen und deren Analogie mit der göttlichen, die geistige Leiblichkeit Gottes, die nur relative Existenz dessen, was wir Materie nennen — — von Ihnen wohl keine Gegnerschaft zu besorgen haben." Da war er damals im Recht.

Vieles war seitdem anders geworden. Auch Schöberlein war heimgegangen. Es waren aus diesem Kreise nur noch zwei, mit denen ich in Briefwechsel stand.

Mit Bischof Martensen in Kopenhagen stand ich seit langem in Verkehr. Blicken wir einmal in seine Briefe. Nehmen wir aus dem vom 22. Nov. 1880:

„Es trifft sich so, daß ich eben diesen Winter mich mit Ihnen beschäftige." — Ich übergehe, was er über jene kleine Schrift von 1856 und die „Realpräsenz" sagt. — „Nur eine flüchtige Andeutung. Es hat mich sehr interessiert, zu sehen, daß Sie opponieren gegen die einseitig-idealistische Fassung der Rechten Gottes und des Himmels. Ich finde denselben Mangel bei Jak. Böhme trotz seines Realismus. — Wir müssen mit den lutherischen Lehrern die Bestimmungen der materiellen Räumlich-

keit negieren. Im Himmel ist kein Unterschied von fern und nahe, denn im Himmel ist das absolute: Hier. — Es ist hier keine einschränkende Grenze, kein Jenseits.

Doch bedarf dieses wiederum näherer Bestimmungen, wozu Sie uns den Weg zeigen. Setzen wir nämlich mit der Schrift verschiedene Himmel, so muß doch z. B. für die Bewohner des zweiten eine Grenze und ein Jenseits gesetzt werden in Beziehung auf den dritten Himmel. Wie sollen wir uns aber diese Grenze denken? Als eine materielle, von außen gesetzte gewiß nicht. Wir müssen uns die Grenze denken als gegeben mit der geistigen Beschaffenheit der respektiven Himmelsbewohner. Nach dem Umfang ihrer Geistigkeit bestimmt sich ihre Herrschaft über „Nahe" und „Fern", nach den Schranken ihrer Geistigkeit, ihrer noch stattfindenden Unvollkommenheit, bestimmt sich das Jenseits und die Entfernung. Näher kann ich der Sache nicht kommen, glaube aber im wesentlichen Ihre Zustimmung zu haben, wenn ich die — — ersten Paragraphen der „Realpräsenz" richtig verstehe. Bei Böhme ist hier ein Vakuum für das Erkennen, da er gar nicht eingeht auf die Frage. Ihre Betrachtungen über den Raum haben mich in hohem Grade angezogen. Das Niedere hat seinen Raum und seine Grenze im Höheren; der absolute Raum aber ist der unerschaffene Himmel, alle erschaffenen Sphären, auch diesen unseren materialisierten Kosmos durchdringend.

Doch ich darf nicht weiter gehen, denn sonst wäre kein Ende — —"

Martensen hatte den Herzog von Cumberland mit Prinzeß Thyra von Dänemark getraut. Ich freute mich seines Urteils. „Die Herzogin ist eine gute, fromme und treue Seele. Der Herzog machte auf mich einen sehr guten Eindruck. Ich kann es nur hoch achten, daß er sein gutes Recht nicht vergeben oder verkaufen will. — Diese Trauung ist mir eine liebe und teure Erinnerung.“ So schrieb er am 24. Juni 1881.

Doch noch einiges aus diesem Briefe. Martensen bereitete sich vor, seine Studien zu Jakob Böhme herauszugeben. „Ihre Beantwortung meiner theosophischen Frage — so schrieb er im Juni 1881 von Kopenhagen aus — freute mich. Es ist ganz aus meiner Seele geschrieben, wenn Sie sagen, daß wir uns nur vom Pantheismus befreien, wenn wir im Stand sind, zu zeigen, wie das Absolute keine Weltwirklichkeit zu ihrer Ergänzung bedarf, da es nämlich, wie Sie es nennen, Kontraposition in einem Analogon unserer Leiblichkeit in immer neuer Setzung bereits bei sich hat. Der Begriff der Herrlichkeit Gottes, des ungeschaffenen Himmels, muß auch meines Erachtens in die Dogmatik eingeführt werden, bestimmter und gründlicher, als zuvor. — — Doch ich muß schließen und schließe mit Ihren mir so teuren Worten: „Möge Liebe uns verbinden und mögen unsere Wege zu Gottes Ehre sein!“

Ihr Martensen.“

Hinsichtlich der Bestimmung dessen, was man unter „Natur in Gott“ zu verstehen habe, waren wir gegen Böhme, Baader und Hamberger einig. Der Pantheis-

mus war zurückzuweisen. Jener Brief zeigt, worauf es uns ankam. Er ist zu lang, um so in diesem Zusammenhange ganz gegeben zu werden. Das wird vielleicht an anderem Ort geschehen. Meinen Eintritt in die unabhängige Kirche konnte er verstehen.

„Die lutherische Freikirche in Deutschland — sagte er am 9. August 1881 — kenne ich nur durch Steffens und Rudelbach, die ich beide persönlich gekannt. Die Union hat für mich immer ihr sehr Bedenkliches gehabt, und ich habe mich immer gefreut, daß wir in unseren skandinavischen Ländern durchaus keine Veranlassung haben, uns praktisch mit der Union einzulassen." Er meinte: „Die Zeit der Freikirchen wird gewiß kommen. Noch aber ist sie — als allgemeine Forderung meines Erachtens nicht gekommen, wenigstens nicht in unserem Norden!" Und darin konnte ich ihm nur beistimmen. „Noch müssen wir — setzte er mit Recht hinzu — den bekenntnislosen Reichstagen und Ministerien gegenüber alles aufbieten, um den pädagogischen Einfluß der Kirche auf das Volk als ein großes Katechumenat zu bewahren." Selbstverständlich muß ja in luth. Landeskirchen überhaupt jeder Fußbreit des Besitzstandes so lange als möglich verteidigt werden.

Der letzte Brief Martensens war vom 28. Februar 1893. Er redet über Beteiligung an Zeitschriften: „Ihre Karte von Edinburg wie den Gruß durch Dorner habe ich richtig erhalten." Dann dankt er für Anzeige seiner Schrift über Böhme.

Am 3. Februar 1884 ging er heim. Trauer ging

vom Königsschloß bis in die Hütten. In der Frauenkirche stand sein Sarg.

So war denn Dorner, nun zugleich Professor und Oberkonsistorialrat in Berlin, der einzige der mir aus dem bisher geschilderten Kreise noch lebte.

Die Liebe zu ihm war immer die nämliche geblieben. Seine Dogmatik war erschienen, und zeigte, daß er auch in unserer Weise die alte Fahne hoch hielt. „Es thut doppelt wohl — schrieb er — Geistesverwandte zu finden, und dreifach, wenn die Zustimmung aus Regionen kommt, aus denen man das zu hoffen kaum würde gewagt haben. Nicht als ob ich meinerseits, seitdem Sie aus dem preußisch-hannoverschen Kirchenverband geschieden sind — so leid es mir that — eine andere innere Stellung zu Ihnen gehabt hätte, als früher; aber ich war nach Ihrem Ausscheiden nicht sicher, ob Sie Ihrerseits nicht Ihr Herz gegen alte Wahlverwandtschaften verschlossen haben mögen. Ihr freundlicher Brief zeigt mir, daß dies nicht der Fall ist.

Ich meinerseits danke Ihnen für Ihr Buch „Die Realpräsenz.“ Ihr Thema ist ebenso schwierig als interessant und wenn auch eine sichere klare Lehre darüber dermalen zu viel verlangt hieße, so haben Sie doch mit dem Gegenstand, der nach vielen Seiten hin eine Tragweite hat, tapfer gerungen. Sie werden in dem letzten Bande meiner Glaubenslehre einiges Weitere, was mich bei der Lektüre Ihres Buches bewegt hat, finden.

Daß es Ihnen gut geht, und Sie zu befriedigender Ruhe gekommen sind, freut mich. Möge der Geist

Gottes unserm Geist Friede und Freudigkeit erhalten und mehren, besonders aber auch das Herz frei und weit machen, daß wir, die Sichtbarkeit der Kirche nicht überschätzend, mit unserem inwendigen Menschen immer mehr in der Gemeinde der Heiligen leben und heimisch werden. — Gewiß haben Sie sich auch an unsers Schöberleins Dogmatik erfreut? — — — Ihr — —

Dorner."

Im Hinblick schon auf Bd. I S. 237 setzte ich den Brief hierher.

Die „Geschichte des Protestantismus" hatte der Oberkirchenrat geschrieben. Mir war er nur spekulativer Theolog.

Also denn eine Treppe hoch hinauf, — nun das Vorzimmer mit dem Abendmahl von Leonardo da Vinci. Nun in sein Studierzimmer. Da saß er denn auf dem Sofa, neben sich die Büste von Plato und Schleiermacher. Die Haltung aber erschien schon als die eines schwer Leidenden.

Wir sprachen von den gemeinsamen Freunden, von Ehrenfeuchter, Schöberlein, Reich. Dann fuhren wir auf die Höhe. Vom Gottesbegriff redeten wir. Das ist ja das Höchste.

Daß der alte Quenstedt die Höhe nicht erreichte, darin waren wir einig. Was fehlt denn der evangelischen Theologie in dieser Beziehung überhaupt? Oder was fehlt ihrer wissenschaftlichen Darlegung?

In seiner Dogmatik sagt Dorner: „Es ist sehr richtig, daß die Theologie von alters her an einem Spiritualismus

leidet, gegen den der jetzt mehr als sonst verbreitete Materialismus der Gegenschlag ist."

Dem Spiritualismus fehlt aber der Gedanke der Eigenart alles Lebens. Lebendiges ist niemals nur, wie oft gesagt, Geist. Es ist Geist und Leib. Es ist Inneres und Äußeres zugleich. Und nicht anders treten uns in der heiligen Schrift auch die himmlischen Gestalten entgegen.

Aber wie ists mit Gott? Gilt das Gesagte auch von ihm? Wie ist er? Er ist Geist. Er ist der Dreieinige. Aber ist uns nicht mehr über ihn offenbart? Er ist der Dreieinige schon, weil er der Lebendige ist. Denn aus Tiefe durch Vielheit zur Einheit bewegt sich alles was lebt. Aber ist Gott nur Geist? Ist er nicht auch Herrlichkeit? Ist nicht auch in ihm Inneres und Äußeres, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung? Was bedeutet, wenn dieses nicht so wäre, Gottes Erscheinen in der „Herrlichkeit" blitzender Gestalten, wie wir es beim Propheten Ezechiel und in der Offenbarung finden? Was bedeutet seine „Herrlichkeit," welche er Mose schauen läßt? Ist dieses Redensart? Ists nicht vielmehr erst die volle Wahrheit? Verstehen wir nicht erst so, daß Gott das höchste Wahre und Gute, aber auch das höchste Schöne ist?

Nach dem Anschauen dieser Herrlichkeit dürstet die Kreaturenwelt. Das Werk ihrer Erneuerung beginnt unsichtbar in den Seelen. Aber es wird sichtbar, wenn diese Gemeinde der Heiligen in leuchtenden Leibern erscheinen wird. Es wird sichtbar in der Umgebung

eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Es wird alles sichtbar in leiblicher heiliger Schönheit. So ists schriftgemäß zu sagen: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.

Dies Kapitel haben wir nun wohl fast zu oft schon besprochen, wie der geneigte Leser finden wird. Also brechen wir schleunigst ab. — — —

Aber diese Gedanken klangen eben in mir nach, als ich Dorner lebewohl sagte, und unter den Linden meines Weges ging.

Und nun ist auch Dorner heimgerufen und seinen Weg gegangen. Und ich stehe als der Rest der damals innig verbundenen, die spekulativen Grundprinzipien der christlichen Theologie gemeinsam erörternden, über den Konfessionen wie in verborgener Bauhütte arbeitenden, wenig verstandenen stillen Gemeinde.

Der liebe H. von Schubert schrieb mir einst und es war letzter Brief derer, die ich bewahre: „Ich hatte auch herzliches Verlangen, Sie mein teurer Bruder noch auf Erden zu sehen. Und vielleicht ist es möglich, daß ich noch einmal in Ihre Nähe komme. Wie Gott will: Das Wiedersehen bleibt uns durch Christum gewiß!" — Nun, so wissen wir, wohin die Spekulation der stillen Gemeinde, von welcher in diesem Abschnitt die Rede war, ausblickt wie von nächtiger Warte: nach der oberen Gemeinde.

## Ein anthropologischer Kongreß.

Was Virchow politisch oder kirchlich ist, geht mich zunächst nichts an. Ich beobachte ihn, um für einen bestimmten Zweck von ihm zu lernen, soweit die Geschäfte eben es möglich machen. Denn für Geschichtsphilosophie, meine alte Liebe, ist doch mancherlei nötig.

Die Sitzungen der Jahresversammlung des anthropologischen Vereins im August 1884 waren mir sehr willkommen. Virchow eröffnete. Johannes Ranke hielt Vortrag. Seinen Vater hatte ich einst vom Tegernsee aus in seiner Sommerfrische aufgesucht. Was der Sohn im Anthropologischen Archiv schreibt, las ich immer gern.

Virchow spricht ausgezeichnet trocken. Ein großer Vorzug. Wir haben gerade genug Phantasie auf diesem Gebiet. Virchow hat die Schädel der alten ägyptischen von Brugsch-Bey in das Museum zu Bulak geführten Königsmumien gemessen. Und er gesteht, daß diese Schädelformen des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung im wesentlichen nicht von derjenigen der heutigen Ägypter abweichen. — Dies ist doch ein für Darwin interessantes Geständnis.

Überhaupt ist es doch so, daß Virchow auf jedem Kongreß des hier oder dort in Deutschland tagenden anthropologischen Vereins ernüchternd wirkte. Er hatte für die jugendlichen Schwärmer, welche nach dem Verbindungsglied von Affen und Mensch suchen, immer einen tüchtigen Guß kalten Wassers in Bereitschaft.

Des Spekulierens sucht er sich zu enthalten. Alles um ihn sucht ja mit der Anthropologie den Himmel zu stürmen. Ist es denn aber nicht eine der größten Verkehrtheiten in dieser verkehrten Welt — fragen wir mit einem ehrlichen Forscher — daß die Leute, die aus der Zergliederung der Tiere ein Gewerbe machen, als Nebenberuf die Vernichtung des Geistes betreiben?

Gewiß. Das beweist aber eben, daß der Mensch keine Ruhe hat, bis er mit höheren Fragen im Reinen ist, mit Fragen die über den Kadaver hinausliegen und doch allein ihn erklären.

Mit Schliemann konnte man sich trefflich unterhalten. Er machte sein Troja uns so selbstverständlich, — die sieben Städte übereinander nämlich, er machte auch die Abstammung der Ornamente seines Mykenä und Tiryns so selbstredend, das heißt, er war so liebenswürdig, daß keiner ihm widersprechen konnte.

Weil nun jedermann grub, welches Schliemann ja vorgemacht hatte, so tauchte plötzlich jetzt der Vorschlag im Saal auf, das Grab des Gotenkönigs Alarich im Busento aufzugraben. Die Jüngeren waren Feuer und Flamme. Ja, der alte Alarich muß hervor! Alarich heraus! — Aber Schliemann blieb sehr kühl. Damit scheint das

Schicksal des Antrags besiegelt worden zu sein. Man hört nun nichts mehr davon. Der Busento mag einstweilen über dem Schatz der Goten ruhig weiter rauschen.

Um noch einmal auf Virchow zu kommen, er gehört auch in anderer Art zu den Konservativen. In seiner Beschreibung des Gräberfeldes von Koban im Kaukasus, welches er untersuchte, nimmt er an, daß von Zentralasien aus nach den verschiedensten Richtungen Kulturströme ausgegangen sind, welche bald hier, bald da zur Bildung neuer Kulturzentren geführt haben. „Ein solcher Strom ist der altaische oder finno-ugrische, der sich bis tief nach Rußland hinein erstreckt, der aber nicht einmal die skandinavischen Länder mehr erreicht hat. — Der andere Strom ist der süd-kaspische, der einerseits die semitischen, anderseits die arischen Völker Vorderasiens in Bewegung setzte, und in verschiedenen Richtungen das Mittelmeer und später Europa erreichte.“ — Also einfache und ehrliche Abwehr der jüngeren Gedanken über die Stammsitze auch der Arier.

Denn so liegt es doch, daß die Jüngeren ihren Ursprung nach Schweden, Schleswig, Südrußland immer eilfertig verlegen. Immer ohne festen Anhaltspunkt, immer in dem Streben auch vielleicht, die Menschen gleichzeitig auf den verschiedensten Punkten der Erde wie Pilze aus dem Boden hervor gewachsen sein zu lassen.

Aber, wie der Globus 1896 noch mitteilte, man findet Reste der Germanen am schwarzen Meer. Und da sind sie eben hängen geblieben, seit unsere Vorfahren diesen Weg aus Asien nach dem Westen nahmen. Und

gleichzeitig erfahren wir von Robertsons Reise in Kafiristan. Eingeklemmt und gebettet in den unzugänglichen Höhen und Schroffen der Alpen des Hindukusch liegt dies Stück Erde weltverloren. Und hier fand Robertson „noch zahlreich blauäugige und blondhaarige Individuen". Und 1897 schreibt Loewe sein Buch: „Die Reste der Germanen am schwarzen Meer." Dies alles spricht für die Wanderung der Germanen aus Innerasien nach Indien südlich und westlich am schwarzen Meer her nach Europa.

Mit solchen Gedanken also, wie wir sie jetzt bei den Jüngeren um uns finden, stehen wir immer eben im Kampf. Sie geben die Einheit der Menschheit auf, sie lassen die Abstammung aus einer Wurzel nicht gelten. Das große apostolische Programm A. G. 17, daß die Völker aus einem Blut stammen, unter einem Haupt verfaßt sind, auf einen Tag hin sich bewegen — bleibt ihnen ein Geheimnis. Ihr Programm lautet:

Bescheide dich! Dem Ozean
Entkrochen ist dein Stammesahn
Nach ewig langem Chaossturm
Als tauber, blinder Wasserwurm.

Diese „Bescheidenheit" bringen sie an die Untersuchung der Dinge von vornherein gleich mit.

Nicht so unsere vornehmen, weit besonneneren Forscher.

## Im Harzwald.

Aus der Arbeit ins Freie. Zuerst nach Süden. Um Atem zu holen vom Augustabad senkrecht in der Höhe durch Tannenwald und Steingeröll zur Koppe gedrungen. Und den Kamm hatte ich dann täglich vor mir, als ich unvergeßliche Tage bei Freund Ebel zubrachte. Morgens saß ich und schrieb frisch im Zuge Infinitum infiniti capax für die Neue Kirchliche Zeitschrift. Bei Tisch saß ich dann unter den lieben Gesichtern. Und nachmittags freuten wir uns des Gegensatzes der grünen Saaten um uns und des Schnees, der vom Gebirg her blinkte, grade vor uns.

Diesmal aber gingen wir selbander. Und so mußte es der alte Harz sein. Wir waren auf dem Brocken und hatten uns auf den mächtigen granitnen Felsstücken gelagert. Sie sind mit spärlichen Moosen bekleidet, wo das Gemeng des Gesteins nicht rötlich oder weiß hervortritt. Die feinen Quarze flimmern im Sonnenschein. Die urweltlichen Blöcke liegen wild verworren. Heide und krüppelhafter Tann zwängt sich, wo es statthaft, in den unteren Spalten hervor. Darüber auf breitem

Geschiebe ruhten wir, den Blick frei in das weite, in bläulichem Duft schimmernde Becken der Wälder zum Ilsenstein hin. Wir ruhten. Der Maler las uns ein Waldmärchen vor, welches er geschrieben. Es paßte zum romantischen Bilde rings umher. Der Sohn las, der Vater kritisierte.

Er selbst aber fiel in die romantische Periode. Er blickte hinab in das harzduftende Waldrevier, und träumte sich in alte Zeiten zurück.

Sie stiegen aus dem grünen Revier — tief hier zu unsern Füßen hervor die Gestalten, welche mit Schwertklang oder Hüfthorn diese Wälder einst weckten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war im Jahre des Herrn, da man schreibt 1073. Dort zur Linken auf der Hartisburg hält Kaiser Heinrich IV. Hof. Es geht aber heuer etwas bänglich hinter den alten Mauern her. Die Burg ist belagert. Sächsisches Volk liegt ringsum. Der junge Herr steckt in der Falle. Aber auch Abt Hartwig zu Eschenewege hat gesorgt. Boten sind heimlich gegangen. — Und jetzt mitten in der Nacht öffnet sich leise das Pförtlein hinten am Brauhaus. Von breitem Flieder und Nesselgestrüpp ist's verdeckt. Jetzt öffnet's sich. Die rostigen Angeln knarren, und Männer und Rosse schieben sich vorsichtig heraus. Durch den Burggraben ängstlich hinab und mühsam hinauf, still, daß kein Laut die Nacht weckt. Nun durch den Wald zur Höhe. Jetzt auf ungebahntem Weg zur schäumenden Ocker hinab, und langsam am Bach und im Bach aufwärts. Dann

zur Höhe links empor. Zur Linken blicken die grauen Felskegel. Und nun geht's leise in das Gesenke der Ilse hinab. Jetzt sind sie auf moorigem Grund, wo die braunen Wasser unter Heide und Tann von allen Seiten niederquellen. Unter überhängendem Gezweig vorwärts weiter in der Tiefe und finstern Nacht. — Voran, den Kopf spähend und spürend zu Boden gesenkt, im Wams von rauhem Loden, die Armbrust über den Rücken geworfen, den Sauspieß in der Faust, geht ein rüstiger Jagdgesell. Er ist weißen Haars und verwitterten Gesichts, aber der Pfade im Wald kundig. Dann schreitet vor seinem Maultier, so er am Halfter nach sich zieht, ein geistlicher Herr daher. Man sieht's am glatten Kinn, denn er ist vermummt am Leib. Es ist der Bischof Eppo von Zeitz. — Nun kommt ein junger Ritter von vornehmer Haltung. Es ist der Kaiser. Er tritt fest und kräftig auf. Sein Roß zieht er nach sich. Das trägt lang herabwallend die Decke mit Wappenbild. Am Sattel hängt der Helm mit dem Schild und am Hals des Kleppers glatt der Kettenpanzer herab. Er selbst trägt ein leichtes Wams und das Horn hängt ihm an der Seite. Vom Jagdhut nickt die Spielhahnfeder. Die Beine stecken in Hirschleder und treten sehnig festen Schritts in den dunklen Bruch. — Nun folgen hintereinander zwei Edelknaben. Sie tragen die ins Tuch gestickten Kaiser-Adler vor der Brust. Armbrust und Köcher hängt jedem auf dem Rücken. Den Jagdspieß setzen sie vorsichtig ins Moor, die Tiefe zu prüfen. — Hinterdrein wieder ein geist-

licher Herr. Es ist Herr Benno, der hochwürdige Bischof von Osnabrück. Er keucht sehr, wenn er in Bruch oder das dunkle Wasser tritt. Und seufzt noch mehr, wenn er mit seinem Gaul über eine vom Sturm oder Alter gebrochene Tanne steigen muß, die quer über den Weg her liegt. — Endlich kommt ein gar stattlicher stämmiger Herr im eng anliegenden Kleid von Büffelleder. Am Sattel seines starken Turnier-Pferds hängt breit das zweischneidige Schwert in seiner Scheide von Holz mit Borten schön überzogen. Es ist der hochgemute Zähringer, der Herzog Berchthold.

So ziehen sie dahin in der Totenstille. Denn die Sachsen sind im Wald und streifen bis zum Kloster Hilsinnaburg. So ziehen sie dahin. Hier und dort der Ruf der Eule im Wald, oder das Rascheln eines aufgescheuchten Wildes oder das Flattern eines Auerhuhns. Sonst alles still. So ziehen sie. So steigen sie mählich dort zur Rechten am Rennekenberg wieder aufwärts. Denn der Zug geht nach Hertisfeld zum Abt. Und von dannen geht's nach Eschenewege. Geleit euch Gott!

— — — — — — — — — — — — — — — —

So, wie gesagt, stiegen aus den Wäldern vor uns die alten Geschichten. Gedanken wollen Form, und der Leser nehme was ich für die Enkel schrieb, mit in Kauf. Damals tönte aus dem blaugrünen Becken zu unseren Füßen leise das Geläut der Herden, und wir stiegen hinab in die Weltwirklichkeit. Vater, Mutter und Kind den Berg steil durch die Schneelöcher hinunter. Dann sahen sie unten die kleinen Gerinne brauner Wasser

mit den feinen, blanken Graniten im Grunde zur Ilse sich sammeln. Die drei, — denn das Töchterlein war ja nun eine ehrsame Pfarrfrau in weiter Welt — überschritten den Bach, stiegen dann ohne Pfad durch den Tannenwald aufwärts und kamen endlich in ihrer Herberge auf der Plessenburg an. Und da lag ein Brief, den der Postbote derweile gebracht, und führte recht in die Gegenwart.

Der Brief war von Freund Besser. Er hatte eine Einlage an den Prinzen Reuß. Die sollte der Maler aber selbst abgeben.

Der hatte beim Besuch im Vaterhause manchen Ritt mit dem Kürassier-Regiment auf der Gandauer Heide gemacht. Und manchen hochaufgeschossenen, schlanken Jungen hatte ihm Rittmeister Graf Moltke, jetzt Flügeladjutant des Kaisers, für Farbenskizzen zur Verfügung gestellt. War er also nicht „Prittwitz'scher Hofmaler", so hielt er's mit der Kaserne oder mit Graf Schmettau, den er auf seinem Gute Brauchitsch in voller Uniform zu Pferde, den zerschossenen Helm auf dem Kopf, malte. Aber zwischen Romantik und moderner Welt schwankte er doch noch, bis jener Brief, den er jedoch nie abgab, die Entscheidung brachte. Er war entschlossen.

Früh am anderen Tag nun auf und nach Halberstadt. Er tritt auf den Hof der Kürassier-Kaserne. Da sitzt mit seinem mächtigen schwarzen Bart der Wachtmeister Kaiser. Der Maler setzt sich zu ihm. Er läßt sich erzählen, wie der Wachtmeister schwer verwundet seinen Leutnant, den Grafen Siersdorf, dem unterm

Leib das Pferd erschossen, auf das seinige hebt, ihn stützt und so aus dem Gefecht führt. Er hört's an, zeichnet den Wachtmeister, und hat den Gegenstand für sein, vom Museum in Magdeburg dann angekauftes Bild. Er schließt sich den Kürassieren an, die eben zum Herbstmanöver ausrückten, er kampiert mit den Mannschaften im Freien, er liegt unter ihnen am Wachtfeuer. Genug, er ist mitten in seinem Beruf als Militärmaler. Und bald malt er die dann vom historischen Verein angekaufte Schlacht von Vionville und im Vordergrund den Grafen Schmettau. Und er baut sich zu Düsseldorf das eigene Heim.

Wir Alten aber zogen heimwärts. Und abends, wenn die Menschen schliefen, arbeitete ich in den Schriften eines alten Abt von Deutz. Er hieß Rupert, und er ist denn auch glücklich wieder ans Tageslicht getreten. Vielleicht auch nicht ganz ungeschickt. Jeder Vogel aber pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich behalte mir vor, von diesem Abt noch zu erzählen, zu dessen Geschichte ich am 1. Juli 1885 das Vorwort schrieb, und der liebe Bertelsmann ließ dazu in München die Titelzeichnung aus der nämlichen alten Handschrift photographieren, welche der Abt als Geschenk einst 1126 an Bischof Kuno von Regensburg geschickt hatte.

---

Die Arbeit machte mir Freude. Aber auch anderen wie Briefe zeigen. Kliefoth schrieb: „Übrigens hat Ihr Buch noch ein anderes Interesse für mich gehabt. Sie

haben damit gethan und geleistet, was ich einst selbst geplant und gewollt habe. Als ich jung war, hatte ich mir in den Kopf gesetzt, Professor der Theologie werden zu wollen und zwar für das Gebiet der Kirchengeschichte, und da verfiel ich mit meinen Spezialstudien auf die mittelalterliche Mystik und speziell auf Rupert von Deutz. Ich habe damals ein gut Stück seiner Schriften gelesen und manches gesammelt. Dann aber lenkte Gott meine Wege ganz anders. Der Professor wurde vergessen, mit ihm auch Rupert von Deutz. Da ist es mir doch sehr ergötzlich gewesen, durch Ihr Buch um fünfzig Jahre auf jene meine einstigen Pfade zurückgeführt zu werden. Genug, haben Sie herzlichen Dank — — — von

Ihrem

Schwerin, 30. Dez. 1886. Kliefoth."

Der Verfasser teilt's mit, da er den Briefschreiber so liebte, der ihn auch oft beriet.

## Amtliches und Häusliches.

Den Direktor unseres Kollegs hatten wir bestattet. Jetzt erst hatte sich völlig die Achtung gezeigt, welche er genoß, wie seitens der juristischen Fakultät der Hochschule, deren Mitglied er war, so von seiten Gelehrter und Ungelehrter aus weitem Kreise. Denn ausgebreitet wie sein Wissen war weithin seine Wohlthätigkeit.

Dies war im Frühling 1886 geschehen. Und damit war auf den Erzähler vermehrte Arbeit gelegt. Er hatte die Leitung der Kollegial-Geschäfte, wenn auch nur vertretungsweise, zu übernehmen. Und auch in immerhin kleinen Verhältnissen war doch Arbeit genug damit verbunden. Es trat eine neue Tagesordnung ein.

Morgens sitze ich früher als sonst am Schreibtisch. Es klingelt, und dann klopft's an der Stubenthür. Der Postbote kommt. Briefe und Berichte erscheinen. Das Amtliche wird nummeriert, präsentiert, diesem oder jenem der Räte des Kollegs zur Bearbeitung zugeschrieben, und dann gebucht. Es klingelt, der Registrator kommt. Er nimmt die Akten in Empfang, trägt sie zur Registratur

hinauf, trägt sie ins Hauptbuch ein. Es klingelt, es klopft. Der Küster kommt. Die Geschäfte des Tages werden von ihm angemeldet. Er erinnert an dieses und jenes. Er geht. Es klingelt, es klopft. Der Hilfsprediger kommt. Er setzt sich. Was in der Gemeinde heut zu thun ist, wird besprochen, die Arbeit verteilt. — Kaum hat er sich entfernt, so klingelt's. Der Registrator kommt und legt die verlangten Akten mit den Vorakten auf den Nebentisch. Es klingelt abermals. Der Geldbriefträger ist's. Er zählt im Nebenzimmer das Eingegangene auf. Ich gehe, nachzuzählen, und trage ein. Es klingelt wieder. Der Rendant kommt, oder er sendet, um Kasse abzuholen. Der Registrator kommt wieder mit dieser oder jener Frage. Denn er hat die Berichte mit Vorgängen den Räten im Ort zu bringen, oder den auswärtigen zuzusenden.

Vielleicht ist heut abend Sitzung. Er hat dann in der Nähe zu bleiben, damit Akten und Nachweise nach Bedarf rasch eingesehen werden können. Aber jetzt geht er. Leute aus der Gemeinde aber kommen mit Klagen oder Fragen. Oder es ist elf Uhr. Die Zeit, zur Konfirmandenstunde in den hohen Saal hinabzugehen, ist gekommen. Gut, wir gehen. Und es klingelt und klopft an auch vor zwei Uhr nachmittags nicht mehr oder selten. Aber jetzt ertönt von vierzig Knabenstimmen unten — und den folgenden Tag von Mädchenstimmen, auch ihrer vierzig vielleicht oder mehr — das geistliche Lied.

Ist's Montag, so tagt regelmäßig abends der Paul

Gerhardt-Verein, der Verein der Jünglinge. Er ist Zweigverein des Jünglingsbundes der Kirche, der sein besonderes Zeitblatt hält. Lied, Schriftverlesung, Gebet, Vorträge, dann Heiterkeit. Und jugendlich ist er immer bereit, die Gemeinde zu einer Feier in irgend einen großen Saal zu laden, wo dann der Gesangverein mitwirkt, auch Künstler für Solo-Partien herangezogen sind.

Ist's Dienstag, so ist abends nach Tisch, ist's der erste Dienstag im Monat, die Kirchenvorsteher-Sitzung. Die zwölf von der Gemeindeversammlung auf Vorschlag des bestehenden Kollegs Gewählten treten mit dem Pastor zusammen. Die allgemeinen Fragen werden nach dem Gebet des Vorsitzenden zuerst erledigt. Dann berichtet jeder aus dem ihm zugewiesenen Bezirk des Landes oder der Stadt. Die Bezirke bezüglich der Ausdehnung genau nach Straßen abgeteilt, sind ja, gedruckt übersichtlich, in jeder Hand. Der betreffende Vorsteher ist instruiert. Er trägt also, sei es in Kirchenzuchts- sei es in Armensachen, zuerst vor, wenn der Vorsitzende die Sache zur Sprache bringt. Und schließlich steht dann jedem der Antrag frei.

In der Verwaltung dieser Gemeinden ist immer größere Energie. Schon wegen der Kirchenzucht. Und so auch in der Handhabung der gewöhnlichsten Dinge. Küster, Organist, Totengräber gehören eben der Gemeinde als solcher, wenn sie nicht zu arm ist, ganz. Sie stehen nicht zugleich auch in anderweiten Dienstverhältnissen. Die Gemeinde mag klein, sie mag arm sein, sie bewegt sich völlig eigenartig, unabhängig von

fremden Interessen, also kirchlich. Denn der vorgesetzte Superintendent, und schließlich das Oberkirchenkolleg, alle Instanzen können eben nur kirchliche Gründe geltend machen. So ist mehr Freude an dieser Verwaltung selbst.

Nirgends, wo ich auch war, habe ich, trotz mancher ernsten Sorge, freudiger mein Amt führen können. Nirgends habe ich auch eine solch kräftige breite Schicht lebendigen klaren kirchlichen Glaubens als Grundlage und Kern der Gemeinde gefunden.

Ist's Mittwoch, so ist vielleicht abends im großen Synodalsaal Vortrag für Heidenmission oder Mission unter Israel. Regelmäßig aber bringt der Abend den Gottesdienst in der Kirche.

Ist's Donnerstag, so ist alle vierzehn Tage regelmäßig Sitzung des Oberkirchenkollegs. Und lange vorher werden die Stühle gestellt. Vorakten bringt der Registrator und legt sie auf den Platz eines jeden der Beratenden. Der Rendant findet sich gleichfalls ein, seine Vorträge unterm Arm.

Der Freitag Abend bringt die Fastenpredigt und der Sonnabend Nachmittag die Beichte.

Auch die Pfarrfrau geht nicht leer aus.

Es ist nur gut für sie und uns, daß wir ein sehr großes Speisezimmer haben. Nicht dazu, daß die Freunde während der Kollegialsitzung hier zu Abend speisen können, um dann bis Mitternacht wieder hinter den Akten zu sitzen. Denn dieser Gäste sind nicht so viele. Mehr schon hat die treue Hausfrau, wenn die Pastoren

der Diözese zur Pastoralkonferenz, oder wenn sie im folgenden Jahr mit den als Deputierten gewählten Kirchenvorstehern zur Diözesansynode erscheinen. Und noch mehr hat sie der Gäste, wenn, wie immer nach vier Jahren, im größten Saal im Pfarrhof die Generalsynode tagt. Dann steht der große Tisch im Speisezimmer immer gedeckt. Zwischen achtzig und hundert Synodale machen nacheinander ihren Besuch. So ist mittags und abends Gesellschaft. Aber diese Zeit gehört auch für die Hausfrau trotz aller Arbeit zu den erquicklichsten. Denn es wechseln heiteres Gespräch, anregende Mitteilungen aus den von Tilsit bis Heidelberg zerstreuten Gemeinden und erquickliches Lied.

Dies Speisezimmer ist aber immer auch nützlich, wenn gegen Abend der Frauenverein sich versammelt, nicht zum Speisen freilich, sondern zum Nähen. Denn er ist Armenverein. Oder wenn die Abteilung des Jungfrauenvereins für Paramentik hier arbeitet.

Hier zunächst ist also das eigentliche große Arbeitsfeld der Hausfrau, die für kleine wie große Felder sich immer einzurichten verstanden hat. Und dies immer mit Freude, bis für diese großen die Kräfte versagten.

Und nun kommt der Sonntag. Es geht zum Gottesdienst in der alten gotischen Katharinenkirche. Einschließlich der Spendung des Sakraments, welche jeden Sonntag außer an den hohen Festen, die Höhe des Gottesdienstes bildet, dauert er nur 1½ Stunde. Denn alles soll, der liturgischen Haltung nach, zu dieser Höhe

drängen. Mit geringen Ausnahmen feiert darum auch die ganze ungeteilte Gemeinde bis zum Schluß, zum Segen.

Abends fünf Uhr ist jeden ersten Sonntag im Monat Kapitelversammlung des Katharinenvereins. Denn so heißt nach dem alten Gotteshaus der Verein der Jungfrauen. Hin und her in der Kirche hat er Zweigvereine, die einer Oberin jährlich berichten, auch zur Hauptkasse beisteuern. Dasselbe Kapitel der Schrift lesen das Jahr hindurch alle Vereine. Sie unterstützen still in ihrer Weise das Pfarramt und das Diakonissenhaus. Sie sorgen für Pflege Kranker, auch den ersten Unterricht der Kinder. Sie sorgen für die Gewänder des Altars und schmücken ihn mit lebendigen Blumen. Hier aber in der Gemeinde, von welcher der Gesamtverein ausging, hat der Katharinenverein in vier Schulklassen, welche an vier Punkten der Stadt der Magistrat freundlich zur Verfügung stellte, die kleinen Kinder der Gemeinde versammelt, um sie durch Lehrerinnen, die dem Verein angehören, wöchentlich in biblischer Geschichte zu unterrichten. Und zur heiligen Weihnacht erscheinen dann diese vier Lehrerinnen mit ihren Kinderscharen im Pfarrhaussaal unter dem glänzenden Christbaum. Das ist dann eine rührende Freude.

Den Sonntag darauf tagt der Marthaverein zu derselben Zeit. Zu ihm gehören die in Häusern der Stadt dienenden Mägde. Sind sie vom Lande gekommen, in der Stadt werden sie nun gesammelt und gepflegt. Nirgends hatte ich soviele kirchlich gegründete, in Liebe

zu Gottes Wort wandelnde Jungfrauen zusammen gesehen. Sie wollten und sollten nichts scheinen. Sie wollten nicht „Fräuleins“, sie wollten in Herzenseinfalt „Mägde“ sein.

Draußen steht in der Mitte des Gottesackers das hohe Kruzifix.

Oft, wenn eine Beerdigung ist, kommt man dort auf eigenem Grunde mit einer großen Gemeinde von Alt und Jung zusammen. Wenn in der schönen Kapelle die Rede über dem Sarg nach dem Liede der Gemeinde gehalten, wenn der liturgische Teil am Grab vorüber, so findet man sich hier in der Mitte unter dem hohen Bilde. Sie sind zwischen den Gräbern gewandert, sie haben, in Gruppen oder einzeln, hier oder dort still gestanden bei einem teuren Hügel. Sie haben die Blumen darauf begossen, oder den schwankenden Zweig sorgfältig am Kreuz oder Steindenkmal in die Höhe gebunden. Oder sie saßen auf der Bank am Fliederbusch dem großen oder kleinen Grab gegenüber gebeugt und sinnend da. — Jetzt aber kommen sie alle herbei. Der Gesang sammelt. Denn unter dem hohen Kruzifix stimmen die Kinder das Lied an. Und Lieder wie: Kommt ihr Seelen nehmt zu Herzen — sie finden und empfangen hier in der entsprechenden Umgebung den höchsten und innigsten Ausdruck. — Gott segne die lieben Sänger, die alten wie die jungen!

# Abt Rupertus.

„Das ist ein selig Schauen,
Ins weite Land hinein,
Da liegen die Felder und Auen
Im hellen Sonnenschein,
Da klimmen die Weingehege
Der Schluchten von Wand zu Wand.
Gott segne dich allerwege,
Du schönes rheinisches Land!“

Wir wohnten zu St. Goar. Unter breiten Nußbäumen gingen wir der Loreley gegenüber am schönen Ufer. Und hier außerhalb des Amts durfte die persönliche Neigung sich ja nun wohl einmal wieder etwas breiter machen.

Ich hatte, wie vorhin erzählt, den dummen Streich gemacht, über einen alten Abt aus der dunklen Zeit von 1100 zu schreiben. Professor Dümmler in Berlin, der Geschichtschreiber des ostfränkischen Reichs, sah das freilich nicht ein. Aber mein lieber Verleger, die Firma Bertelsmann, wirds wohl büßen müssen. Ich aber wollte nun auch einmal die alten Stätten des Waltens und Wirkens des alten Abts sehen, welches man mir auch nicht übelnehmen wird.

Der geneigte Leser sei nicht unhold, sich einmal in jene Zeit, also achthundert Jahre fast, zurückführen zu lassen.

Wir sind ja nun einmal auf altromantischem Boden hier. Um geborstene Mauern blüht Weinlaub. Um moosige Turmzinnen schweifen die Falken, und von halbversunkenen Portalen der Bergkapelle, von wilden Rosen umsponnen, redet zu uns allüberall uralte Geschichte und Sage. Also hinein ins romantische Land!

Beginnen wir von vorn. Da stehen die Reste der Pfalz der Könige zu Kaiserswerth. Hier lockte Erzbischof Anno den jungen Herrn Heinrich auf sein Schiff und fuhr mit ihm gen Köln aufwärts. Aufwärts gehen auch wir.

Hier ist Bilk, jetzt in Düsseldorf eingebaut. Das war ein Hof des Klosters Deutz und die Äbte, auch Abt Rupertus nachmals, kamen jährlich um Bartholomäi mit Kaplänen und Rittern, Kämmerer Trugseß, Schenke und Bäcker und Koch, um Fisch und fette Schweine einzuheimsen. Und die Treiber der Schweine hatte nach Bedarf der Hof auch zu stellen.

Nun stehen wir vor Neuß mit der alten wunderbaren Thorburg. Die Bürger hatten den Anno aus der Stadt getrieben. Hier rüstete er seinen Streithaufen. Und von hier demütigte er die Bürger seiner Stadt Köln wieder.

Da winkt uns aber schon das heilige Köln zur Rechten, und zur Linken die Abtei von Deutz. Jetzt aber links in der Ferne erblicken wir Siegburg.

Wo die Sieg, aus den Wäldern des Ederkopfs tretend und lange durch waldfrische Thäler rauschend, in die weite Ebene des Rheins biegt, dort liegt sie auf hoher Basaltkuppe weithin herrschend die Siegburg. Erzbischof Anno von Köln hatte das alte Raubnest in ein Kloster verwandelt. Er hatte aus Welschland ein Dutzend Benediktiner geholt und damit den Grund gelegt.

Auf dieser Höhe saß im Anfang des zwölften Jahrhunderts sieben Jahre lang ein Mönch. Er ging zu Chor, hielt ernst die Regel, aber in seiner Zelle schrieb er auch.

Es war im Jahre 1117, da schrieb er hier oben seine Philosophie der Geschichte, seine große Arbeit „über die heilige Dreieinigkeit und ihre Werke“. Darin nimmt er Bezug auf die sieben Geistesgaben im elften Kapitel des Propheten Jesaia. Hier findet er die Grundform, in welcher die Weltgeschichte sich bewegt. Und nun zeigt er die sieben der Werke des Vaters, dann diejenigen des Sohnes, dann diejenigen des heiligen Geistes. In dieser dreifachen Sieben läuft wie die heilige Geschichte, so überhaupt die Weltgeschichte kreisend in sich ab. Am Anfang der Geschichte steht der Tag, welcher zwischen guten und bösen Engeln scheidet. Den Schluß der Geschichte bildet der Tag, welcher zwischen guten und bösen Menschen scheidet, und so alles entscheidet. So schrieb er.

Dieser weitschauende Mönch war Bruder Rupertus. Und seine Arbeit ragt, himmlische und irdische Dinge umspannend, in seltener Freiheit über jene wundersüchtige Zeit hinaus.

Denn blicken wir nur in diese hinein.

Im nahen Heisterbach celebriert Godeschalk von Volmarstein am Altar. Da hält er statt des geweihten Brotes ein wunderschönes Kind in der Hand. Und er küßt's. Da verschwindet's, und der Mönch sieht nur noch die Hostie, in die es verschwand. Bruder Cäsarius hat's alles beschrieben. Auch erzählt er immer getreulich, wie Satan einen Bösewicht, während alle Brüder entsetzt zuschauen, mit Geschrei durch die Luft von dannen führt.

Halb nackt, bettelhaft wie ein Landstreicher war Norbert im Rheinland umhergewandert. Zu Rheims hatte er dem Papst gehuldigt. Und ihm gab Calixt II. nun die Erlaubnis, überall zu predigen. Im sumpfigen Waldthal von Coucy, im dunklen Thal von Permontré rastete er. Die Nacht brachte er hier in Entzückung und Gebet in der verfallenen Kapelle zu. Am anderen Morgen erklärte er, den Ort seiner Ruhe gefunden zu haben. Es war genau um diese Zeit. Nun wurden auch die Wölfe ihm zu Dienst bestellt, und einer hielt förmliche Wacht für ihn. Aus der bischöflichen Schule von Laon aber zogen ihm sieben junge Lothringer zu. Und der Bischof gab ihnen die weißen Ordenskleider. Die heilige Jungfrau hatte sie Norbert selbst gewiesen.

Er kam zur Siegburg, wo Rupert diese Heiligkeit genugsam kennen lernte. In Köln sucht er dann nach Reliquien. Da zeigte ihm ein Nachtgesicht den Ort. Er fastet und betet. Nun begibt er sich in die Kirche. Man dringt in den Fußboden ein. Siehe, da

liegt in geringer Tiefe im Steinsarg der Leib des heiligen Gereon. Er ist in grünen Purpur gekleidet, und zeigt das Gewand des Kriegers. Er liegt auf Rasen gebettet. Und dieser zeigt noch die Spuren des Bluts. Das Haupt fehlt zur Hälfte. Das Volk, die Priester, alle rufen: Das ist unser Herr, der heilige Gereon!

Und in dieser Zeit schrieb Rupertus oben auf Siegburg im Kloster. Hier schrieb er auch sein Buch: „Über den Sieg des Wortes Gottes". Es ist der Kampf mit Satan, der durch die ganze Geschichte der Welt geht. Er nimmt seinen Anfang mit dem Wort: Ich will Feindschaft setzen. Er spiegelt sich im Streit der geistigen Nachkommen Abels und Kains. Dann steigt der Erlöser „wie von einem hohen Berg in das Schlachtfeld hinab". Dies Feld ist die Erde. Er übernimmt den Kampf. Und er sieht den Sieg. Alle Windungen der Schlange in ihren sieben Häuptern, Angriff und Abwehr, sie sind von diesem Mönch in großem Stil gemalt.

Im Kloster Deutz aber, Köln gegenüber am Rhein, war nun Abt Heribert heimgegangen. Da ward zum Abt Rupertus gewählt. Er zog ein. Und hier schreibt er Schriftauslegung und Lobpreisung der Schrift bis zum März 1135. Da ging auch er heim. — — —

Die Siegburg war besucht. In die alte romanische Krypta, wo Rupert betete und der Sänger des Annoliedes, war ich mit Ehrfurcht getreten. Zu Deutz hatte ich an Heriberts Grab und an seines Nachfolgers Stätte gestanden. Die Nachsuchungen in Lüttich, Brüssel und München, das lag nun alles weit dahinten. Es war

schön gewesen, mit Katholiken einmal gemeinsam wieder arbeiten zu können. Die Väter der Benediktiner der Abtei Maredsous bei Namur waren erfreut, daß ein Protestant so sehr ohne Vorurteile geschrieben. Und sie schlossen ihre Besprechung: „Puisse Rupert qui durant sa vie à gagné à la vérité le Juif Judas, plus tard prémontré à Kappenberg, puisse-t-il, disons nous, faire entrevoir la lumière d'en haut à son enthousiaste admirateur!“

Doch zurück. Wir sind ja in St. Goar am Rhein. Und hier gemahnt uns alles an die Zeit, wo die Kirche Gottes auf Erden ungeteilt sichtbare Einheit war. Auch die griechisch-katholische Kirche war noch nicht abgetrennt.

Denn es war um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, als St. Goar, der heilige Mann, hier seine Klause hatte, an dem Ort, den man jetzt St. Goarsbett nennt, und hier vom Ufer aus den Schiffsleuten predigte, wenn sie den Strom auf- oder abfuhren. Und dann legte man seinen Leib in die uralte Krypte, an welcher wir täglich vorübergehen. Hier ruhte er nun. Dann aber rasteten hier alle Rheinfahrer, um an diesem Grab zu beten. Hier knieten auch König Pipin und Karl der Große, Ludwig der Fromme, auch Heinrich IV.

Lieber St. Goar, — so dachte ich, wenn ich über die Stellen wandelte, wo er von seiner Felsenkanzel aus den Schiffern und Fischern auf grüner Flut predigte, — lieber St. Goar wenigstens wollen wir von dir, der du ohne Umstände deinen Mantel in Ermangelung eines Kleiderhakens an einem Sonnenstrahl aufhingest,

das kindlich kühne Vertrauen auf die allvermögende Gnade unseres himmlischen Vaters lernen.

Denn dies ist doch der Sinn der Sage.

Märchenzauber webt hier rings um Fels und Burg und grüne Flut sagenreich, sangesreich. Das klingt alles und schimmert zugleich, und darüberhin tönt's wie Kirchenglocken aus weiter, weiter Ferne. Gut, wir wandern auch im süßen Zwielicht der Romantik mit dem wilden Freiligrath nach Oberwesel:

Ein Kirchenthor! Wie träumend tret ich ein.
Die Fenster lodern, dunkel bunt geschildert;
Die stolzen Rosen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düstere Bogenreihn
Her schaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewig ernstem Grau
Sein Laubgrün mischt es und sein Himmelblau.

## Altkatholisches und Franz von Florencourt.

Himmelblau! . . . . Grade darum nun frisch in die Gegenwart und Wirklichkeit der Dinge!

Romantisches Rückwärtssehnen meint, wo man es antrifft, im Grunde doch nur die selige, stille, sichtbare Einheit der Gläubigen. Sie ist aber nicht auf Erden. Sie darf es nicht sein wollen. Sie ist im Himmel. Verkehrtes Sehnen lügt das Blaue vom Himmel herunter. Das ist bittere Wahrheit. Und diese ist die bittere Arznei, welche uns Derjenige immer neu an die Lippen setzt, welcher sprach: Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? Diese Arznei wehrt der Faulheit und Fäulnis auf Erden. Also nicht rückwärts blicken! Nein, nüchtern im Kampf durch wildes Geranke dringend, müssen wir vorwärts und aufwärts zum himmlischen Garten. Da erst macht Er alles neu, und ist die Einheit der Seinen, Er, den Maria am Ostermorgen im Garten als Gärtner begrüßte.

Mitten in den Streit der Kirchen der Gegenwart führte schon gleich eine Unterredung mit Bischof Reinkens in Bonn. Er erzählte vom Kulturkampf.

Als die Maigesetze eben auf den Tisch des Hauses gelegt worden, machte er eines Tags dem Minister Falk seine Aufwartung. Der Minister fragte ihn um seine Ansicht über diese Gesetze. Der Bischof fragte zurück, ob Se. Exzellenz diese Gesetze überhaupt auszuführen gedenke? Der Minister blickte ihn groß und erstaunt an: Warum denn nicht? Nun — entgegnete Reinkens — Exzellenz werden also jährlich 365 Tage hindurch mit Bischöfen und Priestern Krieg und Prozeß zu führen haben, oder sie sämtlich aus dem Lande treiben müssen, und es kommt nur darauf an, ob dieses beabsichtigt war? Der Minister schwieg.

Wir redeten über die Staatsunterstützungen.

Warum jene 48000 Mk. nicht nehmen, meinte der Bischof, wenn dem vatikanischen Klerus diese ungeheuren Summen gegeben werden, und wenn der Staat weder in Bekenntnis, noch in Kultus, noch in Verfassung der Altkatholiken auch nur im geringsten eingreift?

Allerdings, dies wäre durchschlagender. Nur dies ist die Frage, ob nicht die Notwendigkeit, die Dotation des Bischofs selbst aufzubringen, eine treffliche sofortige Probe für die altkatholische Bewegung gewesen wäre, ob nicht diese Kirchengestalt reiner geleuchtet, vom Verdacht, vom Staat zugleich gemacht zu sein, freier geblieben wäre.

Professor Knoodt saß in seinem Zimmer, und wir ließen uns in dessen Mitte am runden mit Büchern bedeckten Tische nieder.

Zwei Fragen wurden besprochen.

1. Wie steht der Altkatholizismus zur Lehre von der Transsubstantiation?

Der Professor war völlig entschieden, daß die Accidenzien von der Substanz, die Erscheinung vom Wesen nicht zu trennen sei. —

2. Wie stellt sich der Altkatholizismus zur Lehre von der Succession der Bischöfe?

Man hatte dieselbe für die Bildung des jungen Gemeinwesens allerdings aus begreiflichen Gründen festgehalten. So holte man die Weihe vom Erzbischof zu Utrecht. Wäre dieses nicht zu erreichen gewesen, so würde man sie bei den Griechen, man würde sie vom Patriarchen von Konstantinopel geholt haben.

Aber beide Fragen seien im Fluß; man habe nicht abgeschlossen. — Allerdings bedenklich.

Es fanden sich viele gemeinsame Beziehungen. Beide kannten wir Anton Günther, beide hatten wir in Wien oft neben ihm gesessen. Und Knoodt hatte ja Günthers Lebensbeschreibung herausgegeben. Beide kannten wir Prof. Hofmann in Würzburg und Prof. Lutterbeck in Gießen. Beide sind nun heimgegangen, und der ehrwürdige Knoodt nun auch.

Professor Reusch ist eine höchst einnehmende Erscheinung. Mehr zu sagen ziemt sich nicht wohl.

Wir hatten über Franz von Florencourt und Hofrat Maassen, den alten Freund, geredet, Hofrat in Wien, damals Mitglied des Vorstandes für die Monumenta Germaniae und Bearbeiter der fränkischen Kon-

zilien, auch Verfasser der: „Neun Kapitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit.“

Und Amalie von Lasaulx?

Ich hörte zu meiner Freude, daß die Schwester von Professor Reusch noch am Tage vor ihrem Tode bei der Oberin war. Die Oberin war klar und fest wie immer. Sie war Altkatholikin geworden. Sie hatte vor ihrem Tode gebeten, man möge nach ihrem Tode sich überzeugen, ob man sie im Ordenskleide in den Sarg gelegt habe? Dies allerdings wäre ein untrügliches Zeichen dafür gewesen, daß sie schließlich widerrufen habe. — Man ging hin und trat an den Sarg der entschlafenen Bekennerin. Sie lag friedlich in ihrem Sarge — ohne das Ordenskleid.

Wir redeten über die Unterwerfung der deutschen Bischöfe. Hefele stand ja wie eine Säule, sie stürzte über Nacht.

Unmittelbar vor diesem Sturz hatte Reusch an ihn geschrieben. Er hatte ihn gebeten, offen zu erklären, daß er den Mut nicht habe, Rom zu widerstehen, daß er auch den Mut und das Gewissen nicht habe, die Beschlüsse des Konzils in seinem Sprengel zu veröffentlichen, daß er deshalb sein Amt niederlege.

Der Ausgang ist bekannt.

Amalie von Lasaulx aber — fällt mir ein — dachte auch himmelblau. Ihr Lieblingsgedanke war die Wiedervereinigung der Konfessionen. Da schrieb ihr ein Verwandter und ernster Katholik, der edle Professor von Lasaulx in München: „Glauben Sie ja nicht, liebe

Freundin, daß das ein Glück wäre! Blicken Sie nach Frankreich, nach Spanien, nach Italien, nach allen Ländern, wo nur eine Konfession ist, in wie faulem Zustande sich dort die Religion befindet. Der Kampf ist notwendig zu einem gesunden Leben."

Mit Reusch konnte ich nun auch über den alten Freund Franz v. Florencourt sprechen. Mit Maassen und von Kettenburg war er damals in Mecklenburg zur katholischen Kirche übergetreten. Dessen dürfte man sich noch erinnern.

Lassen wir ihn unter Hinweis auf Bd. I S. 41 dieser Schrift selbst zu Wort kommen.

Er hatte 1872 „Über die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus" geschrieben. „Die Jesuiten — so ruft er, — die doch nur Untergebene des Papstes sind, verfolgt man, aber die Oberen, die Bischöfe, erkennt man an, honoriert und bezahlt man — diese rohe Methode von polizeilicher Willkür ist der kläglichste Ausweg von allen, und muß der Staatsregierung auf die Länge durchaus verderblich werden."

Aber was will er denn? Etwas Ganzes. Er will, daß die Regierung das neue Dogma von 1870, daß sie die dadurch entstandene Kirche, mit welcher sie nie einen Vertrag einging, überhaupt nicht anerkennt, daß sie erklärt, — Verträge nur mit der vor 1870 bestehenden katholischen Kirche abgeschlossen zu haben, daß sie nur diese Verträge zu halten verpflichtet sei, daß sie Placet regium und Pfründen also nur für solche

Bischöfe habe, welche den alten Glauben öffentlich bekannten. Wer möchte Florencourt hierin unrecht geben?

„Du meinst, hatte er mir am 21. März 1874 geschrieben — daß die Unfehlbarkeit des Papstes die notwendige Konsequenz des Katholizismus sei. Diese Ansicht habe ich schon von vielen Protestanten gehört. Ich teile sie nicht. Auf S. 51—56 (seiner Schrift) wirst Du meine Auffassung, die, was die äußeren historischen Zeugnisse anbetrifft, sich freilich nur auf ein gewissenhaftes Studium der großen französischen Kirchengeschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts stützt, im wesentlichen kennen lernen.“

„Du meinst — so hatte er dann im Mai 1875 geschrieben, — ich würde nicht ruhig werden, bis ich zur lutherischen Kirche wieder zurückkehrte. Daß ich sie verlassen, ohne sie zu kennen, darin hast Du vollständig recht. Die Gnade des Christusglaubens wurde mir zunächst durch die katholische Kirche vermittelt. Aber bin ich denn unruhig? — Ich glaube an Christus und an seine Lehre und ich setze meine Hoffnung allein auf ihn. Ich liebe ihn und alle seine Offenbarungen und möchte ihn nur noch hundertfach mehr lieben. Und um dahin zu gelangen bedarf ich der lebendigen Gemeinschaft der sichtbaren Kirche und des Geistes der Sakramente. Durch die vatikanischen Dekrete bin ich in die Lage versetzt, von der Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche mich trennen zu müssen, und durch sie die Sakramente, an welche ich dem römischen Katechismus gemäß glaube, nicht mehr empfangen zu

können. Es ist daher wohl natürlich und gerechtfertigt, daß ich forsche, ob etwa eine andere Kirche existiert, welche den katholischen Glauben unverfälscht bewahrt hat, und daß ich in ihre Gemeinschaft trete, wenn ich sie finde. Finde ich sie nicht, nun dann muß ich mich auf die Barmherzigkeit Gottes und die Hilfe und Gnade unsers Heilands verlassen. Ich muß in meiner Isoliertheit bleiben seiner Wahrheit wegen. Ich hoffte nach den ersten Kundgebungen, sie bei den Altkatholiken zu finden. Nachdem ihr s. g. Bischof in ausdrücklicher Erklärung die Berechtigung der weltlichen Macht zu den Maigesetzen anerkannt und diese gepriesen hat, so muß ich darin einen offiziellen Abfall von Christus und seiner Kirche erblicken. Was die Altkatholiken sonst noch Wahres glauben, geschieht doch nur unter Vorbehalt der Genehmigung des Staats. — Nun habe ich meine Blicke der orientalischen, speziell der russischen Kirche zugewendet, die sich rühmt, das alte Glaubensbekenntnis, gemäß Schrift und Tradition (ich kann diese beiden Momente gar nicht trennen), intakt bewahrt zu haben. Für ihre Zustände konnte ich wohl wenig Sympathie haben. Aber Zustände können eben kraft der christlichen Wahrheit sich ändern. — Es hat mir Mühe gekostet, mir die nötigen und ausreichenden Quellen zu verschaffen, und bei meinem absterbenden körperlichen Zustande ist mir auch das Studium nicht ganz leicht geworden. Ich setze es jetzt auch noch fort. Doch stehe ich nicht an, zu bekennen, daß offizielle Preisgebungen des Prinzips nur zu zahlreich vorliegen. — In dieser

Beziehung glaube ich also Deine freundschaftliche Teilnahme beruhigen zu können; die bisherigen Resultate meines Studiums verbieten mir den Eintritt in die orthodoxe orientalische Kirche. — Hätte die luth. Kirche nur den einzigen Glaubensgrundsatz der Freiheit von Staatsomnipotenz und Papstomnipotenz, so wäre ich freilich schon seit langen Jahren ein ebenso aufrichtiger Lutheraner gewesen als Du selbst.

Ich habe mir den Kopf ganz heiß geschrieben und zwar noch dazu am schweren Krankenlager einer teuren, alten Jugendfreundin. Ich schließe jetzt etwas abrupt.

Dein

Franz v. Florencourt."

Dieser Brief des ehemaligen Herausgebers des Halleschen Volksblatts für Stadt und Land dürfte einen Blick — — in sein Streben und in sein Innenleben gewähren. Mit Freund Maassen hatte ich als Student ihn auf seinem Weinbergshaus bei Naumburg besucht. Im Pfarrhaus zu St. Johann hatte ich ihn dann endlich wieder begrüßen dürfen.

Ein Brief vom Juli 1882 lautet: „Mein lieber Freund, Dein Buch habe ich erhalten und danke Dir herzlich dafür. Ich habe große Freude daran gehabt. Säßest Du neben mir, so könnten wir viel darüber sprechen. Aber schreiben kann ich nicht mehr. Achtzig Jahre und fortwährend krank. Jeder Tag bringt mir die Mahnung, mich auf's Scheiden von dieser Erde vorzubereiten. Maassen ist der einzige, der mir noch

schreibt. Antwort erhält er auch nicht mehr. Das Buch habe ich ihm nicht geschickt, da er es sich bereits selbst angeschafft hatte. — Lebewohl." —

Mit Beziehung auf Professor Reusch heißt es in einem Brief vom 7. Dezember 1886: „Reusch ist ein ungewöhnlich treuer Mensch, was bei einem in römischer Atmosphäre sich entwickelt habenden Menschen mehr sagen will, als bei uns, die aus protestantischem Holz heraus gewachsen sind." — Die „römische Atmosphäre" hatte seine Wahrhaftigkeit nicht umgebracht.

Und ging nun Florencourt in seiner Anklage des Bischof Reinkens und der Seinen zu weit, so hat er's wieder gut gemacht. Er trat in dessen Sprengel schließlich wieder ein. Professor Reusch reichte ihm, wie er mit Freude erzählte, auf seinem einsamen Sterbebett in Paderborn zur Wegzehrung das heil. Abendmahl. —

Sein Alter war so trüb. Er war so vereinsamt. Die Hausfrau war geistig gestört und strenge Katholikin. Der Sohn redigierte ein römisches Blatt in Breslau. Die jüngste Tochter Marie war fromm und thätige Ursulinerin in Berlin, die andere Nonne, irre ich nicht, in Wien. — Der liebe, treue, ängstlich gewissenhafte viel umgetriebene Freund ist nun zu seiner Ruhe gekommen.

## Bei v. Richthofen und Curtius.

Zwischen der belebten Feldstraße und der noch belebteren Promenade liegt, von beiden unmittelbar begrenzt, der stillste Platz, den man sich denken kann. Kein Mensch betritt ihn, nur eine alte Frau, die den Schlüssel zur einzigen Thür des Bretterzaunes hat. Ließ sie mich ein, so saß ich hier beim Rundgang in der Gemeinde gern zwischen den wildaufgeschossenen Sträuchern und Bäumen, zwischen moosigen Leichensteinen, vom Schlinggewächs umwucherten Eisengittern und halb vermoderten Holzstaketen eingesunkener Gräber. Es ist ein nicht mehr benutzter Gottesacker. Sieht man von hier aus nach rechts und links, so sieht man aus Grün und Gräberstille in rauschendes Leben. Geht man aber hier, so geht man, vielleicht Inschriften lesend, über Gräber und hat um sich eine Trümmerwelt von Schutt im Dunkel überhangenden Gezweigs.

So sucht der Freund der Geschichte auch gern die Landschaften, in denen altes Völkerleben sich bewegte und erstarb, und nur Grabmonumente in der Wildnis hinterließ, deren Inschriften, wie die ganze sie umge-

bende Erdnatur, nun reden. So reden sie aus den Völkergräbern am Euphrat und am Nil. Mich zogen seit lange die unermeßlichen Steppen Zentral-Asiens an mit den halb im Sand begrabenen Städten, mit den alten Sitzen der Mongolen wie Karakorum, mit den Skulpturen phantastischer Tiergestalten und uigurrischen noch unentzifferten Inschriften.

Wenn dies in meinen Jahren irgend noch möglich war, so hatte ich das Werk des Freiherrn von Richthofen „China“ mit Begeisterung gelesen. Die Liebe der Familie schon, der ich nahe stand, legte mir die Arbeit des berühmten Reisenden in die Hand. Und das Werk mit seinen Nachweisen, über das Hochland Zentral-Asiens namentlich, kam meinen Neigungen entgegen. Denn wir Alten halten das Pamirgebiet im weitern Sinn, das „Dach der Welt“, auch heute noch für einen völkerkundlich hoch bedeutsamen Punkt der uns bekannten Erde. Die Mitte der Völkergeschichte liegt anderswo. Hier aber liegt der nachweisbar wichtigste Ausgangspunkt für die uns bekannte Geschichte, sehen wir vom ersten Ausgangspunkt ab, den die Schrift uns zeigt.

Wir Alten stehen hier mit den Jüngeren im Streit. Diese lassen die Indogermanen gern aus Skandinavien kommen.

Aber was sagt denn neulich noch Robertson in seinem The Kafirs London 1896? Und was fand er in dem bisher unzugänglichen und unerforschten Kafiristan? „Noch zahlreich blauäugige und blondhaarige Individuen.“ So am Südhang des Hindukusch im Strom-

gebiet des Indus. Also ganz wie früher Schlagintweit.

Als Schlagintweit aus dem Tiefland des Ganges durch die Pässe und Schnee-Dome des Himalaja hierher emporbrang, fand er hier auf den unendlichen Steppen zu seiner großen Überraschung blauäugige, blondhaarige Hirten. Er stand an den Stammsitzen der Arier. Von hier wanderten sie nach Westen und Süden.

Aber auch die mongolischen Völker, die Chinesen vor allem, haben hier ihre Ursitze. Die Stämme in Khotan sind die am Nordrand von Turan zurückgelassenen Reste der Chinesen. Von hier wanderten sie nach Osten.

Endlich sind auch die turanischen Völker von dieser Hochwarte aus gewandert und haben sich nach dem Norden Asiens und Europas hin abgezweigt.

Vom Hindukusch und den Kuschiten, die vor den Ariern schon den Süden bedeckten, wollen wir nicht reden, um nicht ins Blaue zu geraten. Wir sehen genügend doch schon, wie bedeutsam dieses „Dach der Welt" für die Völker der Erde.

Mit von Richthofen konnte ich mich nun einmal, es war im Frühjahr 1888, seinen Büchern und der Büste von Nachtigal gegenüber, über Zentral-Asien unterhalten. Ähnlich einst in Wien mit Baron Hammer-Pugstall über Klein-Asien. — Das Alter greift gern auf die Jugend zurück. Oder es durchherrscht vielleicht von der Jugend bis zum Alter dieselbe Grundrichtung ein Menschenleben.

Jetzt kam die Versandung jener Hochsteppen, es

kamen die Anlässe der Wanderung der Völker zur Sprache. Aber ich bin doch hier nur Stümper.

Und doch dulde der geneigte Leser eine kleine Vorlesung.

Also: Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Jene Verwitterungsprodukte, die sich als feiner Staub von den Felsketten und Riesenmauern des Karakorum und Kwen-lun ablösen, trägt der Wind in Sandwellen nach Norden. Diese, Welle um Welle, dringen langsam vor. Sie rollen langsam übereinander hin, sie schieben sich langsam aber unwiderstehlich in die Flächen vor, sie bedecken die Steppe. Die Herden finden nicht mehr Nahrung, die Zelte werden abgebrochen, der Stamm wandert.

Dies der Anstoß zum Aufbruch und zur Völkerwanderung der Arier. Sie dringen in das uralokaspische Becken. Nach einiger Rast im Hochland von Iran teilen sie sich. Einer der beiden Ströme wendet sich nach Süden. Er überschwemmt Indien. Der andere ergießt sich nach dem Westen. Er überflutet Europa. Dort im Morgenland sitzen sie unter Sonnenbrand und Palmen. Hier im Abendland tummeln sie sich im Buchenwald und auf Heiden.

Die Märchen und Stammessagen unserer Vettern von Delhi und von Benares klingen, wenn auch in anderer Hülle, im Spessart und im tannendunklen Harz. Dort wie hier die Schlangenkönigin mit der Goldkrone und die Elfen und Nebelgeister im Waldesdickicht, und Dornröschen. Dort wie hier dieselbe mondbeglänzte Zaubernacht.

Dann sinkt ein eiserner Vorhang herab. Er der die

Völker teilte von Anfang, stellt die Wand zwei Tausend Jahre lang, zwischen Morgen- und Abendland. Verschollen, verklungen war für uns, was jenseits geschieht. Nur einzelne Töne dringen verstohlen hinüber, herüber. So wenn Alexander zum Indus dringt, oder wenn die Araber uns Kunde bringen, oder wenn der Sturm der Mongolen uns Märchen- und Sagenstoffe zuführt. Dann lauschen unsere Väter an Tiber und Seine, an Elbe und Weser und Rhein. Sie horchen auf die Klänge, die von dorther herüberwehen, und hier zitternd verklingen. Und sie wissen nicht, warum der sagenhafte Osten sie so bewegt. Und sie erzählen sich vom Priester Johannes und von den feuerumloderten Mauern des verlornen Paradieses, das im fernen Osten geborgen ist.

Da aber nimmt Gott den Vorhang hinweg. Handelswege schließen auf. Sie öffnen den Gelehrten das Auge. Sie erkennen in Sprache und heiligen Schriften der Inder die Wurzeln auch unserer Sprache und unserer Denkweise. Sie erkennen, daß wir mit ihnen eines Stammes sind. Wir erkennen, wie die Welt der Zauber und Sagen und der Geschichten von Aschenbrödel, von Wichtel und Kobold, und wie die redenden Tiere, wie all das anheimelnde Gewimmel von Dingen, welche Großmutter abends am Herdfeuer erzählt, und Hänsel und Gretel lauschen weitoffenen Auges gespannt — wie all dieser Reichtum unser uraltes Erbteil ist. Wir haben's mit unseren Vettern drüben, wo die Palmen ragen, gemeinsam. Wir haben uns mit ihnen hinein geteilt. Sie haben ihr Teil im Morgenland bewahrt. Wir

haben's mit nach dem Abendland geführt. Und wie unten tief im Waldboden die Samen liegen und schlafen, so die Urväterstücke tief im Volksgemüt unten versteckt. Nun ist's uns alles klar geworden. Was nun im Volksgemüt aus dem Waldboden empor quillt wie phantastische Blumen in Dämmer und Zwielicht, wir wissen, woher es stammt. Oben aus den endlosen Steppen Hochasiens stammt's, oder aus den Wäldern seiner Terrassengebirge, wo die Herden unserer Väter weideten, und das Klirren ihrer Pfeile tönte. — — —

Richthofen, um zu ihm endlich zurückzukehren, bedauerte, daß die geographische Gesellschaft, der er vorsteht, oft doch in Verlegenheit sei. Es gebe so wenig wissenschaftlich tüchtige Reisende, die man aussenden könne. Außerdem leide Deutschland auch an einem Mangel an großen Zeitungen, welche in alle Gegenden der Erde Reporter senden könnten. Das komme von der Zersplitterung der Kräfte in unseren Zeitungswesen. Und dieses wieder von der zu großen Konkurrenz auf diesem Gebiet.

---

Professor Curtius war, seit man mit ihm an Langenbecks Tisch beim Taufmahl saß, nicht gealtert. Mehr als eine seiner klassischen Reden hatte ich in der Aula der Universität gehört. Dieselbe Schulung und Feinheit seiner Sprache tritt in seinen gesammelten Reden hervor, die er unter dem Titel „Altertum und Gegenwart" herausgegeben hatte.

Wir redeten über Movers, dessen „Phönizier“ er rühmte. Für griechische Mythologie stehe ihm Welker am höchsten. Mir lag noch eine andere Frage am Herzen. Er ging gern darauf ein.

Von Anbeginn: Ur-Monotheismus. In ihm ist alles beschlossen. Aus ihm die Vielheit polytheistischer Religionsformen. Endlich Ausarbeitung derselben zu größerer Vergeistigung. — Dies Curtius' Ansicht. Und dieses Schema ist für die Völkerwelt auch das einzig vernünftige. Es hat auch Raum genug. Es läßt sich das Auffälligste hinein fügen. Und es wird von den neuen Sanskritstudien und der vergleichenden Sprachforschung immer deutlicher bestätigt.

Wir gingen in's Freie. „Sie müssen aber die eben eingetroffenen assyrischen Tafeln sehen. — Morgen treffen Sie mich zwei Uhr im Museum.“

Also die assyrischen Tafeln. Da liegen sie mit feiner Keilschrift bedeckt, Briefe vom Hof in Assyrien an König Amenophis IV. zu Tell el Amarna in Oberägypten. Hier thronte dieser König. Er war im alten Ägypten ein bedenklicher Neuerer. Er war eigentlich ein Ketzer. Und für seinen Sonnendienst, vielleicht seine eigne Erfindung, baute er diese Residenz. Sein Nachfolger schon zerstörte sie.

Die Welt am Nil versank. Römer und deutsche Söldner tummelten auf diesem Boden. Dann sarazenische Reiter. Dann tiefes Schweigen.

Und nun steigen sie aus Schutt und Sand der gelben Wüste wieder hervor, diese Briefe, welche der

edle Burraburias, König von Kara-Dunias um 1500 vor Christo an den Hof von Tell el Amarna schrieb. Und die Läufer trugen die Briefe von Stein, sorgfältig eingehüllt, durch Steppe, Wüste, Gebirg und Wald. Und des edlen oder unedlen Amenophis Auge ruhte auf diesen Inschrift-Steinen, wie jetzt nach drei Tausend Jahren die unsrigen darauf ruhen: Freundschaftsversicherungen, Sendung von Geschenken, Bitten um Hilfe gegen Feinde, Verhandlungen wegen der Verheiratung einer Tochter des Hauses Assyrien mit dem Pharao — das alles tritt wieder hervor.

Alle die Thatsachen, welche die Forschung aus dem wilden Geröll der Völkerwelt holt und um uns zusammenträgt, sie liegen umher wie farbige Steine. Sie sind für ein großes Mosaik bestimmt, liegen sie auch noch so ungeordnet da. Wer sieht Plan und Absicht? Wer vermag das Gesamtbild auch nur in Gedanken herzustellen? Aber anders wird's, wenn wir in die Flut der Erscheinungen den festen Stab senken können, an dem sich die rinnenden Elemente wie an einer Mitte sich ansetzend kristallinisch gestalten, von wo aus das Ganze sich nun formen kann. Finden wir in einer Hauptfigur erst Zweck und Ziel der farbenprächtigen Darstellung, so ordnet sich um diese Figur uns alles. Die Masse des scheinbar Zwecklosen und Überflüssigen wird von dieser Mitte aus gedeutet. Es gruppiert sich um sie. Es empfängt von ihr aus Licht immer mehr. Und endlich erhalten, von hier aus gesehen, alle die bunten Erscheinungen der Einzelgestalten der Völker-

geschichte ihren Platz. Sie werden in ihrer Bedeutung für jene Mitte und damit für das Ganze des großen Gemäldes der Weltgeschichte Schritt um Schritt erkannt werden.

Ihre stille Mitte, das Geheimnis aller Einzelerscheinungen, der verhüllte und endlich erst hervortretende ordnende Gedanke, um den alles kreist, es ist der Fürst der Völker, der Heiland der Welt.

Curtius kannte ihn, als er auf feurigem Pferd ohne Steigbügel in Griechenland ritt, und Olympia ausgrub. An diesen Monumenten und edlen Bildnereien hatte er seine Augenlust. Man muß sein großes Prachtwerk über Olympia nur kennen. Immer ist er uns ein abermaliges Zeugnis dafür, daß es eine Durchdringung des christlichen Gedankens mit klassischer Formschönheit gibt. Und dies eben weist auf eine Welt hin, in welcher die tiefe und verschlossene Herrlichkeit gläubiger Seelen blütengleich nach außen tritt und in schaubarer Schöne. Das Schöne, die Herrlichkeit, ist die Vollendung der Heiligkeit.

Er diente dem Schönen. Er sagt es selbst:

Das ist der Sieg des wahrhaft Schönen,
Daß es dem Lebensstrome gleicht,
Der zu den fernsten Enkelsöhnen
Mit seinen Segenskräften reicht.
Hier ist das wahre Menschenleben
Erhaben über Raum und Zeit,
Der Geister schrankenloses Streben —
Ein Atemzug der Ewigkeit.

Und sein Wahlspruch war dabei: Ich muß wirken so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht da niemand wirken kann.

## Dresdener Tage und Leipziger Freunde.

Das ging doch immer so. Wenn irgendwohin eingeladen, sei es zu predigen, sei es einen Vortrag zu halten, so war ich in der Regel erkältet, wenn ich ankam, und gewöhnlich total heiser, wenn ich reden sollte. So denn in Dresden im Herbst 1888 auch.

Auf der Kanzel der großen Frauenkirche stand ich dem gefüllten Bau gegenüber deshalb so unglücklich und so unverständlich, daß ich dachte: Liebe Freunde hin und her, wie thut ihr mir leid, daß ihr heut in die Kirche gekommen seid! Nehmt mir's doch nicht übel, daß ich gekommen bin! Und ich mußte bald hinzusetzen: Lieber Freund, wie handelst du so vernünftig! Denn ich sah, wie ein Herr in der Mitte des Schiffes aufstand, und mit größter Anstrengung sich zum Ausgang drängte. Ja, wie handelst du so vernünftig!

Es galt heut dem Jahresfest des sächsischen Gotteskastens. Ich gedachte lebhaft des Tags, da wir unsern Besser hier bestatteten und in Niederlößnitz das Luisenstift besuchten. — Diesmal hieß es, unter der Ägide

des lieben Dr. Zehme als Vorsitzenden des Vereins, der Arbeit desselben beizuwohnen.

Gerade die Vereinigungen im kirchlichen Bekenntnis Gegründeter innerhalb luth. Landeskirchen sind uns so erquicklich.

Dies so nebenbei. Beim lieben Medizinalrat Seifert und seiner Hausfrau, Scheibels Tochter, ein schönes Quartier. Und zum Schluß beim lieben Kaufmann Siedel eine frohe Tafel. Aber leider war der Besuch bei Superintendent Meier vergessen. Wie oft hatte Professor Peip uns von ihm erzählt!

Und nun nach Leipzig.

Heiliger Sankt Florian,
B'hüt dies Haus, steck andere an!

Wie lachten wir damals am Frühstückstisch in Kahnis Hause, wo wir wohnten! Dr. Besser war spät in wohlschlafender Nacht von Kahnis, der sein Haus noch einmal revidierte, gefunden worden: im Bett liegend, lesend und eine Zigarre rauchend. Eine traurige Erfahrung, die man an Besser macht, sehr traurige Erfahrung —! — rief die Hausfrau am anderen Morgen beim Kaffee. Durchaus nicht — sagte aber Kahnis — unser Haus wenigstens ist ja doch jedenfalls geschützt, denn Besser hält's mit Sankt Florian!

So damals. Denn jetzt traf ich den lieben Kahnis nicht mehr unter den Lebenden.

Aber ich will ihm einen Denkstein hier aufrichten. Es mag zugleich ein Denkmal der frischen in Leipzig

einst wehenden, die geistlichen Nerven stärkenden Luft sein. Hier also ein Stück aus Kahnis offenem Brief an Nitzsch in Berlin.

„Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß ich im Jahre 1848 mich gedrungen gefühlt habe, die unierte Landeskirche zu verlassen und mich der Gemeinschaft anzuschließen, welche ich damals, welche ich jetzt noch für die luth. Kirche Preußens halte. Ich that, was ich meines Gewissens wegen nicht lassen konnte, und ich darf wohl hinzufügen: in dem klaren Bewußtsein, meine akademische Zukunft in Preußen vernichtet zu haben. So sehr ich wünschte, der luth. Kirche, oder wie Sie sich ausdrücken werden: den von der Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheranern mit meiner Gabe zu dienen, so geschah es doch im Einverständnisse mit den Gliedern des Oberkirchenkollegiums in Breslau, daß ich einem an mich gerichteten Rufe nach Leipzig folgte. Hier, das räume ich Ihnen ein, ficht mich die Union nicht an. In der Luft liegt freilich auch hier Unionsstoff genug: bis jetzt aber schlägt er nur in Wasserform nieder. Wenn ich nun jetzt den Unionskämpfen meiner lutherischen Brüder in Preußen aus sicherer Ferne zusähe, so würde mich gewiß nicht nur niemand deshalb zur Rede setzen, sondern ich würde um meines friedlichen Verhaltens willen gelegentlich Lob ernten. Ich habe aber bis auf diese Stunde die Sache der luth. Brüder in Preußen als die meine angesehen und habe jede Gelegenheit wahrgenommen, mich zu ihnen zu bekennen und meine Kräfte, wie gering sie auch sind, ihnen zu-

zusagen. Ich glaube, daß mir alle Glieder der luth. Kirche Preußens, welche auf solche Verhältnisse einzugehen im stande sind, das Zeugnis geben werden, daß ich im fremden Lande ihrer Sache treu geblieben bin. Und dies Zeugnis, vor der Welt eine Schande, ist mir eine Krone der Ehren." So Kahnis. Er war eben ein Charakter. Und er wußte was Kirche sei. Sie hat ihm zwei Seiten, „eine Wesensseite, nach welcher sie die Gemeinschaft der Gläubigen ist und eine Seite der äußeren Erscheinung, nach welcher sie eine Gläubige und Ungläubige umfassende Gesellschaft ist".

So legte er den Wert auf objektive Kirchenzugehörigkeit. Der „Lutheraner" in der Union ist: Unierter. So erklärte sich Kahnis bestimmt gegen die schwächliche, alle lutherischen Bestände unterwaschende, und für die alte, also für unsere Nachtmahlspraxis. Und so war es denn natürlich, daß Kahnis nicht nur an Nitzsch schrieb, sondern in der Lehre von der Kirche, wie Huschke sie lehrte, direkt und laut einen „Fortschritt" bekannte.

Der Entschlafene war ein echter Sohn der ganzen lutherischen Kirche. „Diese Kirche" sagte er, „hat einen dauernden Charakter, der sich unter allem Wandel ihrer geschichtlichen Entwicklung behauptet hat. Diese Kirche hat eine noch unerschöpfte Entwicklungsfähigkeit." Wo Kahnis Verstand abirrte, da hielt sein Herz fest zu ihr, aus deren Urgranit er gehauen war.

Es war eine Freude, diesen Mann stämmig stehen, das Haupt vorgebogen, reden zu hören, rasch, markig, geistfunkelnd. — Dann barg ihn Gott eine kleine Zeit

heimlich in seinem Gezelt — und endlich erlöste er ihn.

Freuen wir uns seiner, die wir mit ihm eine tüchtige, freie Kraftentfaltung, eine ehrenvolle und ernste Arbeit, eine reiche Entwicklung, eine frohe Zukunft unseres Bekenntnisses vor uns erblicken, die in mutigen Anfängen diesseits und jenseits des Meeres uns umgibt. Und machen wir das frische Wort uns zu eigen, mit welchem er seine hannoversche Ansprache vom 1. Juli 1868 schloß: „Gott ist unsere Zuversicht und die Konjunktion der lutherischen Kirche bleibt: „dennoch“.“

Und unsern lieben Delitzsch sollte ich in diesen Tagen zum letzten Mal auf Erden sehen.

Er und Hengstenberg hatten jene horrende kabbalistische Erstlingsarbeit eines kecken jungen Landpastors in die Welt geführt. Kein Buchhändler wollte sie in Verlag nehmen, wie erzählt, und keinem war's zu verdenken. Seitdem briefwechselten wir.

Nun sprachen wir von Leipzigs alten Zeiten. Die lutherischen Konferenzen, meinte er, hätten ihren Glanz verloren. Wir sprachen von Hommel, von Stip und den Eisenfesten und Hochgemuten der alten Zeit, wo Petri, Huschke und Harleß hier präsidierten. Die nächste Zukunft der lutherischen Fakultäten sei trübe. Ritschl übrigens werde vorübergehen. So meinte er. Sein letztes Wort: „Wir werden Farbe halten,“ und: „die ars moriendi ist die Hauptsache“.

Nun, in dieser Hauptsache, in der Sterbekunst ist er bestanden, der liebe Delitzsch.

Und endlich wiedereinmal in Leipzig. Diesmal zu Pfingsten 1890.

Einen Vortrag im Missionsverein für Israel hatte ich übernommen. Den Verein hatte ich ja mit Delitzsch, von Erdmannsdorf und Plitt neu gründen helfen. Ich war jetzt der einzige Überlebende. So mußte ich ja wohl, und nannte den kleinen Vortrag: „Israels Weltstellung.“ —

Herberge beim alten Freunde Zahn. Am andern Tag gemeinsames Mittagsmahl. Hannoversche Freunde: Konsistorialrat von der Osten und der liebe Fressel. Luthardt begrüßt den Festprediger Walther, meine Wenigkeit das neue Fahrzeug, die Erlanger Neue Kirchliche Zeitschrift. Frisch drauf los! Mögen gute Winde die Segel blähen, aber kein dürrer Nordost. Und mögen tüchtige stramme Bootsleute das Steuer halten, Teerjacken, die den Guß nicht fürchten, weil alles darauf abfließt, Menschen, die nicht feine Handschuhe, sondern ehrliche Schwielen an den Händen haben!

Und so wünscht der alte von der See ziemlich umhergeworfene Verfasser auch heut noch. Der liebe Geheimrat v. Frank, — ich sehe ihn noch wie er kerngesund damals am Tisch stand in seiner stämmigen Kraft — er ist nicht mehr unter uns. Aber das Schiff fährt noch. Und der alte Gott lebt noch. Er schütze denn vor Sandbänken und Schwächezuständen!

# Im Ordensland.

Visitationsreisen? Der geneigte Leser folge getrost, und er wird, überläßt er Untersuchungen, Protokoll-Aufnahmen und Ansprachen dem Schreiber dieses und seinen Begleitern, doch vielleicht nebenbei ein ihm noch unbekanntes Land entdecken.

Denn dort steigt schon aus weiter Fläche der mächtige Bau der Marienburg, und das goldblitzende Gewand der Gottesmutter leuchtet von dem Äußern des Chors der Ordenskirche weithin in's Land. —

Wer könnte diese Burg betreten, ohne alten Glanzes zu gedenken. Hierher entbot einst der Ordensmeister Winrich von Kniprode das große Turnier auf Fastnacht 1370. Französische und englische Ritter, welche nach der Schlacht von Poitiers neue Händel suchten, waren zahlreich zugezogen. Da war große Lustbarkeit.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Der Orden mußte ein heißeres Turnier, er mußte die Schlacht bei Rudau schlagen. Er stellte 40 000 Mann gegen die 70 000 Litauer, Russen und Tartaren. Die deutschen Ritter mit ihren Scharen fielen auf die Kniee. Sie

beteten und die Priester spendeten den Segen. Sie siegten, aber zwanzig Komture und zweihundert Ritter lagen tot auf dem Felde.

Wir stehen auf dem unteren Burghof. In jenem Turm dort mag jener Großfürst der Litauer gefangen gesessen haben. Aber er brach sich mit dem Schwert eine Öffnung. Unten hielt ein Litauer mit Schwert und — Ordensmantel. Und fort ging's, daß die Funken stoben. Der Hochmeister schaute hinterher und rief: „Trau einer einem Heiden!"

Der Hochmeister schaute hinterdrein — denn im Hauptbau, hier zur Rechten, sind seine Gemächer. Da ist auch der prächtige Remter, des Gewölb eine einzige Säule trägt. Aber gehen wir nun über den Burggraben zur Hochburg hinauf.

Ueber diese Brücke sprengte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen. Stets führte er zwölf Stricke am Sattel. Es war, um damit ebensoviele Polen zu erdrosseln. Darum lassen ihn auch, als er oben auf der Burg am Schlagfluß starb, — die polnischen Geschichtsschreiber vom Teufel erdrosselt sein.

Da liegt nun alles überragend die Hochburg des Ordens vor uns, die Burg aller Burgen. Ein Bau ist's, wie von Riesen für Riesen gebaut.

Ein großes Geviert einheitlichen Baues im vollendeten deutschen Stil. Den Hof in seiner Mitte umgibt der Kreuzgang. Man betritt ihn aus dem Oberstock. Er läuft ringsum. Eine steinerne Gallerie von Säulen und Bogen ist's, gebaut für eine Burg, welche zugleich Kloster ist.

Jetzt treten wir ins hohe Haus. Hier der Kapitelsaal.

In der Mitte der Ordensbrüder kniete zur Aufnahme hier der Kandidat.

„Ich bitte um Gottes und Marien der heiligsten Mutter Gottes, auch meiner armen Seelen Heil willen, Ihr wollet mich in den löblichen deutschen Ritterorden auf- und annehmen.“ — Und der Hochmeister: „Wir haben eure Bitte erhört, doch verspricht euch der Orden nichts, denn Wasser und Brot und demütige Kleidung; wird euch Besseres, so habt Ihr Gott, seiner lieben Mutter und dem Orden demütig dafür zu danken.“

Dann kniet der Kandidat vor dem Hochmeister: „Ich entheiße und gelobe Keuschheit meines Leibes, auch ohne Eigentum zu sein, auch Gehorsam Gott und Marien und Euch Meistern des deutschen Hauses nach Regel und Gewohnheit des Ordens des deutschen Hauses und Hospitals zu Jerusalem.“

Nun bewegte sich der Zug des Kapitels durch diese Thür links und durch den Kreuzgang. Die langen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz wallen über die klirrenden Eisengewande. So tritt der Zug der Ritter, der Hofstaat des Großministers voran, wiederum zur Linken, in die Thür der Marien-Kapelle. Die Messe beginnt. Der Kandidat wird in die Sakristei geleitet. In Harnisch und Stiefel, jedoch ohne Sporen, den Helm halb geschlossen, in der rechten Hand den Rosenkranz, so tritt er heraus, und er wird zum Altar geführt. Der Priester intoniert das Veni sancte

spiritus. Der Kandidat kniet mit geschlossenem Visier, und der Hochmeister erteilt ihm den Ritterschlag. „Zu Gottes, St. Marien und St. Georgen Ehre vertrage dies und keines mehr, besser Ritter, als Knecht!" Und der Zug geht in den Kapitelsaal zurück. —

In diesem hochgewölbten königlichen Raume ratschlagten die Ritter und Groß-Komture über Krieg und Frieden, über Wohl und Wehe ganzer Völker. Ueber mehr als hundert Burgen, über mehr als fünfzig Städte, über Tausende von Kirchen und Kapellen, die dieser Orden, der Beherrscher des Ostens, gründete, gingen von hier aus eisernes Regiment und sorgender Blick — jahrhundertelang.

Jahrhunderte bis — eines Tages — es war der 15. Juli 1410 — der Leib des Hochmeisters Konrad von Jungingen mit den vielen Wunden und dem halben Bart — vom Schlachtfeld von Tannenberg auf die Burg gebracht wurde. Mit halbem Bart; denn die andere Hälfte hing neben fünfzig eroberten Ordenspanieren in der Kirche zu Krakau. Da war der Glanz des Ordens für immer gesunken.

Welch ein Glanz aber und Reichtum in diesen Bauten! Haben wir denn jetzt Edleres aufzuweisen? Man denke nur an des Ordensmeisters Gemächer und an die Pracht der Remter. Ich sah im Geiste die Ritter dort zur Tafel sitzen bei Hirsch- und Elen-Braten und gebratenen Eichhörnchen, Kaninchen, Kranichen und Staren. Dafür kam aus Elbing das Bier, aus Ungarn und vom Rhein der Wein. Hierher

kamen alle die Geschenke für den Meister. Die Königsberger schickten schöne Zelte. Kulm sandte Jagdhunde. Der Bischof vom Pomesanien sandte guten Weinmost, der Vogt der Neumark schickte Quitten, der Komtur von Balga schöne Hunde, der von Schlochau Wildpret und Hechte, der von Osterode Haselhühner, der von Thorn Landwein. Von Danzig erhielt der Meister eine Tonne neuer Heringe, „do mete In der Rath von Danzig ehrete“.

Aber zur Sommerzeit lebte der Meister in seinen Gärten am Weg nach Elbing. Da hatte er auch seine Teiche, seinen Kaninchenberg und Tiergarten. Hier gab's Auerochsen. Der Großfürst Withold von Litauen schenkte sie und erhielt als Gegengabe zwei Faß Wismarsches Bier. Da gab's auch im Garten Meerkühe und Affen. Hier hatte Konrad von Jungingen seine Falkenschule. Daraus schenkte er an die Fürsten in Polen, Deutschland, England und Ungarn.

So zur Zeit der Blüte. Aber innerlich war die heilige Zucht gesunken. Die Ritter ließen Drommeter vor sich her reiten. Dann sprengten sie, schwere Goldketten um Hals und Nacken, über die Zugbrücke. Und in den weiten, unterirdischen Gewölben, gebaut, um dem flüchtenden Landvolk Zuflucht zu bieten, — lagerte der Wein in Ueberfülle. Ritter und Priester zechten die Nächte hindurch. Der Komtur zu Königsberg kam einmal in Pflichten des Ordens. Da saßen bis in den Morgen die Herren noch beim Wein. Und als der Kellermeister nicht mehr spendieren wollte, so rannte der

Komtur mit dem Schwert und brach den Keller auf. Und alle die Ritter mit Gelärm hinter ihm drein.

Bäume, die innerlich faulen am Mark, bricht immer der Sturm.

Nun denke ich an Danzig, woher ich kam. In seiner Heiligegeist-Straße sieht man noch rechts und links vor den alten und massiven Bürgerhäusern die Treppen und „Beischläge“. Da saß auf erhöhtem Platz zu Feierabend der Kaufherr mit den Seinen vor der Hausthür in der Abendkühle. — Dann geht man zum Langenmarkt, wo das prächtige Rathaus steht und der Artus-Hof, wo der Stadt Junker einst beisammen saßen zur Tafelrunde. Dann zur Marienkirche, Memling's jüngstes Gericht zu sehen und Opitz's Grab. Und so steigt langsam dem inneren Auge das Bild der Stadt auf, neben Riga der mächtigsten des Ordens.

Vor ihren bewimpelten Koggen hatte man Respekt auf allen Meeren. Der „Kiek in die Kök“ steht auch noch. Der Bürgermeister Konrad Letzkau baute ihn dem Orden zu Trutz. Denn von diesem Wartturm aus konnte man den Rittern in's Nest, man konnte mitten in ihr festes Schloß sehen. Denn mit dem Orden war die Stadt bald im Krieg, bald im Frieden.

Zurück über Marienwerder. Da zeigte der Altertümler der Stadt, unser lieber Pastor von Flanß, „der Herren Danzk“. Es ist der geheimnisvolle lange Ausbau der hiesigen und vieler Ordensburgen. Wer Näheres darüber wissen will, wende sich getrost an den Genannten.

Und nun wieder zum Herbst 1891. Es geht mit Kollege Landrat von O. und mit Superintendent Br. wieder zur Kirchenvisitation. Besuch bei Kirchenrat von Bl. — dann wieder in's Ordensland.

Bei Dirschau über die Weichsel. Links schimmert stahlblau die Ostsee. Wir sind in Königsberg.

Alle Zeit ist in Anspruch genommen. Gedenken kann ich nur flüchtig der alten melancholischen Gesellschaft, Simon Dach's.

Sie hatten alle ihre Schäfer-Namen, die Calovius, Roberthin, Albert, Thilo, Werner. Sie machten bei Lebzeiten sich untereinander die Grablieder. Ihre Namen standen jeder auf einem Kürbis geschrieben. Und unter jedem der Namen stand ein Vers, der an das Sterben erinnerte. — Es war doch ein Vorschmack der spätern sentimentalen Zeit unserer Litteratur.

Aber hier saß ja auch in seiner Kürbislaube im Garten seines kleinen Hauses, Nr. 758 am alten Graben, mit der Aussicht auf die Stadtwiesen der Pakhofverwalter Johann Georg Hamann. Im langen mit Pelz verbrämten Hausrock und das Baummesser in der Hand ging er auf und ab im Garten, seinem Hain Mamre. Er geht auf die Raupenjagd. Hierher kamen Briefe von Herder und Goethe, von Jacobi in Pempelfort, von Claudius, dem Wandsbecker Boten. Zuweilen ging er zu Kant, dessen Stube von Tabaksrauch schwarz war, so daß man mit dem Finger an die Wand schreiben konnte. Seltener kam er mit Kriegsrat Hippel zusammen, der heimlich an seinen Lebensläufen schrieb. Hamann

war der Einsiedler am Stadtgraben, am Bach Krith. Hier verschlang er mit ungeheurem Hunger die Ballen der Bücher der Messe. Er war der herrschenden klassischen Litteratur gegenüber die erste laute Stimme. Sie bezeugte allen erfahrenen Poeten, daß in Golgatha und Scheblimini das Geheimnis der Welt steht. Aus dem Moder der unschönen häuslichen Existenz am alten Graben hob sich die wundersame mystische Blume dieser Autorschaft. Der Pakhofverwalter ward der Magus im Norden.

Über seine Bedeutung war ja, fiel mir ein, einst ein hannoverscher Vortrag gedruckt. Aber — es war selbst nicht möglich, Freund Bezzenberger in seinen litauischen Sprachstudien und bei seinen ausgegrabenen Urnen zu stören. Ich hätte ihn zu gern ein wenig geärgert.

Denn weiter gings in's Ordensland. Nun in die große Niederung, die einst voller Sümpfe war. Da hat mehr als eine Rotte der Herren und Knechte des Ordens den Tod gefunden. Ritter Gondesal von Jülich ließ sich durch die Litauer hineinlocken. Er verfolgte sie. Aber nun hatten sie ihn in Morast und Röhricht, da kein Entrinnen war. Sie fingen ihn. Sie setzten ihn geharnischt auf sein Pferd. Sie häuften Reisig und dürre Äste um ihn her. Und sie verbrannten ihn ihren Göttern. Sein Volk lag erschlagen im Moor.

Die Fahrt geht nun auf Insterburg.

Hier begann in der Ordenszeit die große Wildnis, der dunkle, weite Wald. Er zog sich bis Ragnit an

der Memel. Er bildete die schwerzugängliche Grenzmark gegen die Litauer. Nur sehr einzelne und schmale Pfade führten durch Bruch und fast undurchdringliche Forsten, in denen Elchwild, Ur und Bären hausten. Um diese Wildnis durchschreiten zu können, hatten die Ordensritter einen ausgedehnten Spionendienst eingerichtet, und ein besonderes Führer-Personal ausgebildet.

Hier wollte einst, als man durch die Forsten an die Litauer zu dringen gedachte, Graf Heinrich von Derby, mit seinen Rittern die St. Georgsfahne sich vortragen lassen. Aber die deutschen Ordensritter litten's nicht. Da brach der Graf über Prag nach Venedig auf. Es war 1395 im Herbst. Aus dem Grafen ward dann König Heinrich IV. von England.

In Insterburg empfing uns unser Superintendent, der ehrwürdige Augustin. Im großen Garten am Pfarrhaus liegt auf einer Anhöhe die freundliche Kirche.

Ebenso freundlich fanden wir sie in Tilsit. Damit ist solch kleinen Gemeinden, sehen wir vom höhern Stützpunkt ab, ein sicherer Halt gegeben.

Und nun von Lyck an der russischen Grenze hin. Da geht der Blick weit nach Rußland hinein. Man sieht einige seltsame Trachten, und ein russischer Offizier in seinem hechtgrauen Mantel sitzt am Bahnhof neben uns.

In Johannisburg die Reste des Ordenshauses. Sie werden besichtigt bis in den Keller hinab.

Und nun nach dem alten Thorn. Unser lieber

Pastor, Superintendent R. — empfängt uns. — Abends in seiner Familie. — Großer Familienabend der ganzen Gemeinde.

Welch eine altertümlich ehrwürdige Stadt! Hier dem großen Rathaus gegenüber hatte die Brüderschaft St. Georgii ihr Haus zum Artushof. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hatte es gegründet. Ein und aus in das alte Haus schritten damals zu Tanz und Spiel und Gelag die aus dem Reich eingewanderten ritterbürtigen Geschlechter. Jetzt erhebt sich hier, der ganzen Bürgerschaft geöffnet, der glänzende neue Artushof. Um das hohe Standbild des Kopernikus auf dem Markt lagern die Haufen galizischer Flößer, die das Holz die Weichsel hinab führen. Wie Menschen eines andern Weltteils sehen sie aus. Wir gehen hindurch. Und wir stehen am Rathaus, in welches einst, vom König von Polen geladen, unsere Theologen traten, um mit denen des Papstes zu disputieren.

Am hohen Weichselufer stehen die mächtigen Mauern der alten Ordensburg.

Psalmen singend zog einst die Schar der ritterlichen Mönche, weiße wehende Mäntel über dem Eisenwams, aus dem Thor, und die Heiden jenseits sahen's und zitterten. Oft sogar sahen sie mit Schrecken einen Haufen von Kreuzeskämpfern in blanken Rüstungen im Mondenlicht dort stehen, wo in der That nur ein verlorner Posten der Marienritter Wacht hielt. Einst bestürmten die Heiden die Burg Rheden. „Die Brüder und Knechte, welche sich auf der Burg befanden, waren

sämtlich in der Kirche, und da sie das Salve sancta parens — sangen, so nahmen sie von den Feinden überhaupt nichts wahr. Statt ihrer aber erschienen auf Wällen und Wehren himmliche Männer. Sie entsandten feurige Pfeile, schreckten den Feind und beschirmten das Schloß, bis der Gottesdienst zu Ende war."

So umwebt auch hier im Osten die Heldensage die alten Mauern gerade wie im Westen zu Worms und am Rhein.

Zu Bromberg am Bahnhof hatte unser lieber Pastor B. mit den Kirchenvorstehern uns empfangen. Einst hatte ich mit ihm vor der Thür des treuen Konsistorialrat Münchmeyer in Buer gesessen. Nun durchfuhren wir zusammen seine weitläufige Parochie und die Netze-Brüche.

Die Arbeit der Visitation war abgeschlossen. Das Ordensland lag hinter uns.

Nochmals aber schweift das Angedenken nach der hohen Marienburg zurück. Kein Wunder, denn ich sah sie zweimal. Und ihr Geschick ist das des Ordenslandes.

Das Goldgewand des hohen Marienbildes an der Kirche des Hochstifts stand mir lange vor Augen. Aber mehr drohend als segnend.

Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hatte die Keller und Böden der Marienburg gefüllt, und die Tafel brach unter der Last der Braten und Weine. Aber er wandte sich und sagte, es schmecke ihm kein Bissen, wenn er nicht vorher einige Bauern hätte aufhängen

lassen. Und die Heiden in Preußenland machten in ihrer Wut vielsagend zur Zielscheibe ihrer Pfeile ein — Marienbild.

Da wischte Gott diesen Ordensstaat, „Himmel des Adels, Paradies der Priester, Hölle der Bauern," — wie die Chronik von Dorpat sagt, — vom Erdboden fort. Nur Geschichte und Sage, die wie Ephen Mauern und Trümmer umrankt, erzählt uns vom alten Ordensland.

## Stille Einfalt.

Aus dem weit offenen Fenster der kleinen Tagelöhnerstube blickte ich unter der Wölbung überhängender Zweige hin in das enge Wiesenthal. An die Thalwand rechts lehnt sich halbversteckt ein kleines Haus. Kaum lugt es aus den Buchen hervor, die überall das Thal umziehen. Regungslos das Ganze. Die Herbstruhe ist ausgegossen über das lautlose grüne Becken, welches in sich geschlossen in der Umfassung des Waldes als grüne Bucht liegt. Ich blickte hinein, alles still. Ich hörte, wie leise hier und dort eins der braunen oder gelben Blätter der Buchen dicht am Hause niederfällt. Es fällt zu den anderen, welche den Rasen decken. Ich blickte in die Herbststille, und es wurde still im Herzen. Wie gern denke ich daran zurück!

Soviel vermag der Herr mein Gott durch seine Kreatur der Wiesen und Wälder! Er redet durch das klare Blau über den Hügeln, durch das zarte, schwanke Gezweig, durch die Farben des Laubes, durch das leise Rauschen des niederfallenden Blatts. — Diese Stille der Landschaft ist so beredt. —

Aber wieviel mehr sagt die Stille einer Menschenseele! Ich meine Menschen, welche innerlich still geworden sind und nun andere mit in die Stille ziehen. Woher nur haben sie ihre Stille!

Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion! So ruft der Psalmist. Das ist die Stille, die Gott in den Seelen schafft, wenn er das Begehren, Wünschen, Hoffen, das Umhergreifen und Umherschweifen der Gedanken, das nach allen Seiten tastende und suchende Verlangen nach den Gütern, Gaben und Kräften der Erde durch seinen Geist zur Ruhe bringt, wenn er auf seinen heiligen Berg führt. Denn Stille ist vor seinem Angesicht. Nur muß ich sie suchen wie Elias.

Der Eifer um das Haus des Herrn hatte ihn gefressen. Flüchtig, zerschlagen, hatte er in der weiten Wüste unter dem Wachholderstrauch gelegen. Gerufen hatte er: So nimm nun, Herr, meine Seele, denn ich bin nicht besser, als meine Väter! Ausgespien von seinem Volk, gejagt, verhöhnt, lag er gebrochen am Boden. Da war es, wo der Engel ihn anrührte, und ihm Kraft und Speise gab, zu gehen auf den Berg Gottes. Und als er des Nachts daselbst verharrte, als er in der unendlichen Stille der Gebirgswelt vor Gott stand, da kam das stille sanfte Sausen, in welchem der Herr war. Da verhüllte Elias sein Antlitz mit seinem Mantel. Und als er sein Leid Gott geklagt, und als Gott ihn begnadet in seinen Dienst stellte, und als Gott ihn sendete, da wurde er still — vor Gott.

So wird man still vor Gott. Gebrochene und ge-

knickte Menschen nur, mühselige und beladene nur, die ihre Schuld vor Gott bekannten und nun sein Antlitz suchen, sie werden still.

Sein Antlitz suchen! Wo aber suche ich, Herr, dein Antlitz? Gefühle bringen mir's nicht. Eindrücke, da ich nicht weiß, woher sie sind, und wie lange sie bleiben, zeigen mir's nicht. Ich muß einen Ort haben, wo ich die Gnade finde, wo ich so gewiß das gnadenreiche Antlitz finde, wie ich an seinem festen Platz im Haus meinen alten Vater finde. Ich muß einen Ort haben, wo mein Herr und Gott zu finden ist, wo er mir, dem Sinkenden, die Hand reicht, wie Petro, wo er aufsteht, und den Sturm der Wellen, der Wünsche, Lüste, Leidenschaften in mir bedräuet, daß es ganz still wird. Wo ist auf Erden dieser Ort der großen Stille?

Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, stehe auf! So redet Er, in welchem Gottes Gnade ruht. Hat er diese Macht auf Erden nicht mehr? Er hat sie. Der Altar meiner Kirche ist der Ort, wo ich Vergebung der Sünde und damit Friede und Freude und damit selige Stille finde. So bin ich allen Zweifeln, ob Gefühle, ob vorübergehende Stimmungen, ob oft dem leiblichen Befinden entstammende Erregungen etwa täuschen, überhoben. So gewiß ich mit meinem Ohr meines Beichtvaters Stimme höre, so gewiß ich seine Hand, welche die Vergebung mir zueignet und auf's Haupt legt, fühle, so gewiß habe ich die unzweifelhafte Gewißheit in dem Wort der Vergebung. Es ist, als ob Jesu

heiliger Mund selbst zu mir geredet und seine heilige Hand auf mir geruht. Nun ist Stille. Hier ist meines Herrn Gegenwart, eine Gegenwart immer inniger, bis ich im Sakrament meine Hand in seine Seite lege und mit Thomas rufe: Mein Herr und mein Gott!

Nun ist Freude die Fülle und selige Stille. Ich habe mich ergeben, ich gebe mich zufrieden, und bin stille in dem Gotte meines Lebens.

Ich danke Dir, mein Gott und Herr, daß Du einen Ort auf Erden gegeben hast, wo ich in Deinen Frieden und damit auch in Deine Stille treten kann und mein Herz stille. In dieser Stille will ich bleiben. Im Gedächtnis der erfahrenen Gnade will ich hingehen an meine Arbeit. — — —

Wohl hat keine der Kirchengestalten, so überlege ich, bessere Mittel, in diese Stille und damit in die Einfalt, zu führen, als die evangelische, wenn sie fest am 5. Artikel des Augsburger Bekenntnisses hält. In der Gemeinde, im Verein, der nur von dienenden Mägden besucht wurde, machte ich diese Erfahrung oft. Aber Stille fordern wir von allen Jungfrauen.

In Paderborn war ich einst in einem Kloster. Ich hatte mit der trefflichen Äbtissin zu verhandeln. „Wie denken Sie, Frau Äbtissin — sagte ich endlich, — werden Sie deshalb, weil Sie Kloster- und Ordensfrau sind, eine höhere Stufe im Himmel einnehmen, als Weltliche?“ „Das glaube ich freilich!“ sagte sie.

Wir glauben mit den Alten die Jungfrau Maria besser zu verstehen. Sie sprach: Siehe ich bin des

Herrn Magd! Mir geschehe wie er gesagt hat. Und dann ging sie an die alltäglichste Arbeit. Keine war ihr zu gering. Jede war ihr recht. Frohe Arbeit ist Dienst. Er ist die andere Seite des Gebets. Darum sind Maria und Martha von Bethanien immer beisammen. Sie stellen zwei Seiten derselben Sache dar. In der Einfalt der Jungfrau Maria sind sie beide zusammen.

Nach Otfried von Weißenburg findet sie der Engel auf den Knien betend. „Den Psalter hielten ihre Hände, den sie gesungen bis zu Ende.“ Und sie „ging — so sagt Wernher von Tegernsee — aus der Kemenate über den Hof nach dem Brunnen, um sich die Hände zu waschen. Da erschien ihr ein „Engel“. — In ihre Kemenate zurückgekehrt, nimmt sie die Spindel wieder auf, bei ihr sitzen die Jungfrauen mit rauher Wolle beschäftigt. Da trat der Engel ein, so blendend, daß Maria die Hand vor die Augen hielt, und ihrer Hand die Arbeit entglitt, denn sie war des Herrn niedrige, weil einfältige Magd. Und darum kann sie dann rühmen: „Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“

Dies thut Er immer. Aber diejenigen „zerstreuet er, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.“ Denn Demut sammelt die Seele zu schlichter Einfalt. Aber Hoffart zerstreut sie in Zwiespalt und macht sie dann zerstreut in Vielfalt. Dann kommt's, daß sie nach allen Seiten begehrlich ausschaut, und zusieht, ob man nach ihr auch ausschaue.

Überall kommt es darauf nur an, daß man den

eigenen Sinn vor Christi Kreuz niederlege und ihm sich ergebe. Hermann von Fritzlar predigte von „Sente Elsebeten landesvrowen zu Duringen. Wanne sie in die kyrchen solde gen so truc sie ayne ture cronen vffe irene houbite. Wanne sie kniete vor vnseres Herren martele, so nam sie die cronen vnde satzte sie selber nider.“ — Nun hören wir Elisabeth selbst. Der Herr sprach zu ihr „Wiltu sin mit mir so wil ich sin mit dir. Da sprach ich. Herre vnde ich mit dir ewiclichen.“

Hier das Gelöbnis und darin allein die Kraft und Schutz und Schirm. Denn man sieht überall, wie leicht aus den guten Mägden: „Fräuleins“ werden. „Fräuleins,“ welche glauben, sich herabzulassen, wenn sie dienen sollen, wenn sie sich Mägde nennen, „Fräuleins,“ welche nicht mehr sagen mögen: „Ich diene dort“ — denn sie schämen sich der höchsten Schönheit, des Dienens. Nein sie sind „in Stellung“, sie sagen: „Ich wohne dort“. Alle, denen das „Dienen“ eine Last ist, sie sind aus der stillen Einfalt gefallen, und müssen ja nun, da sie ihres Taufbundes vergaßen, der Welt gefallen. Darum ist ihr „Geschmuck auswendig mit Haarflechten und Kleider-Anlegen“, wie der Apostel sagt. Denn „der verborgene Mensch des Herzens“ ist verödet. Aus „dem sanften und stillen Geist“ und seiner Macht sind sie unvermerkt gefallen. Es brach der stille Ring, der sie umfaßte.

Das gilt von jeder Jungfrau hoch oder niedrig auf Erden. Kehre um, kehre um, o Seele, zum Taufbund

zurück, und du trittst in die stille Innerlichkeit und Einfalt.

„Hette Maria je gesehen an ihren Schuh, wie er ihr gestanden, sie wäre nimmer Gottes Mutter geworden." So Hermann von Fritzlar. Der war ein feiner Beobachter. Maria wäre ja nicht in der Einfalt geblieben. Kehre nur um in den Bund, den du in der heiligen Taufe mit deinem Erlöser gemacht. Er hat den Ring dir an den Finger gesteckt. Der fromme Kantor Hermann, der neben Mathesius stand, hat in rührender Einfalt ein „Gespräch zweier Jungfräulein" geschrieben. Darin heißt's:

Will niemand singen, so singen ich:
Der König aller Ehren freyt umb mich,
Denn in der Tauff hat er mich ihm vertraut
Auf daß ich sei sein' allerliebste Braut.
Was hat er denn zum Malschatz geben dir?
Ein güldnes Ringelein mit eim Saphir.
Was bedeutet am Ringelein der Saphir?
Es ist der heilig Geist, den schenkt er mir.

Dienen, und dabei in Kraft dieses Verlöbnisses innerlich königlich! So ist's gemeint. Darum betet eine gottselige Jungfrau mit Recht:

Gib, o Herr, auf meine Bitte
Mir ein heiliges Gemüte,
Einen königlichen Geist,
Mich als Dir verlobt zu tragen,
Allem, allem abzusagen
Was nur Welt und irdisch heißt.

Dann läßt sich's dienen in stiller, innerer Freude. Denn wer sein Leben verliert, der wird's gewinnen.

Birgt man sich vor sich selbst in diesen Bund, dann kommt aus der Einfalt auch die Einfachheit.

Ein altes Lied zeigt uns diese frommen Mägde:

Die eine, die hat einen Perlenkranz.

Die Perlen leuchten oben heraus;
Die andre, die hat einen Rosenstrauß.

Die Rosen, die gaben ein guten Geruch,
Die dritte, die hat nur ein rein weiß Tuch.

Das Kleid war weiß, das Tuch war rein,
Die arme Waise war die schönst in der Gemein.

Jawohl, die Einfache ist immer die Schönste. Denn je häßlicher der Mensch innerlich, desto mehr muß er äußerlich aus sich machen. Je schöner das Innenleben, desto größer die Neigung, nicht zu glänzen, sondern in Stille und Einfalt zu dienen und darum bescheiden zurückzutreten auch in Kleidung und Arbeit. Nun ist keine zu gering. Es führt die Magd ihres HErrn auch den Besen und rührt die Spindel. Sie fragt nicht, wie es ihr stünde. Sie faßt um Gottes willen alle Arbeit, auch die häßlichste, willig an und fragt nicht, wie sie dabei aussähe und ihre Hände. Und wenn sie äußerlich sich beschmutzen muß, innerlich ist sie die Reine, die weiße Lilie im dunkeln Grund. Und wo sie gelobt wird, da erschreckt sie, wie Maria erschrak bei dem Gruße des Engels.

Dann ist's wahre Schönheit, innerliche Schönheit der Einfalt, leuchtend vor Gott und seinen Engeln. Jungfräulich verlobte die Seele sich dem Erlöser: Keinem andern sag ich's zu, daß ich ihm mein Herz aufthu! Zwischen ihr und ihm ein verschwiegenes Geheimnis inniger Liebe und innigen Vertrauens. Und der Glanz dieses Geheimnisses stiller Einfalt dringt als Freudenschimmer nach außen.

Denn es ist eben ihr Geheimnis, sie sei nun hoch oder niedrig auf Erden gestellt.

Jede edle Jungfrau (edel, weil geadelt durch die heilige Taufe) trägt's und bewahrt's. Trägt sie es nicht wie die Schönste der Schönen, die Jungfräuliche Repanse de joie?

Denn es war einst eine Burg des heiligen Gral, von der die alten Sagen melden. Und der Gral, die Schale mit dem teuren Blut des Erlösers, war das selige Geheimnis, die heilige Mitte. Um sie stieg rings in hohen Bogen, und wölbte sich der glänzende Tempelbau. Und die edle Jungfrau trug die Schale. Sie trug, was Menschen und Engel anbeten.

Sie hat das Herz sich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen.
Sie durfte keine Falschheit hegen;
Erlaucht Geschlecht und reiches Gut
Mochte sie den Vätern danken:
Sie selber sah man nimmer wanken
In reinem Wandel vor dem Herrn.

Und wo eine Magd dieses Herrn dies Geheimnis in sich trägt, da ist sie auch Repanse de joie, das heißt: Spenderin der Freude.

Stille Einfalt ist freudig. Denn die edle Jungfrau hat sich still in Gott ergeben, er möge sie führen, wie er wolle. Führt er sie in den ehelichen Stand, so ist's gut. Hält er sie im ehelosen Stand, so ist's auch gut. Sie will nichts und begehrt nichts, als was Gott will. Sie erkennt auch die Würde des ehelosen Standes, und läßt sich führen. Freudig erst ist sie völlig nur dann, wenn sie hierin still geworden ist, völlig still, und hierin abgeschlossen hat, und sich Gott vertraut, der am besten weiß, was ihr frommt. Nun ist sie erst ganz freudig. Nun kann sie Freudenspenderin sein. Und wie schön dann, wenn sie, jung oder alt, die Sonne des Hauses ist, gleichbleibend dienend überall aushelfend und heiter. Den alten Müttern schiebt sie das Bänklein unter die Füße, und wenn sie noch liegen, reicht sie ihnen den Morgentrank in's Bett, und ihr strahlendes Auge ist das beste noch dabei und ist wie Frühlichtschimmer. Und die Kinder wollen nur von ihr in's Bett gebracht sein, und die Tante muß kommen und mit ihnen beten, damit die kleinen Augen sich schließen. Und dann faltet die junge oder alte Tante abends nach vollbrachtem Tagewerk fröhlich die Hände auf der Bettdecke; denn sie spendete Freude und empfindet's: Geben ist seliger als Nehmen.

So ist sie die Schönste, die Schönste in ihrer anspruchslosen, innerlich seligen stillen Einfalt. Und sie kommt immer wieder neu aus dem Dank, da die Seele das arme Aschenbrödelein, sich mit Gnaden und Seligkeit am Altar vom hohen Königssohne überschüttet sieht,

und immer neu sich neu dem heiligen Herrn und Freund zu Dienst verlobt:

Keinem andern sag ich's zu,
Daß ich ihm mein Herz aufthu.

---

Ich sehe es noch vor mir im Geist, das kleine herbstliche Bergthal. Ich sehe es noch in seiner Ruhe. Von der Tagelöhnerstube mit dem Blick auf das Wiesenthal und seine Stille bin ich plaudernd freilich weit fortgeführt; das muß ich eingestehen. Aber es war, weil in den Jungfrauen-Vereinen der Gemeinde in diesem Sinn so oft geredet wurde. Und die Abschweifung schadet doch auch nicht.

---

## Völkerkundliches.

„Amerika?" So rief er indem er stehen blieb.

„Jawohl, Amerika!" sagte ich.

„Dies ist ja ganz unmöglich," sagte er. Und dabei unterdrückte mein trefflicher und gelehrter Begleiter deutlich und wohlwollend ein leises, ironisches Lächeln.

„Aber erinnern Sie sich nicht, Herr Doktor, was Martius schon sagte, als er in Brasilien auf die ersten Botokuden stieß? Er rief: Das sind ja Chinesengesichter."

Diese Unterhaltung wurde in den Sälen des Museums für Völkerkunde geführt, in denen wir auf- und abgingen.

Es war auf der Rückfahrt von Hamburg im Frühling 1892. Alle Freunde waren begrüßt, wie Pastor M., der Jugendfreund Kreusler und manche andere treue Seele aus dem lieben Hannoverland. Ein Vortrag für die Marthasache war in viel zu großem Saal gehalten. Leider waren Freund B. und Oberlandesgerichtsdirektor R. nicht besucht. Ohne einige dumme Streiche geht's auch bei alten Leuten doch niemals ab.

Nun in Berlin.

Bei unserm lieben, geehrten Kirchenvorsteher L., Luisenufer 1, immer das beste Quartier. In unseren Pfarrhäusern auf der Annen- und Usedom-Str. ist's zu unruhig für alte Leute.

Also in's Museum und zu Geheimrat Bastian, der richtig in seinem Sprechzimmer sitzt.

Es ist unglaublich was er geleistet hat. Recht eigentlich ist er der Vater dieser völkerkundlichen Sammlungen. Alle suchen und zeigen die bunten Steine für das kolossale Mosaikgemälde der Völkerwelt. Es gilt, diese Welt verstehen zu lernen. Bastian hat alle Erdteile durchforscht. Er hat für jenes Gemälde das Seinige ehrlich gethan. Von ihm ging der Ruf aus, zu eilen, ehe die Wildstämme aussterben. Denn jedes Volk, jeder der versprengten Stämme muß uns im Bau seiner Sprache wie seiner Hütte, in seinen Sagen und Gebräuchen, im Schmuck seiner Waffen wie seiner Trinkschalen, in seinen Göttern, die er sich macht, wie in der Art seiner Gewebe, die er fertigt, und seiner Matten, die er flicht: einen Beitrag für das Gesamtbild der Menschheit geben.

Diese freilich bringt er unter den Gesichtspunkt eines großen weit verzweigten Gewächses. Darum erklärt er seine Wissenschaft so: „Die Bedeutung der Ethnologie als Wissenschaft liegt eben in der Erforschung des psychologischen Wachstumsprozesses der Gesellschaft als solcher, im Völkergedanken."

Der freundliche Leser schaffe sich einige Geduld an. Denn dies bedarf noch der Aufklärung.

Wir waren in des Geheimrat's Zimmer und sprachen es alles durch.

„Die ganze Menschheit," sagt Bastian, und eröffnet damit seine Zeitschrift für Ethnologie, „wächst gleichsam als Baumheit hervor, zu deren Stamm die vielfachen Volksrassen eine exzentrische Stellung einnehmen und sich lateral weiter verästeln. Diese beginnen kaum zu keimen, jene stehn im vollen Schuß der Blüte, andere sind längst verwelkt, vielleicht schon gefallen, und andere mögen wieder ihrer Fruchtreife nahe sein, aber die krönende Blume des Mutterbaums, das Ziel dem er entgegenreift, kennen wir nicht, da es uns nie beschieden sein wird, aus dem Samen unseres eigenen Menschheitsbaumes einen zweiten gepflanzt und emporwachsen zu sehen." —

Bastian verzichtet also. Er sagt, daß wir den Menschheitsbaum nur an seiner Frucht erkennen, da in dieser erst sein innerstes Wesen und Ziel zu Tage tritt, daß wir mithin die Menschheit gar nicht kennen, wenn wir ihren Samen nicht kennen.

Es ist anzuerkennen, wenn dies eingestanden wird. Wir aber müssen als Christen behaupten, daß wir das Ziel kennen, dem die Menschheit entgegenreift, daß wir somit den ihr zu Grunde liegenden Gedanken erfassen, aus dem das Ganze verstanden wird, den Gedanken, welcher als Same und Frucht auch hervortreten muß. Uns in der That ist's beschieden, aus dem Samen unseres eigenen Menschheitsbaumes einen zweiten emporwachsen zu sehen. Wir kennen den Samen. Wir kennen den in einem ersten Menschen gepflanzten und im Gott=

menschen erneuerten Baum, die neue Menschheit, welche dieser, um sie sichtbar hinzustellen, einst hervortreten lassen wird. Dies natürlich wird der liebe Professor Bastian uns nicht glauben. Denn er will den Beweis aus dem gegenwärtigen Thatbestand, wie unser Gespräch zeigte. Er philosophiert über das große Rätsel, über das dunkle Ringen und Emporsteigen des Geistes durch die geschichtlichen Formen, durch die irdische Welt und ihre Gestalten hindurch. Er hat uns darauf hingewiesen, daß Philosophie, ohne mit Hilfe und auf Grund der Psychologie zu arbeiten, die man eben an der Völkerwelt zu lernen hat, eine Thorheit ist. Es ist, als wollte man mit einem Instrument arbeiten, welches man nicht kennt. Aber wie jeder Forscher behält auch Bastian sich, trotz des Mangels der Bekanntschaft mit dem Instrument, doch sein Teil Mystik oder Philosophie vor. Das ist menschlich. — Und indem ich dieses schreibe, hat er, ein Forscher, der alle Erdteile durchsucht hat, und geduldig und freundlich zu jeder Aussprache bereit ist und still hält, seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Den dankbaren Glückwunsch empfange er hier nachträglich.

Und nun war's möglich, auch mit Dr. Seler unter den aztekischen Formen und unter den Toten von Ancon umherzugehen.

Mir kam es immer darauf an, Anklänge an Ostasiatisches in Amerika zu finden. Diese Anklänge sind auch überzeugend. Mit Alex. von Humboldt scheint uns Alten Zuwanderung mongolischer Elemente nach Amerika völlig zweifellos. Und zu diesen Alten darf ich auch

Bastian zählen. Wenigstens findet er die ostasiatischen Tempelpyramiden bei den amerikanischen Azteken wieder.

Dieser Ansicht war nun Seler nicht. Er hat jenseits des Ozeans viel geforscht.

Wir wanderten durch die Sammlung. Wir wanderten durch die Toten. Wie hocken die Leichname zusammengepreßt in den Tongefäßen und Urnen oder im Flechtwerk. Welch eine Stadt der Toten in diesen Räumen. Und welch ein Fürst, der all dieses Todes Macht hat! Denn unsere Völkerkunde blickt tiefer, ist gründlicher, weil sie den schwarzen Grund und Hintergrund kennt.

Durch diese Krötengebilde von Yukatan bis Peru gingen wir redend. In betreff der Sprache des alten Maya hat Seler uns einfach in der Tasche. Wir müssen ihm schon glauben; denn in Deutschland mag er neben Förstemann der einzige sein, der diese Schriftzüge auslegt.

Übrigens, welch eine Furcht vor dem Tode bei diesen Völkern! Vielleicht nirgends ist der Todesgott entsetzlicher, nirgends so mit entfleischtem Rückgrat abgebildet, wie die Hieroglyphen auch der Dresdener Maya-Handschrift zeigen, wie ich später sah. So bei den alten zentral-amerikanischen Völkerschaften überall. Schellhas führt Diego de Lianda an. Dieser sagt, die Maya hatten „viele und übermäßige Furcht vor dem Tode“. Die Einwohner von Yukatan haben es heut noch.

Das völkerkundliche Museum liegt hinter uns.

Und nun war's möglich, diesmal noch die Alter-

tümer von Pergamon, und an der Hand des liebenswürdigen Dr. von Luschan die hethitischen Funde zu besichtigen.

Wir glaubten mit Vorderasien ethnologisch im reinen zu sein. Da taucht uns die zum Teil aus ägyptischen Urkunden nach Sayce und Hommel zu erklärende Kultur der Hethiter auf. Wir stoßen auf die Reste eines bis dahin uns völlig unbekannten Staatengebildes. Von Alt-Assyrien bis Troja macht es sich geltend, und nimmt selbst Cypern in Anspruch. Das ist die Entdeckung einer alten vergrabenen vorgeschichtlichen Völkergestalt Westasiens, wie die Akkader eine eben solche für das Zweistromgebiet Mesopotamien's darstellen.

Jetzt graben wir Deutschen die Hethiter aus. Von Luschan sitzt unter seinem Dach von Asphalt-Pappe und läßt schaufeln. Und alles, was man findet, geht von dort seewärts.

Unsere Vorfahren plünderten dort. Noch 280 nach Christo war's. Sie tummelten ihre Rosse auf der Ebene von Troja und schleuderten die Fackeln in den Tempel der Diana zu Ephesus. Und 120 Jahre später wirtschafteten die fränkischen Reiter am Euphrat. Nein, jetzt sind wir doch bessere Menschen!

Jene halfen eine alte Kultur begraben. Und wir graben sie wieder auf.

Wir graben, wir graben. Aber wir gewinnen nur ein buntes Allerlei. Wir starren nur ein Zusammenhangsloses beklommen an. Es ist schön, in Museen viel zu besitzen. Aber wer erklärt's uns lediglich aus

den Dingen selbst heraus? Denn dieses will man doch. Bastian will doch voraussetzungslos forschen.

Es ist aber überhaupt unmöglich, sich aller Voraussetzungen zu entäußern, um, sozusagen ideenlos, die Außenwelt zu untersuchen. Es ist dies überhaupt noch nicht geschehen. Immer leiteten, wenn auch unbewußt, Wünsche und mitgebrachte Hoffnungen. Immer trat man, wenn auch unbewußt, mit einer mehr oder weniger entwickelten schon vorhandenen Gesamtüberzeugung in die Untersuchung. Immer hatte man eine Idee im Kopf.

Jetzt reist man, wie Finsch, mit einigen Tonnen Gyps umher. Man nimmt Gypsabgüsse und Gesichtsmasken. Man sammelt Haar-Proben, und macht Körper-Messungen. Man sammelt Schädel, und Stücke von Bast und anderen Kleiderstoffen. Man photographiert in der ganzen Welt Nasen und ganze Menschen. Man ist unermüdlich. Man studiert die Formen der Waffen, der Gebräuche, des Geschmacks, der Speisen. Der Lazzaroni von Neapel liebt seine Makkaroni. Der Bürger von Keffi im Gebiet des Benue findet nach Rohlfs gekochte Lederschnitzel ebenso schmackhaft. Fallen im Gebiet des Njassa Mückenschwärme nieder, so scharren die Eingebornen sie zusammen und formen Kuchen daraus. Livingstone, überhaupt kein Kostverächter, ließ sich den Kuchen, wie es scheint, munden. — Man sammelt und sammelt und hat doch immer nur eine — Sammlung, eine Sammlung und keine Einheit.

Eine Sammlung aber ist immer nur ein Unverstandenes. Und man könnte doch mehr haben.

Man könnte die Menschheit als organische Einheit haben. Als Einheit erst ist sie ein Verstandenes. Es ist wahr, der Gedanke der Einheit des Geschlechts ist nicht ein dem menschlichen Geist an sich notwendiger. Dieser Gedanke ist ein gegebener, gegeben mit dem Christentum und dessen Gottesbegriff. Und hier ist der Punkt, von welchem allein aus wir die Geschichtswelt zu überblicken vermögen.

Denn, die Sache ist doch einfach genug. In die Naturwelt wissen wir uns, durch unsere Leiblichkeit gebunden, anderenteils durch unsere Geistigkeit sie überragend. In die Geschichtswelt sind wir von Haus aus mit unserm Leib und mit unserm Geist gebunden. Wir sind wie wir sind, Teile der Menschheit, sind in ihre Bewegung gezogen. Übersicht über dieselbe gewinnen wir nicht durch dieses Weltbewußtsein. Dazu bedarf's, daß wir auch dieses überragen. Und dies ist allerdings der Fall. Es geschieht in unserm Gottesbewußtsein. In ihm sind wir über das bloße Weltbewußtsein emporgehoben. In ihm ist uns Übersicht, also auch über das Ganze der Natur- wie der Geschichts-Bewegung ermöglicht. Gott hat die Menschheit als Einheit geschaffen. Von einem Menschen stammend, ist sie eine Familie, eines Ursprungs, eines Zieles, und die Spuren davon finden wir im verkommensten Gliede des Hauses. Das heißt, wir finden in der Geschichte nicht den gleichmäßigen, einförmigen dumpfen Drang und Schritt nur des Emporkriechens der Völker aus tierähnlicher Roheit zur Kultur. Nein wir haben nun auch den Einblick in einen alles er-

klärenden Zerfall und Niedergang wie in eine alles erklärende Erlösung der Völker.

Indem wir die Völkerwelt erkennen nach jener in Athen uns gegebenen Verkündigung A. G. 17, als abstammend von einem Blut, beschlossen in einem Mann, bewahrt auf einen Tag — haben wir nicht mehr eine unverstandene Sammlung, sondern ein im Ganzen verstandenes System, eine Einheit.

# Römisches Tagebuch.

Jetzt kommt der März mit Pflug und Karst,
Der Wald sich regt, die Erde barst,
Und draußen schaffet Jung und Alt —
Nun kommen Storch und Wildgans an;
Die Knospen glänzen im Sonnenschein,
Wird wohl der Lenz nicht mehr ferne sein.

Und damit ordnete ich mein federleicht Gepäck zum Zug über die Alpen.

Indes zuerst eine kleine Rückschau des Biographen.

Als Siebziger hatte er sich, freilich nur in seiner Eigenschaft als Pastor, emeritieren lassen. Körperliche Schwäche war mannigfach hervorgetreten. Und anderes hatte den Entschluß auch erleichtert.

Es hatte sich in ihm die Überzeugung gebildet, daß, da in unserm Kolleg nach feststehender Instruktion die theologischen Stimmen immer die der weltlichen Mitglieder überwiegen müssen, ein juristisch gebildeter Direktor für die Verhältnisse in der Regel das Geeignetere sei. Man hatte also der Ansicht des Geheimrat Huschke beipflichten müssen. Ein Aufenthalt in Ilsenburg am Harz 1887 war benutzt, den Kollegen in

einer Denkschrift diese Überzeugung darzulegen. Superintendent Feldner hatte damals von Frankfurt a. M geschrieben: „Anbei sende ich Dir Deine Arbeit über den zu kreierenden Direktor zurück. Ich stimme völlig damit überein, und mein Vorschlag wegen Martin — — Ich würde wünschen, daß Dein Zwischenregiment so lange dauerte, daß Ihr sofort einen Juristen wählen könnt. — Du hast alles so begründet, daß ich keine Zusätze zu machen weiß.“ Diese Wahl eines Juristen war nun nicht sofort thunlich. Ein Kirchenrat in Berlin war kränklich. Sollte seine eminente Begabung für Geschäftsleitung uns erhalten werden, so mußte er, da ihm ohnedies das Predigen ärztlich untersagt war, ein Amt haben, welches, weil nicht Doppelamt, ihn gleichmäßig nur in einer Richtung beschäftigte. Genug, der Siebziger ließ sich in den Ruhestand versetzen und beschränkte sich auf die Arbeit im Kolleg. Er durfte zu seinen Kindern übersiedeln. Dorthin gehen die Akten und Protokolle wie an die auswärtigen Mitglieder des Kollegs überhaupt. Mit Votum gehen die Akten dann zurück. Zu gemeinsamen Sitzungen geht's in die Weite, oft nach Berlin, und die Sitzungsprotokolle zirkulieren.

Und da er hier nun sitzt, so ist er nebenbei: Allgemeiner Reise-, Hilfs- und Notstands-Prediger. Denn Arbeit gibt's in dieser Diözese auch immer, und feiern darf von uns niemand. —

Und nun war der Frühling 1893 herbeigekommen, der mich sehr schwermütig fand. Seit Ostern 1892

hatte ich stark gearbeitet. Der zweite Band einer „Philosophie der Geschichte“ war beendet.

Mit dem alten Freund Ruprecht hatte ich das Ding vom Stapel laufen lassen. — Aber wenn man vom Rathaus kommt, ist man immer viel klüger, als wenn man hinaufgeht. Ich war fertig, aber auch freudlos. Die Mängel standen wie Berge vor mir. Sie lagen zum Glück nicht im Gedanken des Ganzen. Sie erhoben sich hinsichtlich der Ausführung. Es war düstere Zeit. — Warum war man nur so dumm gewesen und hatte drucken lassen!

Über diese hypochondrischen Berge mußte man hinüber. Was geschrieben, war zugleich ein weniges zu kontrollieren. Man konnte ja über die Berge steigen, welche germanische und romanische Weltanschauung scheiden. — Ist man, zur größern Hälfte wenigstens, im Ruhestand, so wird man auch bekanntlich gesunder. Der März war ins Land. Also hinüber und vorwärts wie Storch und Wildgans! — — — — — — — — — — — —

Schlafwagen von Köln nach Basel. Altbekannte Fahrt nach Flüelen. Einkehr in Lugano bei Pfarrer Calvino mit Gespräch bei Luganer Wein aus korbumsponnener Flasche. Wohnung im Au beau régard am See.

Ich stehe am Mailänder Dom. Vom Spitzenschleier der sechstausend Bilder der Heiligen und Engel umwoben ein „elegantes Gespenst in weitem, weißem Marmormusselin“ — so steht schimmernd gleißend dieser Riesenbau.

Es ist sehr ketzerisch. Ich weiß es. Aber weit

mehr, als der Dom, obwohl ich sehr lange in ihm weilte, interessierten mich die alten Bauten am Ufficio delle ipotecka und dieses alte Haus selbst mit seinen venetianischen Bauteilen ... Und noch mehr das alte Kastell außerhalb der Stadt. Es ist ein mächtiger mittelalterlicher Bau. Und mehr als einer der deutschen Landsknechtsführer zur Zeit der Hohenstaufen vielleicht hat sich an diesen harten Mauern den Schädel eingerannt.

Nun ein schöner Abend am Meer zu Genua. Dann die Fahrt über Pisa am Gestade hin. Grosseto, Orbetello. Rechts das blaue Meer. Auf den Landzungen und in Buchten alte Burgen, um welche Normannen und Sarazenen rangen. Links die weiten Öden der Maremmen. Die Normannen höre ich im Geist singen, und ihre Streitäxte donnern gegen Bollwerk und Thore:

Wir sind die Fürsten von Sizilien,
Wir sind die Herrn der Normandie;
Vor unsern guten Speeren sanken
Die Sarazenen und die Franken,
Wir sind die Könige der See.
Im Norden auf dem Grab der Hünen,
Auf unsrer Väter Grab, der Kühnen,
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee.

Jetzt durch die Kampagna. Dort tauchen die mächtigen Mauern Trajans auf. Wir fahren an ihnen hin. Die Stadt breitet sich zur Linken. Der Geist des Altertums umschauert. Man fühlt etwas von dem, was die Pilger des Mittelalters bewegte:

O Roma nobilis, orbis et domina
Cunctarum urbium excellentissima
Rosea martyrum, sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia;
Te benedicimus Salve per saecula!

---

Erster Gang: zum palatinischen Hügel.

Es steht eine Bank im Schatten von Lorbeeren und Pinien scharf am Abhang. Von hier geht der Blick in die Weite und Ferne zeitlich und räumlich.

Über diese Welt der Ruinen blickten Poggio und Petrarka, Gibbon und Niebuhr und Unzählige. Und alle tief ergriffen. — Was Gibbon fehlte, es war „Verständnis für weltbewegende, aus tiefsten Bedürfnissen der Menschheit hervorgegangene religiöse Entwickelungen," wie Friedländer richtig sagt. Darum verstand er das Christentum nicht. Darum war es ihm nur Scheidewasser, welches die Kulturpracht dieses Cäsarentums zerstörte. Immer hörte er, wie am 15. Oktober 1764, wo ihm hier der Entschluß für sein Geschichtswerk kam, den einförmigen Gesang der Barfüßer-Mönche. Das war ihm die Kirche. —

Auf diesem palatinischen Hügel tritt uns wie nirgends der Auf- und Niedergang Roms entgegen. Dort, uns gerade gegenüber das Kapitol. Von ihm führt nach unserm Standort hin die via sacra zum Forum hinab. Es erscheinen die drei Säulen des Vespasians-Tempels, dann der Konkordia-Tempel und der Bogen

des Septimus Severius. Nun folgen die Reste der Rostra, der Rednerbühne, welche Cäsar hierher legte. Und dann weitet sich der Platz, auf dem das Volk stand und den Reden lauschte, und die Republik Krieg und Frieden für Städte und Völker aus der Toga schüttelte. — Und nun ist alles ein einziges schwermütiges Trümmerfeld, dieses Forum romanum zu unseren Füßen.

Doch blicken wir zur Rechten. Da über der Fläche erhebt sich der kolossale Bogen der Basilika Konstantin's, „Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt und des Kreises der Erde". Sie behauptete, die Heiligkeit des Tempels zu Jerusalem geerbt zu haben, denn sie berge die Bundeslade unter ihrem Altar. Und noch weiter zur Rechten dort — erscheint über den Bogen des Titus hinaus die ungeheure düstere Masse des Kolosseum.

Gehe ich aber nun in aller Muße auf dem Hügel selbst umher. — Ringsum ein Gewirr riesenhafter Schuttmassen und Trümmer. Hier bauten Kaiser von Augustus bis Alexander Severus. Ich gehe oder stehe allein an dunklem Gebüsch oder im Gerank über Trümmern, oder auf freigelegten Flächen zwischen Figuren und Mauerresten. Jetzt stehe ich auf der Stätte des Hauses Caligulas, jetzt auf derjenigen des Palastes des Tiberius. Man sieht die Mosaikböden im Haus der Livia, die Wandgemälde ihrer Gemächer, ihr Speisezimmer in pompejanischem Rot. Man betritt das große Palatium des Kaisers Augustus. Über die alten Mar-

mor- und Porphyrplatten seines Speisesaales wandeln wir und treten in den Thronsaal. Da steht noch die halbrunde Nische, in der der Herrscherstuhl des Mächtigen stand. Da stehen noch die Postamente, auf denen die Marmorbilder in weitem Kreis ihn umstanden, die Götter des alten Olympos. —

Und welch ein Glanz entfaltete sich auf dieser Höhe! Kaiser Nero kaufte babylonische Teppiche, zu 290,000 Thaler das Stück. Dieser Luxus ging ins Volk hinab. Ein Cicero selbst kaufte ja einen Citrus-Tisch zu 29,000 Thaler. Man bezahlte die prächtigen gemaserten Tischplatten vom Atlas mit 100,000 Thalern, die Trinkgläser aus Bergkristall mit 6000, die aeginetischen Kandelaber mit 25,000 Thalern das Stück.

Welche Kaiser herrschten hier und von hier über die Welt! Edle und verwilderte.

Kommodus erschoß an einem Tage im Amphitheater mit hundert Pfeilen hundert Löwen. Kaiser Karinus pflanzte einen Wald im Zirkus und bevölkerte ihn mit je Tausend Straußen, Rehen und Ebern. Am folgenden Tag schon, denn am Abend vorher war alles dem Volk preisgegeben, wurden je hundert Löwen und Löwinnen, zweihundert Leoparden, dreihundert Bären in diesem Walde gejagt. Da war's endlich Zeit und Gott schüttete die Deutschen über diesen Kaiserwahnsinn. Ihre Streitärxte hieben diese Herrlichkeiten zu Boden. Da war's still auf diesen Feldern, so still wie jetzt, wo ich über den Schutt gehe, allein mit den kleinen Eidechsen, die schillernd durch das Moos eilen.

Und vom Stadium und den Gemächern des Severus-Palastes aus erblicke ich die einsame Palme des Klosters San Bonaventura. —

Denn diese Stadt war zweimal das Haupt der zivilisierten Welt, einmal mit dem Schwert und einmal mit dem Kreuz. Darum ist, es ist wahr, auf Erden nichts ihr Ähnliches. Sie steht einzig da. Sie hatte als heidnische ihre Rolle ausgespielt. Sie war hingeworfen. Sie verweste. Wie eine ungeheure Leiche lag sie da. Da hob sich unter dem Schutt hervor ein Ungeahntes. Es stieg aus dieser Trümmermasse, es stieg aus den Grüften ihrer Katakomben ein neues Wesen. Es schuf sich aus dem Moder einen Leib. Es baute sich auf den Ruinen auf. Es glitt in die von den Imperatoren leer verlassenen Rüstungen, Stellungen und Formen. Es bedeckte sich mit der dreifachen Krone. Es schob seine Präfekten, Bischöfe und Prälaten, auf den vorgezeichneten, durch tausendjährige Geschichte geschaffenen Wegen in die Provinzen. Es legte in Abteien und Klöstern seine Militär-Stationen an. Und ehe die Welt sich's versah, war ein neues Rom da, um von der hohen beherrschenden Staffel und mit den Mitteln des alten Rom seine Rolle zu spielen.

---

Meine Karte nebst Karte und Empfehlung von Geheimrat Wilmans sende ich an Monsignore Bollig. Der Oberbibliothekar tritt heraus. Er empfängt freundlich, und führt in den Saal. Er zeigt, wie man die

Kataloge der verschiedenen hier vereinigten Bibliotheken benutze, und wie man, was man fand, und einzusehen wünscht, für die Bibliotheksdiener einträgt, die das Verlangte herbeiholen.

Da sitze ich nun endlich im Vatikan am erwünschten Ort. Der Lesesaal ist nicht groß. Hat man diejenigen in Paris und London besucht, so verschwindet er. Aber er ist weit freundlicher und erquicklicher.

Denn über dem Platz, den ich einnehme, lese ich an der Decke des Zimmers: Non glorietur sapiens in sapientia sua. Da erscheint zur Rechten die Mahnung: In doctrinis glorificate Deum. Ja, unser bißchen Gelehrsamkeit soll zum Lobe Gottes dienen.

Rechts an der Wand die Reihe der Kardinäle. Unter dem roten Biret erscheinen die verschiedensten Gesichter und Bartformen.

An der Wand, dem Eingang gegenüber, erblicken wir die Mutter Gottes mit dem Erlöser der Welt — Das ist der Lesesaal.

Vielleicht sind wir hier auch in der ältesten Bibliothek der Welt. Nach dem Katalog, den de Rossi über die im siebenten Jahrhundert vorhandenen Werke beibringt, war die römische Bibliothek „die Bibliothek des Abendlandes". Und in der That, man arbeitet hier unter Menschen aus fast allen europäischen Staaten. Und ich muß sagen, man arbeitet in gehobener Stimmung; weil in vollkommener Ruhe. — Mir gegenüber Rev. Horner. Mit ihm konnte ich später über Oxford reden.

Nach der heutigen Arbeit Gang durch die Säle

und Galerien, in denen die Geschenke der Könige der Erde an den Papst aufgestellt sind. Das mag beschreiben wer Lust hat.

In der Peterskirche höre ich die Rede eines westfälischen Priesters an die Pilger der roten Erde. Das Ergebnis: der Papst ist Gefangener. Er kann den Vatikan nicht verlassen. Wie würde es ihm ergehen, wenn er's wagte!

Am Ausgang sehe ich, wie ein Menschenhauf an Portone di Bronzo durch die Schweizerwachen wandert. Ich folge. Ich folge in dem Glauben, daß es hier zu den Antiken-Sälen geht. Wir gehen aufwärts durch Säle und Galerien. Jetzt ein Thor. Schweizer stehen dort in ihrer malerischen mittelalterlichen Tracht. Ich sehe, daß mit großer Sorgfalt jedem, welcher weiter und in die große Halle treten, und dann weiter gehen will, eine rote Karte abgefordert wird. Ich besitze keine solche, und schicke mich zur Umkehr an. Ein französischer Priester bemerkt's von jenseits der Schranke her. Er kommt zurück und überreicht mir mit großer Freundlichkeit seine eigne Karte. Ohne sie anzusehen, immer noch in der Meinung, zu den Antiken zu gehen, trete ich ein. Durch hohe Gänge gelange ich zu einer Halle, die bereits voll dichtgedrängter Menschen. Es sind französische Pilger. Und kaum habe ich Platz genommen, als der Taktschritt der Schweizergarden ertönt. Sie kommen heran. Ihre Hellebarden funkeln. Hinter ihnen eine Reihe Kämmerlinge in Rot. Es folgt die Sänfte des Papstes. Dicht vor mir unmittelbar wird er

getragen. Er sitzt im weißen Kleid, das Angesicht freundlich, milde und wohlthuend, nein, auch edel und geistig. Dann folgen die Kardinäle in Rot, es folgen Wachen. Aus dem weiten Saal tönt der wilde Jubel: „Viva il Re! Viva il Re!“ Alles liegt auf den Knien. Sitzend verbeuge ich mich. Hier indes breche ich am besten ab. Nur zweierlei setze ich hinzu. „Der Wald von Zeremonien und altfränkischem Zeremoniell, welcher Papst und Kirchenfürsten in und außer den Kirchen umgibt,“ stimmte Hermann von Mallinkrodt, als er Rom besuchte, traurig. Der edle Katholik von unbestechlichem Gerechtigkeitssinn trauerte, daß man in solchem Grade des künstlichen Nimbus bedarf, „und daß, wie er sich ausdrückt, dieser Nimbus an und für sich als unechter Heiligenschein nur zu leicht erkennbar ist“.

Meine zweite Betrachtung ist diese. Ein größeres Glück konnte die katholische Kirche Deutschlands sich nicht erträumen, als die Säkularisationen durch den Frieden von Lüneville. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln wurden auf ihre wirklichen, auf ihre geistlichen Aufgaben hingewiesen, und damit die Kirche. Und ein größeres Glück konnte diese Kirche überhaupt nicht haben, als die Säkularisation des Kirchenstaats.

Gewiß, ihr war Gewalt und Unrecht angethan. Aber es ist doch nicht zu verstehen, daß man den weltlichen Machtbesitz nicht entbehren zu können glaubt, daß man Himmel und Erde in Bewegung setzt, und um ihn wieder zu gewinnen, eingebildete Allianzen und schlechte Kabinettspolitik macht. Der Papst, der hier

einen Schritt vor mir vorüber schwebt, ist eben „der politische Papst“. Und er erniedrigt durch weltliche Politik seine eigentliche Mission.

Hier breche ich ab. Es war mir gestattet, oder vielmehr ich war durch einen Irrtum genötigt worden, so tief in die vatikanischen Dinge zu blicken. Durch mein Kleid getäuscht, hatte man mich wohlwollend für einen der französischen Priester gehalten. So darf ich nur sagen, daß ich Döllinger völlig recht geben muß. „Die Kardinäle kennen kein höheres Interesse, als ihren Nepotismus. Sie wollen ihre vorige Macht haben, wollen wiederum Güter, die jetzt in der Hand der Regierung sind, vergeben können.“ Was ich von den Herren Kardinälen sah, war unerfreulich.

Abends bei Tisch fanden meine Nachbarn, ich hätte doch ein höchst seltenes Glück gehabt.

---

Es ist wahr, dieses Rom hat's uns Deutschen angethan, wie sonst, so jetzt. Die Alten suchten seine Trauben und Feigen, und rissen die Goldbleche von seinen Monumenten. Und wir suchen seine Trümmer, und in ihnen die Geschichte der Welt.

Gehe ich vom Monte Pincio, wo ich wohne, die breite Treppe hinab, so stehe ich auf der Piazzia di Spagna. Rechts das Collegio di Propaganda fide. Ich gehe immer ohne Führer in die Gassen. So fragt man sich durch und lernt.

Ich wanderte durch die Engelsburg, durch seine

Burgverließe, Folterkammern, Gefängnisse. Oben auf der kahlen Plattform die prächtige Aussicht.

Hier standen — ich mußte daran denken, — die byzantinischen Soldknechtsführer und spähten. Denn sie hielten die Stadt. Dort hinten aber ringsum in der Kampagna tummelten sich die maurischen Reiter, welche Belisar aus Afrika folgten. Mit thrakischen, hunnischen und sarmatischen Scharen zusammen kämpften sie gegen die Geschwader der Goten. Jetzt drangen diese in die Stadt. Aber hier in der Engelsburg wehrten sich die Griechen auf Leben und Tod. Die Goten des Witiges stürmten. Da rissen die Griechen die Bildsäulen herab, welche hier rings den Mauerkranz schmückten. Sie warfen Stücke oder ganze Figuren, was sie ergriffen, hinab auf die Stürmenden. Die Kaiser, die Götter, die Faune, die Heroen, allen Schmuck des Mausoleums, darunter hellenische Meisterwerke. Alles, alles ward Wurfmaterial. Und eine wilde Masse zerschlagener Bilder und zerschmetterter Goten lag um dies alte Kaisergrab her. Rings um die Engelsburg ein grauenhaft blutiger Wall.

Und wie oft sind dann die deutschen Könige von hier über die alte Brücke in die Stadt gezogen. Welcher Empfang, als — es war im Februar 1111 — Heinrich V. hier eingeholt wurde! Der Klerus ging dem Zuge voran. Mit ihm hundert Nonnen mit brennenden Kerzen. Das Volk rief: Henricum regem sanctus Petrus elegit! Und dann riß Graf Konrad wütend das Schwert heraus, flammend vor Zorn ob dessen, was

der Papst seinem Herrn zumute. Und die Straßenkämpfe begannen. So pflegten deutsche Römerzüge zu enden.

Wir gehen durch die Stein- und Marterkammern dieser Engelsburg. Eine ist noch finsterer als die andere. In das Gefängnis, in welchem Jordano Bruno schmachtete, hat man jetzt das Bild des Denkmals gehängt, welches Rom ihm gesetzt hat. Das ist sinnig! In Wittenberg konnte er nicht erkannt, in Rom konnte er nur verbrannt werden. Welch ein Fortschritt, daß es endlich den Menschen vollkommen frei steht, Heiden sein zu dürfen, wenn sie es wollen!

Ein eigentümlicher Mann dieser Bruno. „Du sahest, Luther, das Licht, du sahest und betrachtetest es; du vernahmst den erweckenden Odem Gottes; du folgtest seinem Gebot; wehrlos tratest du dem Feind entgegen, vor dem die Könige und Fürsten gebebt, bekämpftest ihn mit dem Wort, schlugest ihn zurück, hieltest stand, siegtest, und errichtetest aus den Waffen des Überwundenen ein Zeichen des Triumphs bis an den Himmel.“ So Bruno.

In diesen düsteren Verließen mußte ich an ihn, mußte ich dann auch an den wirklichen Fremdenführer für Rom, an Gregorovius, denken. Richtig sagt er: „Wenn wir einen Menschen, wie ihn unsere Zivilisation erzogen hat, mitten in jene Renaissance versetzten, so würde die tägliche Barbarei, welche an den damals Lebenden eindruckslos vorüberging, sein Nervensystem zu Grunde richten und vielleicht seinen Geist verwirren.“

Wir waren in den päpstlichen Zimmern. Denn hierher flüchteten die Päpste zu ihrer Sicherheit aus dem Vatikan. Man sieht ja noch den langen gemauerten, bedeckten Gang, durch den sie dann eilten, wenn Gefahr war. In diese Gemächer mit den alten Fresken hatte sich damals der Papst mit den 13 Kardinälen geflüchtet. Es war 1527. Schertlin von Burtenbach mit den Deutschen und Franzosen hauste in Rom. Er stürmte die Engelsburg. Jetzt fand er die Herren. „Was ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr — wurden wir alle reich —“ so schreibt er an den Rat von Augsburg. Denn Plündern war eine der angenehmsten Seiten im Leben der „fromben“ Landsknechtsführer.

---

In der Morgenfrische Gang in den Garten des Monte Pincio. Vor tief dunklem Gebüsch stehen die Marmorbilder. Ich blicke nach der einen Seite zum weiten Park der Villa Borghese. Auf der andern Seite nach der Porta del Popolo. Hier drangen am Salarischen Thor die Goten unter Alarich ein. Sie warfen die Feuerbrände in den Palast des Sallust. Das Haus des Geschichtsschreibers des numidischen Krieges war die erste Fackel, welche weithin die Szenen der Plünderung beleuchtete. Hier drängt sich die Fülle der Erinnerungen auf.

Über das Häusermeer links steigt die mächtige Kuppel von St. Peter aus dem duftigen Nebel.

Gang an Villa Barberini hin zu Maria Maggiore. Man hat das alles ja hundertmal beschrieben.

Meine Wenigkeit wünschte den Kardinal Hohenlohe zu sprechen. Ein Brief von ihm hatte es auch nahegelegt. Leider war er noch in Bayern, und ich sah nur seine Wohnung. Sie hängt mit Maria Maggiore zusammen. Man tritt aus den Räumen sofort durch einen Gang in die Kirche. —

Aber den Kardinal zum deutschen Botschafter zu machen, wie man wenigstens wollte, das war doch gewiß eine starke Seltsamkeit. Nur so sah doch diese Klugheit aus. Es war selbstverständlich, daß der Papst diesen Botschafter sich verbat. Was würde der Kaiser sagen, wenn der Papst plötzlich dessen Generaladjutanten zum Nuntius machen wollte!

Ich schlendere zu den Thermen des Kaisers Diokletian. Die mächtigen Mauern, die riesenhaften Wölbungen stehen da wie eine zertrümmerte Stadt. Einst bargen sie drei Tausend Bäder von Marmor. Durch Mündungen von Silber strömten die warmen Wasser in die weißen Becken. Die Wände aus ägyptischem Granit waren mit grünem numidischen Marmor belegt oder sie waren mit kostbaren Mosaiken bekleidet. Für eine geringe Kupfermünze konnte jeder römische Bürger sich täglich diesen Luxus verschaffen.

---

Den ganzen Vormittag auf meinem Zimmer gearbeitet. Also nicht zur Bibliothek. „Geschichtsphilosophisches" für die Erlanger Neue Kirchliche Zeitschrift geschrieben.

Fahrt nachmittags mit dem Doktor in die Kampagna.

Die Bäder des Karakalla, das Thor des Drusus. Nun die Katakomben.

Vorbei an dem kleinen, alten Ziegelbau, in welchem de Rossi das Oratorium des Kallistus erkannte. Und nun geht's in die Tiefe.

Auch der rote Bädeker spricht aus Gefälligkeit gegen die römischen Gelehrten von den „Gräbern mehrerer Päpste". Bekanntlich kannte man damals nur Bischöfe. Dies nebenbei. Man wandelt mit ungeteilter Andacht und Ehrfurcht durch diese Gänge. Man gedenkt der Tage, in denen die Verfolgten hier beteten, während das Blut ihrer Märtyrer im Kolosseum floß. Man betrachtet die Grabkammern und Bildnereien.

Erst wenn man diese Gänge verläßt und die kleinen Wachsfackeln auslöscht, kommt die Betrachtung der Dinge. Und dann tritt das Bedauern hinzu, daß der spätere Reliquiendienst in ungezügelter Schwärmerei so viele störende Irrungen schuf. Das betrifft Kallistus, es betrifft auch die heilige Cäcilie. Noch 1599 will der Kardinal Sfondrati ihre Gebeine unversehrt gesehen haben. Auch de Rossi traut diesem Bericht. Aber es ist sicher, daß, wie Erbes neulich nachwies, Leo IV., welcher 854 starb, das Haupt der Heiligen wegnahm und in besonderer Kapelle beisetzen ließ. Und wiederum schon vorher hatte Paschalis I. dieses Haupt in ein kostbares Kästchen besonders gelegt. Und wiederum hat doch auch Rhabanus Maurus diese Reliquie in ein deutsches Kloster gebracht. —

Wir müssen uns für römische Wanderungen ein Wort von Hofrat Sickel in Wien merken. Im Archiv traf ich ihn ja. Die Macht des Kultus bekundete sich darin, „daß jeder Heilige auch seine Legende haben muß, und in dem Postulate, daß eine Legende, wenn sie nicht schon vorhanden ist, und herbeigeschafft werden kann, geschaffen werden muß.“ Es ist so.

Die Kirche stieg aus den Katakomben, und das alte Reich sank dahin. Aber nicht so das mythologische Bewußtsein.

„Die gestürzte Mythologie des Heidentums — sagt Gregorovius — rächte sich am Christentum durch die Erschaffung eines neuen Polytheismus. An tausend Tempel und an tausend örtliche Götter gewöhnt, verlangte das auf Christi Namen getaufte Geschlecht der Enkel von Heiden an der Stelle jener: tausend Kirchen und tausend Heilige.“ So wurde der Kultus wieder in Provinzen und Städten „ein Dienst von lokalen Altären und Nationalpatronen über dem der unbegriffene Name eines Allgemeinen und einen Gottes kaum gehört ward“. Rom, die Stadt, von alters her ein Pantheon aller Götter, wurde ein Pantheon aller Heiligen.

Ihre Gebeine stiegen aus den Katakomben herauf, und von außen in die Stadt herein. Der Schädel des Apostel Andreas wanderte dann aus der Hand des letzten der Konstantine von Byzanz nach Rom. Pius II. rief, indem er das Haupt des Petrus zur Begrüßung dem Schädel entgegenführte, um in feierlichem Zuge ihn in Empfang zu nehmen, ihm zu: „So kommst du endlich,

du allerheiligstes und duftendes Apostelhaupt — zu deinem Bruder, dem Fürsten der Apostel.“ Allgemach wanderten Lebende und Tote zur heiligen Stadt.

Längst schon zogen die nordischen Völker heran.

Die hohen Gestalten normannischer Recken knieten zu St. Peter und küßten die heiligen Stätten. Sachsenherzöge, wie jener Cedoald, standen im weißen Kleid, Lichter in Händen, in der Taufkapelle des Lateran. Die Töchter angelsächsischer Fürsten opferten ihr blondes Haar und die einsame Zelle begrub sie.

Doch genug der Gedanken. Jetzt weiter auf der Appischen Straße. Jetzt überblicken wir sie bis zum Albaner-Gebirge. Rechts und links dehnt sich endlos die öde Kampagna. Hier und dort rollt der Wagen noch auf der alten Pflasterung. Es sind große unbehauene Steine und Platten von Basalt und Lava.

Schön ist aber diese Kampagna. In einförmig violett-grauer Färbung ist sie für dieses alte Rom mit seinen Mirakeln und Trümmern der einzig geeignete Teppich. Denn diese öden, weiten Flächen spärlicher Gräser und dürrer Heide, diese alten Pfeiler der Äquadukte, die gespenstisch, ernst durch die Landschaft wie die Schemen kaiserlicher Legionen in langen Linien zur Stadt ziehen, das stimmt alles zusammen. Und dies alles wiegt uns in die Träume alter Zeit. — Rechts und links an der Straße die Gräber der Römer und Römerinnen. An oder in den zerfallenen, mächtigen Mausoleen, um die sich Ephen rankt, haben Hirten ihre dürftigen Hütten gebaut. Andere sind in den Kriegen

des Mittelalters von römischen Baronen zu Burgen umgewandelt. Dort das Grab der Cäcilia Metella. Der Rundbau ist noch mit Travertin bekleidet und fast erhalten. Nur die Grabkammer im Innern ist leer. Nun Grab an Grab, moosig, zwischen falben Gräsern und spärlichem braunen Gestrüpp. Auf jenes Grabmal haben die Sarazenen einen Turm gesetzt. Um dieses haben Normannen gestritten. Denn hier tummelten auch sie sich. Und dann wogten hier die Kämpfe der Goten, Rugier, Vandalen, der Römer und Griechen, und dann wieder deutscher Landsknechte der Hohenstaufen und fränkischer Scharen hier durch Jahrhunderte.

Diese Normannen, unsere alten Freunde, müssen sich unter diesem Himmel sehr wohl gefühlt haben. Sie hatten die alten Mähren ihres Volkes, die beiden großen Sagenkreise des Mittelalters, den von König Artus und den von Kaiser Karl und seinen Paladinen wirklich aus Norden und Normandie mit bis Sizilien gebracht. Hier klangen die alten Schildlieder, und König Artus saß verzaubert im Ätna. Und auch diese Kampagna wird nicht nur von normännischen Streitäxten, sie wird auch von alten Skalden-Liedern, von Hildur und wilden Kriegsfahrten angesichts der Romaborg erklungen sein.

Wer könnte sich auf diesen Feldern und auf dieser Straße, die zum blauen Albanergebirg zieht, der Rückerinnerungen erwehren!

Allerdings darf kein Kritiker in die Kampagna

gehen. Er würde sich auf Macaulay's Seite schlagen. „Wer da weiß — sagt er in seiner Geschichte von England — was Italien und Schottland von Natur sind, und was sie vor 400 Jahren wirklich waren, und nun jetzt die Gegend um Rom mit der um Edinburg vergleicht, der wird im stande sein, sich ein Urteil darüber zu bilden, worauf die päpstliche Herrschaft hinführt."

Das sind dieselben ketzerischen Gedanken, mit denen ich mich in den Apenninen herumschlug.

Nicht so in der römischen Kampagna. Hier vielmehr konnte ich Winckelmann verstehen. „Ich kenne — sagte er — nur zwei schreckliche Dinge: wenn man die Kampagna anbauen, und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte; dann zöge ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als das ganze Geschlecht."

Das ist zu verstehen. Aber es ist Romantik. Denn in der ganzen Welt hat der Lebendige recht. Damit Gelehrte hier forschen und träumen, kann doch diese Welt hier nicht verurteilt werden, nur Vergangenheit zu bleiben und ein Kirchhof zu sein. Freilich, wenn wir diesen Luxus hier einmal haben können, nehmen wir ihn, meine ich, hin. Denn übrigens und allerdings:

Diese Kampagna entspricht völlig dem römischen Kirchentum. Sie zeigt ihm, wohin es strebt. Die Erde bebauen und bewahren, das ist genau genommen nicht seine Sache. In seinem Sakrament wird das Brot

in den Leib des Herrn verwandelt. Es bleibt nicht und behält seinen Wert nicht. Die Natürlichkeit des Diesseits wird unselbständig gemacht, wird bedeutungslos und verschwindet vor dem Jenseits. Dieses ragt in Wundern, Zeichen und Kräften so in das Diesseits hinein, daß dies mit seiner eignen Gesetzlichkeit endlich völlig aufgehoben und mißachtet wird. Diese Kampagna ist, wie der durch Hunger und Kasteiungen geschändete Menschenleib, eine stumme Anklage. Sie klagt im Namen Gottes. Er hat Korn, Blumen und Wein gemacht, zu erfreuen des Menschen Herz. Sie klagt den Fanatismus an, der Leiber und Felder verstümmelt.

---

In der sixtinischen Kapelle traf ich Professor von Gebhardt. Dann in die Gemäldegalerie.

Man wandelt im Vatikan immer zwischen den Größen. Alles in Bau und Bild redet von Michelangelo und Raphael.

In der Antikensammlung sind aber doch etwas zu viele neue Beine, Hände und Nasen. Man weiß zuletzt nicht mehr, was an diesen Figuren ein alter Meister und was ein neuer Stümper gemacht hat. Und was den Laokoon betrifft, so gebe ich von ganzem Herzen Stauffer-Bern recht. In seinen römischen Briefen meint er, Lessing, Winckelmann, Goethe und einige andere hätten wirklich in dieser Hinsicht den Kopf verloren. Auch ich kann nicht sagen, daß diese Laokoon-Gruppe „die Mutter der Barockkunst“ ist. Denn ich bin kein Kunstkritiker.

Aber ich kann sagen, daß die Gruppe mir aus später, aus etwas pergamenischer Zeit zu stammen scheint, und freue mich, wenn ich Menschen finde, denen es ebenso geht.

Übrigens welch ein Gang und Kampf nun der christlichen Kunst! Mühsam ringt anfangs der christliche Gedanke. Er borgt die Formen, um sich auszudrücken, um zu sprechen. Die Engel, nackte Knaben, wie die heidnischen Genien und Liebesgötter, wie Amoretten erscheinen auf altchristlichen Sarkophagen. Die Kirche hatte die Antike, sie hatte die heidnische Kunst eben noch nicht überwunden und verdrängt. Endlich redet in den Miniaturen und Mosaiken der byzantinischen Kunst der christliche Gedanke. Die Engel sind Majestät jetzt endlich und Kraft. Sie stehen feierlich und ernst in langer Tunika. Sie erscheinen ohne Flügel. Und kommen Flügel hinzu, so sind es wenigstens nicht die weichen Taubenflügel. Sie sind mächtig gesenkt. Sie stören nicht das Geisterartige der Erscheinung. Sie sind weiß wie die Gewandung. Die Boten Gottes tragen Lilie oder Stab in der Hand. — Dann aber dringt mit der Renaissance das Heidentum wieder in die christliche Kunst. Nach tausendjähriger Herrschaft des romanischen und gotischen Stils taucht plötzlich die heidnische Helena in blendender Schöne wieder empor, und der Kultus des Nackten überzieht das Abendland. Nun kommen die dicken, nackten Kinder wieder, und sollen die mächtigen himmlischen Geister vorstellen. Sie erscheinen in den schnörkelhaften Altarbauten, sie reiten auf Pflanzenteilen und auf Wolken, und trompeten fleischig

und pausbäckig als dicke, runde Posaunenengel die Herrlichkeit ihrer Ankunft in alle Welt.

Als der Laokoon gefunden wurde, es war 1508 in einem Weingarten bei Sette Sala, da veranstaltete der Papst ein Fest wie bei keinem Kirchenheiligen. Man saß schon bis an den Hals in der Renaissance, trunken von der schönen, klassischen Helena.

Mehr beschäftigten aber Etruskische Ausgrabungen.

Nach von Duhn und Hörnes traten die Etrusker Italien's etwa 750 vor Christo zuerst um Corneto auf. Etwa fünfzig Jahre später fielen sie dann in Latium ein. Noch später besetzten sie Rom und die Landschaft des Albanergebirgs. Die Annahme überseeischer Herkunft bezweifelt man. Kann auch alles zu Land gekommen sein. Grade dieses drängt sich selbst meinem Laienverstande auf. Nicht beim Überblick der Terrakottafiguren, wohl aber bei den Kopien etruskischer Grabgemälde, bei den Waffen und Schmuckstücken. Ein vollkommener Kriegswagen. Diese Formen und Ornamente erinnern an Mykenä und Tiryns.

---

Im Sonnenbrand aus der Bibliothek über den großen Platz am Obelisk hin zu Denifle's Wohnung. — Sonderbar, solch ein Staat von Priestern Gewiß viele aufrichtige, liebe Menschen darunter. Aber! In Bangkok in Hinterindien leben in der einen Stadt dreißigtausend buddhistische Priester. Das Ideralland für das Priestertum. Hier muß jeder junge Mann,

welcher Karriere machen will, einige Zeit Novize in einem Kloster gewesen sein. Das ist folgerichtig.

Es hat eine wirkliche Verkehrung stattgefunden. Paulus vertritt das Christentum als Weltreligion. Petrus vertritt's an sich oft als jüdische Nationalreligion. Darum auch steht „nach altem geheiligtem Gebrauch der Kirche", — wie Wolfg. Menzel in seiner christlichen Symbolik sagt — Paulus rechts und Petrus links, sogar auf Stuhl und Siegelring des Papstes. Das hat die römische Kirche aus dem Auge verloren. Ihr steht jetzt Petrus rechts. Nach ihm sollte das Judentum als Grundlage auch die Form der Kirche bestimmen. Darüber hinaus gab es dann eben nichts. Und nach Petrus, das heißt im nämlichen Geist, soll dies petrinische Rom und das Römertum nun als Grundgestalt, Form, Grenze und Umfang die Kirche Gottes auf Erden bestimmen. Darüber hinaus gibt es für dies Rom eben nichts. Paulus, und damit die Anerkennung einer Bewegung des christlichen Gedankens auch in neuen Gestalten über die Erde hin, auch in einer Mannigfaltigkeit der Formen und Bekenntnisse auf dem einen Grunde der Taufe und des Apostolikum: das ist verkannt.

Und der Irrtum ist 1870 vollendet worden. Jakob Grimm sah früher in Rom zu. Dann schrieb er: „Päpste, die hartnäckig den Ton angaben, — verleitet durch den Erfolg ihrer Streiche, stellten eine so unnatürliche Theorie allgemeiner, die ganze Welt umspannender Priesterherrschaft auf, daß nicht menschliche, nur göttliche Kräfte den straffen Zügel zu führen vermocht hätten." Leider

richtig. Darum hat man das Manko der göttlichen Kräfte durch die Infallibilität einigermaßen gedeckt.

---

Gang in die Peterskirche. Ein deutscher Priester steht in der Mitte eines Haufens westfälischer Pilger. Er legt ihnen eifrig in sehr lebendiger Rede dar, daß der Papst wirklich Gefangener sei. Er könne und dürfe den Vatikan nicht verlassen. Warum nicht? Man solle sich doch nur erinnern, was dem Papst Pius IX. geschah! Welch ein Tumult, als man seine Leiche in dunkler Nacht durch die Straßen Roms zum Kirchhof brachte . . . Seht, so ging's dem toten Papst. Wenn das dem toten Papst geschieht, was würde erst dem lebendigen geschehen! Also — er ist ein Gefangener, er darf sich in der Stadt nicht blicken lassen! — — — Diese Beweisführung scheint ständig zu sein. Genau dieselbe Rede hielt, las ich eben, Dr. Porsch aus Breslau am 1. Sept. 1897 auf dem Katholikentag in Ingolstadt.

Die Pilgerzüge scheinen überhaupt reichlich benutzt zu werden, um die Pilger mit dem tiefen Eindruck dieser Gefangenschaft heimkehren zu lassen. Das ist begreiflich. Nur sollte man sich jener Art des Beweises enthalten. Sie beweist ja, daß das Papsttum eingesteht, in seiner Stadt ein trauriges Regiment geführt, und sich wenig Anhänglichkeit erworben zu haben.

Liebenswürdige Wirte in meinem Gasthause. Dank dem vorigen Gesandtschaftsprediger R. auch hier.

Abends nach Tisch ein Gang auf dem Monte Pincio. Es ist kühl und angenehm. Die eleganten Wagen rollen auf und ab. Über die Mauern herab hängen wild die stachlichten Massen der Aloe. Darüber Rosen und Palmen. Unten im Zwielicht — heben sich über dem Häusermeer die Kuppel von St. Peter und die Engelsburg. Wen könnte dieses Bild ermüden! — — Ich verstehe Herder nicht, wie er von hier schreiben konnte: „Gottlob, daß wieder acht Tage in dem traurigen Rom vorüber sind!"

Ich sitze an meinem Platz in der vatikanischen Bibliothek.

Heut wieder Suche nach der verlornen Handschrift. Alles, was in den Katalogen von Schriften des Honorius von Autun aufzufinden ist, habe ich eingesehen. Besonders schön ist die Handschrift Vat. M. S. lat. 1890 „De imagine mundi" in kl. Oktav. Dies nebenbei. — Die Handschrift von Rupert von Deutz „De divinis officiis" (Reg. Suec. 110) reicht aber bei weitem nicht an die Regensburger, jetzt Münchener, aus der der selige Bertelsmann für unsern Rupert photographieren ließ. Man wird, glaube ich, hier nichts finden, was nicht auch der alte Pez für seine Sammlung herausgestöbert hat, und was nicht die Patrologie von Migne enthält.

Wo aber steckt das: „Über den glorreichen König David?" Auch hier ist nun alles durchsucht.

Abends immer angenehme Gesellschaft am Tisch.

Wandrung heut mit Rev. Horner, dem Freunde aus Oxford. Er kommt aus Abessinien, sitzt mir auf der Bibliothek schräg gegenüber und schreibt koptische Handschriften ab. Unterhaltung über die bischöfliche Succession, die uns trennt. Fest ist er doch nicht. In betreff des heiligen Nachtmahls denkt er wie Pusey. Es war sehr interessant. Wir waren aus Versehen im langen Gang, in dessen Wände die alten Platten mit römischen Schriften eingefügt sind, eingeschlossen. Hier ist die Fundgrube für unsere Inschriftensammlungen. Hier nehmen unsere Gelehrten Abdrücke vom Steine. Wir sahen zu. Endlich öffnet sich eine Thür. Es war ja ganz schön im hohen kühlen Hallengang. Es war eine schöne Wandrung.

---

Wieder mußte ich, ohne es zu wollen, Sr. Heiligkeit begegnen. Ich kam aus der Bibliothek in die weiten hallenden Gänge. Die Schweizerwache hielt zurück. Der Papst mit kleinem Gefolg ward vorüber getragen. Er kam aus den vatikanischen Gärten. Die Wache sank in's Knie.

Im Kaffeehaus an der Piazza Venezia. Die gemütlichen Kölner. Der deutsche Kaiser und der König von Italien fahren vorüber.

---

Zum Lateran und nach St. Clemente.

Dieses für mich das Interessanteste. Hier ist Alter-

tum und wohlerhaltener echter Basilikenstil in der ganzen Anlage. Kein Pförtner zu finden. Endlich gelang's uns, ihn aus der Nachbarschaft herbei zu holen.

Man tritt in einen mit Marmor gepflasterten, säulenumgebenen Vorhof. Es ist das Atrium des alten römischen Hauses. In der Mitte ein Brunnen. Dann erhebt sich der Bau; dreischiffiges Langhaus. Aber gehen wir geschichtlich zu Werk. Also zuerst Fackel anzünden! Nun zwei Treppen hinab. Wir stehen in der finstern Mithrasgrotte. Es ist ein altes Heiligtum des persischen Sonnengottes. Hier versammelten sich Mithrasverehrer zur Zeit der Kaiser. Die untersten Mauern stammen aus der Zeit der Republik. Hier muß das mystische Bild des Gottes gestanden haben, der mit dem Dolch den Stier ersticht.

Der Sakristan hält die Fackel, und wir steigen aus diesem feuchten Raum eine Treppe nach oben. Wir sind jetzt in der Krypta, in der christlichen Unterkirche. Über dem von Schutt bedeckten, und jüngst erst wieder entdeckten, heidnischen Heiligtum haben die Christen also ihre Unterkirche angelegt. Hier sieht man alte Fresken aus dem fünften Jahrhundert. Man sieht Darstellungen aus der Clemenslegende.

Endlich ersteigen wir die letzte Treppe aufwärts. Wir erblicken wieder das Tageslicht. Wir sind in der oberen Kirche. Die Mosaiken sind aus dem zwölften Jahrhundert. In der Apsis Christus mit den Aposteln. Im Gewölbe Christus am Kreuz und darunter die dreizehn Lämmer. — Also drei Hallen übereinander. Auch

hier sind, sehen wir, die heidnischen Kultusstätten vom jungen Christentum besetzt worden.

Ein ehrwürdiger stiller Ort, fern von Pracht und Prangen, ziemlich verlassen. Mir steht der Brief von Clemens an die Korinther vor Augen: „Der alles überschauende Gott, Herr der Geister und alles Fleisches, der Jesum Christum den Herrn erwählt, und durch ihn zum begnadigten Volk gemacht hat, gebe jeder Seele, die seinen hohen und heiligen Namen anruft, Glaube, Furcht, Friede, Geduld, Beharrlichkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit, Mäßigkeit ihm zum Wohlgefallen durch unsern Hohenpriester den Schutzherrn Jesum Christum, durch welchen ihm sei Herrlichkeit, Majestät, Kraft und Ehre nun und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“ — So schließt der Bischof sein kaum nach dem Tode des Evangelisten Johannes nach Korinth gesendetes Ermahnungsschreiben. —

---

Endlich im päpstlichen Archiv. Lange genug nach Monsignore Denifle gesucht; im Kloster der englischen Damen, im Kloster der englischen Herren unter dem Monte Pincio, sowie in seiner Wohnung im Palazzo del ufficio. Endlich traf ich ihn im Archiv selbst.

Man geht durch den Saal, in welchem die Herren des preußischen historischen Instituts arbeiten. Dr. Friedensburg war abwesend, Dr. Hansen schon wieder in Köln. Ich traf aber die Herren Kaufmann und Lulves sitzend bei ihren Arbeiten. Es war mir lieb, die Stätte zu sehen, wo die „Nunziaturberichte aus Deutschland“ entstehen. Sie werden zu Gotha bekanntlich

gedruckt. Sie geben jetzt was die Legaten zur Zeit der Reformation aus Deutschland an den Papst schrieben. Wir gewinnen also einen größeren Einblick in diese Bewegung, als je zuvor.

Warum der Papst mit dieser Liberalität das Archiv öffnet?

Ranke selbst meinte noch, man würde hier einem andersgläubigen Forscher kaum freie Hand lassen. Aber wenn man es doch thäte? „Es wäre, setzt er hinzu, vielleicht so ungeschickt nicht; denn keine Forschung kann Schlimmeres an den Tag bringen, als die unbegründete Vermutung annimmt."

Welch eine Masse Material in diesem vatikanischen Archiv! Schon in den Akten des Staatssekretariats stehen 4000 Bände mit Nunziaturberichten. Sie sind in Gruppen nach Ländern geteilt. Auf die Nuntiatura di Germania entfallen von Beginn der Reformation bis 1740 ganze 351 Bände. Hierzu kommt aber die Abteilung der Lettere, der Briefsammlungen in 200 Bänden. Dazu kommen 125 Schränke mit Relationen, Bullen, Gutachten, Reichstags- und Konzilsakten, Instruktionen, Tagebüchern und Protokollen.

Also unser historisches Institut, welches nun die ersten Bände Nunziaturberichte herausgab, hat an Arbeit gewiß keinen Mangel.

Und wenn man nur auf den Vatikan allein angewiesen wäre! Es kommen vielmehr noch die Klosterbibliotheken hinzu und diejenigen der alten römischen Familien, der Barberini, der Borghese, der Chisi

und Corsini. Es sind Familien, denen Würdenträger der Kirche entstammten. Ohne Benutzung dieser Familienarchive hätte nicht Gregorovius schreiben und hätte nicht Ranke seine Geschichte der Päpste vollenden können.

Im Zimmer Denifle's fand ich Hofrat v. Sickel aus Wien. Th. von Sickel, als Vertreter der Wiener Akademie bei der Direktion der Monumenta Germaniae thätig, ist „der Schöpfer der neueren Diplomatik, der erste, der seit Mabillon diesem wichtigen Zweige historischer Forschung neue Bahnen gewiesen hat". So Dümmler. Und der kann's wissen. v. Sickel nimmt mir Karte mit nach Wien an Hofrat Maaßen, den alten Freund, welcher standhaft jetzt schweigt.

Denifle selbst, Dominikaner aus Tirol, ist durch seine Arbeiten schon längst bekannt, welche in seiner mit Ehrle zusammen herausgegebenen kirchengeschichtlichen Zeitschrift erscheinen. Eben hat er außerdem gegen Marcel Fournier über die französischen Universitäten geschrieben.

Er meinte im Gespräche, welches, leicht angeknüpft, leicht floß, daß seine Herausgabe der Statuten und Privilegien der französischen Universitäten ihn noch wohl siebzehn Jahre in Anspruch nehmen werde. Übrigens geschehe die Herausgabe auf Kosten des französischen Staats. Allerdings könne er deshalb noch nicht eingehend an andere Arbeiten denken.

Denn wir sprachen über Honorius den alten, meine alte Liebe. Wer dieser war, und wo er war, wußte

er auch nicht. Mir freilich mutete er zu, es zu finden.

---

In der Kapelle der deutschen Botschaft. Hinlänglich klein!

Unser archäologisches Institut liegt sehr schön im Garten. Auf der einen Seite, nach dem Kapitol hin, der Palast Caffarelli, auf der andern das evangelische Krankenhaus. Ich las im schönen Büchersaal, und freute mich, daß die Deutschen in Rom hier einen wissenschaftlichen Mittelpunkt haben.

Man verdankt ihn vielleicht zum größten Teil doch Bunsen, der hier preußischer Gesandter war und den König für die Sache zu interessieren wußte. Neben Bunsen stand Thorwaldsen. Jetzt steht das schöne Haus mitten im dunklen Grün längst vollendet. Hier trifft sich alles, was auf römisches Altertum Wert legt. Hierher jeder Bericht über Funde und Ausgrabungen in ganz Italien. Von hier aus gehen die „Mitteilungen" des Instituts in alle Welt.

---

Nun liegt das alte Rom hinter mir. Die mächtigen Mauern, die Pfeiler der Aquädukte der Kampagna schwinden im Duft der blauen Ferne.

Ich muß mit Gewalt den Zauber zerreißen, mit dem das Altertum auf Schritt und Tritt umwebt und rückwärts zieht. Es geht in die Ferne. Auch die Ge-

schichte geht ihren rauhen Weg. Und ich blicke vorwärts, denn Tennyson hat recht:

— — — — — Vorwärts, vorwärts laßt uns schreiten,
Laßt die Menschen mutig greifen in das Wechselrad der Zeiten!
Durch des Erdballs Schatten stürmet in des jungen Tages
Zonen:
Besser fünfzig Jahr Europa's, als chinesische Äonen!

## Ravenna.

Im Gebirg war Muße, über alles nachzudenken. Kahles Gestein zu beiden Seiten, vielfach zerrissen, in den steilabfallenden Schluchten spärliches Gebüsch, das sind von der Bahn aus angesehn die Apenninen. Und auf den Thalsohlen statt freundlicher Weiden wahre Schutthalden von Geröll. Jedes Gewitter reißt das Gestein vom unbewaldeten Gebirg jach zum Thal. Allgemeine Nacktheit und Öde.

Rom lag hinter mir in blauer Ferne. Ich sah im Geist nochmals die Bank auf dem Palatin im Schatten der Lorbeer zwischen den Trümmern der Kaiserpaläste. Ich blickte nochmals auf das Kapitol, auf das Forum zu meinen Füßen. Ich gedachte auch der Zeit, da die Kaiser nun in Ravenna oder in Konstantinopel saßen, und die wilden Gestalten der Goten über die Stätten der Herrlichkeit der alten Roma schweiften, und um den Titusbogen, und unter den Säulen des Vespasians-Tempels an ihren Wachtfeuern lagen.

Darum nun von Rom geraden Wegs nach Ravenna. Dies ist die geschichtliche Fortsetzung. Hierhin die Fahrt.

Allerdings war sie in Florenz unterbrochen. Die Paläste der Strozzi und Pitti und im Stadthaus die Gemäldegallerie waren gesehen. Aber die Stelle des schönen Platzes links vom bronzenen Löwen, dort, wo jetzt der Neptunsbrunnen steht, diese ist's. Dort ward Savonarola verbrannt.

Nun hatte ich seine Zelle im Kloster San Marco betreten. — Dies Kloster war mir Mittelpunkt der Stadt. Hier sieht man die Gemälde einmal wirklich in ihrer Heimat. Man sieht sie an dem Ort und in der Umgebung, für welche der Künstler sie bestimmt hatte. Und dieser Künstler ist hier: Fra Angelico da Fiesole. Im Louvre zu Paris hatte ich seine Krönung Mariens gesehn. Nun hatte ich ihn ganz. Um seinetwillen muß man Florenz sehen.

Dann war ich in's Gebirg gefahren. Ein herrlicher Nachmittag in Fiesole. Ich saß im Garten. Vor mir das ganze Thal des Arno.

Da stieg denn die Blütezeit dieser Stadt vor mir auf. Es war die Zeit der Renaissance.

Die Rosen des Arno hatten den Weihrauchduft vertrieben, und Golgatha trat sehr weit hinter die Akropolis zurück. Denn der Parnaß mit allen Musen blühte aus den alten toten Handschriften, welche, zugleich mit lebendigen und begeisterten Platonikern, vor dem Halbmond flüchtig, das sinkende Hellas herübersandte.

Der Palast der Medici, den Cosimo und dann Lorenzo il Magnifico bewohnten, war die Mitte dieses heitern Regens und Bewegens. Hier herrschte er, der Kauf-

männ und Fürst. An seiner Tafel saßen Alberti, Poliziano, Michelangelo, Dichter und Künstler aller Art. Es war schön in Florenz damals. Papst Bonifacius soll gesagt haben, die Florentiner seien „das fünfte Element der Schöpfung“. Es war freilich sehr heidnisch dies Element, oder dieser Aufbruch der Antike in Florenz. Zu heiterm Gespräch fanden sich im Kloster degli Angeli fast täglich die schönen Geister ein. Da waren die vom Hause Medici, der lustige Niccoli, dazu Marsuppini und Poggio, und der Camaldulenser Traversari. Dieser hatte, wenn Niccoli reiste, den Schlüssel zu dessen eisernem Schrein in Verwahrung, in welchem seine Handschriften lagen.

Und dieselbe Gesellschaft fand sich an Cosimo's Tafel ein.

Häuser wie das jenes Niccoli waren voll von Handschriften, Statuen, Münzen, Denkmälern des Altertums. Von hier zündete der Eifer für alte Bildung fort, vom reichen Hause der Strozzi, wie von dem der Mediceer unterstützt. Diese Bildung, so ungemein vielseitig, erzeugte eine Sammelwut wie Rom unter den größern Kaisern sie nur sah. Dann kam die Zeit, wo il Magnifico auf dem Totenbett lag und Savonarola vor ihm stand. —

Hier oben, wo ich saß, wohnte Lorenzo's Lehrer, Graf Pico von Mirandula. Neben den heiteren Poeten des Thals steht er immer wie ein Fragezeichen. Er ist Platoniker und Kabbalist zugleich. In letzterer Hinsicht ähnelt er unserm Reuchlin.

Hier oben zu Fiesole hatte er sein Landhaus. Lorenzo hatte es ihm geschenkt. Hier schrieb er. An schönen Abenden besuchte er, aus seinem Eichenwald tretend, seinen Freund, den gelehrten Politian. Früh schon, 1856, hatte dieser Graf mich beschäftigt, und sein Bild, aus Florenz gesendet, blicke ich oft an.

---

Nun indes saß ich nach dieser Episode und einem schönen Abend bei Superintendent Fischer, mitten in den Apenninen, und mußte mir die ganze Florentiner Geschichte wieder vom Gedächtnis wischen wie Kreide von der Tafel. Denn auf Rom folgt nun einmal Ravenna. — Da liegt's nach mühsamer Fahrt über Bologna in der öden Fläche.

Haushoher Schutt, auf dem die Kühe und die breithörnigen Stiere der Kampagna gingen und lagerten, hat uns einst das Forum der Römer geborgen. Und landschaftliche Öde und die Lage weitab von den Wegen des Verkehrs hat die Altertümer Ravenna's uns glücklich geschützt.

Versetzen wir uns nun in die Vergangenheit. Kaiser Theodosius war in Byzanz entschlafen. Er hatte das Reich unter seine Söhne geteilt. Kaiser Arcadius erhielt Ost-Rom. Er regierte in Byzanz mit seinem Rufinus. Oder es regieren die — Eunuchen. Denn jener Eutropius, der ehrlose Reichsmakler „schätzt und verteilt die römischen Provinzen vom Hämus bis zum Tigris. Der eine wird auf Kosten seiner Villa Prokon-

sul von Asien; ein zweiter erkauft Syrien mit den Juwelen seiner Frau; und ein dritter bedauert, sein väterliches Landgut für die Statthalterschaft von Bithynien hingegeben zu haben. Im Vorzimmer des Eutropius ist eine große Tafel öffentlich ausgehängt, auf welcher die Preise der Provinzen bemerkt sind. Was Pontus, Galatien, Lydien kostet, ist genau bestimmt. Lydien ist für soviel Tausend Goldstücke zu erhalten; für das reiche Phrygien aber muß eine größere Summe geboten werden.“ So Gibbon nach Ammian und Suidas. So sah's im Osten unter Arkadius aus.

Aber sein Bruder Honorius erhielt Italien und den Westen.

Hier rannten Vandalen, Hunnen und Goten gegen das alte Gemäuer des Reichs. Die hohen Recken mit blondem Haar stürmten Bollwerk um Bollwerk. Durch Italien tönte der Schlag ihrer Äxte.

Da war's sicherer in der Abgelegenheit Ravenna's zu wohnen. Hier weilte denn Kaiser Honorius mit seiner Schwester Placidia.

Welch eine abenteuerliche Figur diese Tochter der römischen Kaiser!

Eine hohe Gestalt, schön, geistvoll, bedeutend. Man hat noch ihr Bild. Es befindet sich auf einem elfenbeinernen Diptychon zu Monza. Sie regiert über die Männer, sie leitet die Kaiser im Palast. Sie gerät in die Gefangenschaft der Goten. In Kriegslagern wird sie umhergeschleppt. Sie reicht ihre Hand dem Gotenkönig Athaulf. Die Hochzeit wird prachtvoll zu Nar-

bonne gefeiert. Fünfzig Edelknaben in kostbarer Seide umstehen ihren Thron. Jeder trägt Gaben. Er trägt in der einen Hand eine Schüssel voll Gold, in der anderen eine Schale voll Perlen und edler Steine. Sie sitzt im Schmuck einer Kaiserin. Ihr Gemahl begnügt sich mit geringem Ehrensitz. Dann wird er ermordet. Und nun behandelt Siegerich, sein Nachfolger, die Gefeierte wie eine niedere Sklavin. Sie muß entsetzliche Stunden hindurch in Staub und Glut vor den Pferden seiner Reiter, vor seinem Pferde laufen. Dann finden wir sie wieder als Gattin des Kaisers Constantius. Und wir finden sie als Vormünderin ihres Sohnes Valentinian III. So regiert die Vielumstrittene zu Ravenna, der durch Sümpfe und Kanäle uneinnehmbaren Kaiserresidenz.

Nun sind wir wieder in der Gegenwart angekommen. Die Abendsonne liegt auf den Dächern der Stadt und vergoldet die Kuppeln ihrer Kirchen. Wir treten in die Gruftkapelle der Placidia. Sie selbst hat sie sich, etwa um 440, erbauen lassen. Sie starb abwesend zu Rom; hierher hat sie ihren Leib bringen lassen. Wir stehen am ältesten Denkmal Ravenna's.

Ringsum an der Wand des Mausoleums und über uns in der Wölbung der Kuppel erblicken wir Mosaiken auf Goldgrund wie man in solcher Schönheit nirgends in Italien, auch nicht in Rom, sie findet. Hier erblicken wir die altchristliche Kunst wie sie war, ehe das spätere Byzantinertum sich darüber legte.

Und da stehen nun die drei Marmorsarkophage. Der

eine ist der des Kaisers Honorius. Der andere barg den Leib des Kaisers Valentinian III. Beide sind mit altchristlichen, aus dem Stein gearbeiteten Bildern bedeckt. Kahl, weil seiner Gold- und Silberbleche beraubt, steht daneben der Sarkophag der Kaiserin Placidia. Sie lag neben ihrem Bruder und ihrem Sohn.

Da ruhen, oder ruhten sie in den gewaltigen Steinsärgen. Ihre Leichen in kaiserlichem Schmuck hat man noch vor dreihundert Jahren sehen können. Sie schimmerten durch die Fugen der Deckplatten hindurch.

Wir wenden uns zum Erhabensten. Es sind die Mosaiken über der Thür des Eingangs. Sie zeigen uns Christum den guten Hirten. Er erscheint in den klassischen Formen griechischer Kunst. Jugendlich schön ruht er auf blumigem Hügel. Seine Linke hält das Kreuz. Vor ihm stehen die Lämmer, geordnet zu jeder Seite. Eins leckt dem Hirten die Hand. Gesträuch krönt den Hügel ringsum.

Wir wenden uns vom Mausoleum ab. — Nun kam für Ravenna eine andere Zeit. Das Römische Reich war von den Deutschen umwogt. Durch jeden Mauerspalt der zerfallenden Burg tönte ihr Schlachtruf und drangen ihre Speere. Nun war Augustulus Kaiser.

Da schickte ein Haufe Heruler sich an, von der Donau her über die Alpen zu steigen. Sie wollten ihre langen Leiber und ihre langen Schilde im Heerdienst der Kaiser erproben. Sie kamen im Wald an die Klause des heiligen Severin. Er trat heraus. Sein Blick fiel auf die reckenhafte Gestalt des jungen

Odoaker, und er weissagte ihm den Purpur. Und siehe da, der junge Odoaker warf Augustulus, und damit den letzten der langen Reihe der römischen Kaiser, vom Thron, und Ravenna öffnete ihm die Thore. Er war König von Italien.

Aber es kam ein Mächtigerer über ihn. Es war der König der Ostgoten, es war der sagenumwobene Theoderich. Es war Dietrich von Bern, das Haupt der Amelunge.

Durch die wilden Horden der Gepiden und Sarmaten hindurch brach er sich Bahn. Nun erschien er in der oberitalischen Ebene.

Valesian erzählt:

„Odoaker floh nach Ravenna, wohin ihm Theoderich folgte, der in dem Fichtenhain ein Lager aufschlug. Er belagerte den eingeschlossenen Odoaker drei Jahre lang, und kam der Scheffel Weizen bis auf sechs Goldstücke. — Theoderich zog in Ravenna ein."

Procop erzählt, wie Odoaker und Theoderich in Ravenna zusammen regieren. „Dann aber bemächtigte sich Theoderich der Person Odoakers, der ihm angeblich nach dem Leben getrachtet hatte, bei einem Schmause, zu dem er ihn unter der Maske der Freundschaft geladen, und ließ ihn töten." Er stieß ihm sein Schwert in den Leib.

Johann von Antiochia setzt hinzu: „Da das Schwert bis zur Hüfte den Körper des Odoaker durchdrang, soll Theoderich gesagt haben: Nicht einmal Knochen scheint das Scheusal im Leibe gehabt zu haben!"

Das geschah zu Ravenna um 500. Aber wie dem auch sei, Theoderich hat hier maßvoll und weise regiert. Ja unter ihm, wiewohl er Arianer war, wuchs und gedieh die Kunst in alter Weise ungebrochen. Unter ihm wurde auch die Kirche St. Vitale gebaut.

Besuchen wir sie. Sie ist der deutlich feststehende Typus für die byzantinisch-orientalische Bauweise. Sie ward Vorbild für das christliche Abendland überhaupt.

Man tritt mit Staunen unter die achtseitige Kuppel, man sieht mit Staunen in diesen Reichtum der Mosaikgemälde auf Goldgrund. Da erscheinen die Evangelisten, die Propheten, die Opfer Abels, Abrahams und Melchisedeks. Und alles ist eingerahmt von symbolischen Tier- und Pflanzengestalten. Im Halbrund des Chorbaues tritt Kaiser Justinian hervor. Umgeben von Hofstaat und Leibgarden tritt er einher, dem Erzbischof Maximianus Weihgeschenke darbringend. Auf der andern Seite erscheint die Kaiserin Theodora, seine Gemahlin. Umgeben von Palastbeamten und Frauen ihres Hofs zieht sie dahin, gleichfalls Geschenke tragend. Man sieht treue Abbildungen und blickt, wie nirgends im Abendland, in Haltung, Art und Tracht des Kaiserhofs von Byzanz.

Und nun zu Theoderichs Burg. Da umtönt uns alte deutsche Sage. Denn er ist der uns bekannte Dietrich von Bern.

Herr König, sprach alt Hildebrand
Zu Dieterich von Berne,
Laßt reiten uns ins Hunnenland,
Den Etzel säh ich gerne;

Den König Etzel, der gefreit
Die holde Frau Kriemhilde
Aus Worms am Rheinstrom, grün und breit,
Die Königin so milde.
Da sind die Recken, stark und kühn,
Durch Berg und Thal geritten.
Der Tannforst rauscht, die Blumen blühn,
Waldvöglein singt inmitten.

Und dann das blutige Gemetzel im Hunnenland. Und

Held Dietrich und alt Hildebrand,
Sie reiten still von dannen
Fernhin am blauen Donaustrand
Durch Heide, Moor und Tannen.
Kein Vogel singt, der Lenz ist aus,
Herbst naht und Sturmgebrause.
Wie ritten sie so froh hinaus,
Wie jammervoll nach Hause!

Er konnte wohl dieser Sagenumwobene, von nordischer Wut erfaßt, den Feind im Zorn jäh erschlagen. Aber der Grundzug seines Bildes ist Edelmut.

So stritt er mit Ecke, der ausging, mit ihm den Kampf zu bestehen. Sie kämpfen zwei Tage an der Etsch im Wald. Des Nachts rasten sie. „Die Vöglein singen den Tag an, aber Ecke's und Dietrich's Helme überklingen die Stimmen der Vögel.“ Dietrich's Helm Hildegrim ist von Blut überronnen. Sein Schild mit dem roten Löwen ist zerhauen. Seine Bedrängnis ist groß. Da ermahnt ihn ein Zwerg vom Baume herab. Er mahnt ihn zum Vertrauen auf Gott. Und er wirft Ecke zum zweitenmal nieder, und bricht ihm den Helm

ab. Nun bietet er Frieden. Aber Ecke will nicht den Frieden. Großmütig läßt Dietrich ihn los. Neu beginnt der Kampf. Wieder wird Ecke zu Boden geworfen. Aber er will sich nicht ergeben. Da durchsticht ihn der Berner. Und dann — beklagt er ihn. Nun nimmt er Ecke's Helm an sich, und setzt den Karfunkel aus seinem zerbrochenen Helm hinein, und klagt. Dann gräbt er ein achtzehn Schuh langes Grab und legt den Toten hinein: „Gnad dir Gott, lieber Ecke!“ So steht Theoderich den Deutschen im Sinn.

Und nun ist der Dietrich von Bern König in Italien. Es gehörte den Deutschen. Sie schwelgten in den Villen und Gärten der Lombardei wie der kampanischen Küste. Sie streckten sich auf den seidenen Pfühlen der römischen Paläste. Ihre zitternden Gefangenen, Kinder römischer Senatoren und Patrizier, kredenzten ihnen in Bechern von Gold und Edelstein den Falernerwein, wenn sie ihre hohen Leiber in den Schatten der Platanen streckten. — Der König der Ostgoten aber lag nicht, sondern stand. Denn er regierte.

Da stehe ich nun vor dem Rest seiner königlichen Burg. Es ist nur ein geringer Flügel, der erhalten ist. Einst zeigte hier ein weitläufiger, mit antiken Säulen ausgestatteter Königsbau den großen Sinn des Ostgotenfürsten. Nachgrabungen im Boden haben dies festgestellt. Und seinen roten Porphyrsarg sieht man hier rechts vom Eingang. Darüber die hohe Palastwand mit kleinen Marmorsäulen, welche runde Bogen tragen. Ich stöberte im alten Gehäuse redlich umher.

Und nun dicht am Palast in Theoderichs Kirche.

Auf 24 antiken Marmorsäulen ruht das Gewölbe von San Apollinare nuovo. Es war die Hofkirche, die der Deutsche sich erbaute.

Glänzend sind die alten Mosaiken, welche die Wände des Langschiffs bedecken. Auf der einen Seite sieht man die Prozession von 22 heiligen Vätern und Propheten. Ihnen voraus gehen vier Märtyrer zwischen Palmen. Sie treten aus der von Türmen und Zinnen überragten Säulenhalle der Burg Theoderichs. Und in langem Zuge bringen sie die Kronen der Anbetung dem von vier Engeln umgebenen Erlöser. Er sitzt ernst auf seinem Thron. Ihnen gegenüber erscheint eine andere Prozession, gleichfalls die ganze Langseite einnehmend. Es sind 22 heilige Jungfrauen. Sie verlassen die Stadt Classis am Meer, die alte längst verschwundene Hafenstadt Ravenna's. An der Spitze des Zuges eilen, unter Palmen Gaben tragend, die heiligen drei Könige. Alle bringen dem Kinde auf dem Schoß der Gottesmutter Geschenke.

Alle Figuren heben sich in Lebensgröße ab von funkelndem Goldgrunde. Das Gestein der Mosaiken ist leuchtend wie am ersten Tag. Dies in der That ist die Wandmalerei, in welcher kein Vergang. Man sieht die Gestalten dahin schreiten in Festgewändern — schwerlich wird Erhabeneres zu sehen sein. Das Bild des Weltheilands ist auch hier noch von idealer Haltung und Schönheit. Der düstere Hauch byzantinischer Malerei gehörte der Zukunft an.

Und blicke ich auf die Säulenkapitäle, so bietet sich in diesen Steinarbeiten eine geradezu überwältigende Fülle von Schönheiten. Gerank und Blattwerk aus dem Stein herausgearbeitet und frei ihn umgebend, Tier- und Pflanzengestalten lebendig ihn umhüllend — wer sähe sich satt am Reichtum dieser Kunst!

So ist ja der Herr auch jugendlich schön in dem großen Mosaikbild dargestellt, welches das Bogenfeld über dem aus der Vorhalle in die Kirche führenden Hauptportal der Sophienkirche ziert. Der Heiland hält segnend die Rechte, in der Linken hält er das Buch. Rechts und links von ihm in Medaillonbildern Maria und der Erzengel Michael, vor dem Throne Kaiser Justinian in Anbetung hingeworfen. Und hier ist ein zweites Byzanz.

Marmorsäulen und Mosaiken wanderten von Ravenna über die Alpen; Beute aus dem zerfallenden Palast Theoderichs wie aus San Apollinare in Classe. Von der Überführung erzählt Rhoen in seiner Arbeit: „Die Kapelle der karolinischen Pfalz zu Aachen", und sucht dies näher zu bestimmen. Ravennatische Bauform kam durch Karl nach Deutschland. Sie erscheint zu Aachen, zu Ottmarsheim wie zu Essen. — Es scheint, als ob von hier aus auch byzantinische Kunst in Emaillearbeiten nach dem Westen ging, von hier nach Aachen und Trier hinübersprang. In Trier ließ so, wie wir wissen, Erzbischof Egbert arbeiten.

Nun zu Theoderich zurück. Seinen Goten hatte er den dritten Teil Italiens zu Lehen gegeben. Dafür

waren sie zu Kriegsdienst verpflichtet. In jeder Stadt hatte er Grafen angestellt. Er konnte grausam sein, sein Regiment im allgemeinen war weise. In Rom war er mit Freude empfangen, und die Zerstörung aller Kunstwerke hatte er verboten. Weilte er nicht zu Verona, dann zu Ravenna. Kassiodor und Boethius standen ihm hier zur Seite. Und von seinem Palast aus trat er in San Apollinare nuovo, welches wir schilderten.

Die Grabkapelle des Mächtigen steht neben der Stadt in der Kampagna. Vielfach verunstaltet und geplündert bietet der jetzt unschöne Bau, in altrömischer Weise hergestellt, nur ein Sehenswertes. Es ist der riesige Kuppelstein aus dalmatinischem Kalk. Hierher, in das von seiner Tochter Amalasuntha erbaute Mausoleum, legte man seinen Leib. Das war im Jahr nach Christo 526.

Und nun gehen wir in Gedanken zwei Jahrhunderte weiter.

Die Franken traten an die Spitze der abendländischen Kultur. Das Kaisertum der Römer ging auf Karl den Großen über. Auf seiner Fahrt nach Rom weilt er in Ravenna. Er betritt Theoderichs Pfalz. Und es wanderten jene Säulen aus der Burg zu Ravenna nach Aachen.

Säulen, Kapitäle und Mosaiken von Ravenna müssen die Pfalzkapelle des Frankenkaisers schmücken. Die Kirche San Vitale wird Vorbild für den Aachener Dom. Der große Frankenkönig reicht, seinen Platz im Abendland einnehmend, dem großen Gotenkönig die Hand:

Mit jenen Säulen von Ravenna wandert das Reich Justinians, wanderte die alte Kaiserherrlichkeit Roms zu den deutschen Völkern. — — — —

Im echt italienischen Gasthaus, welches den Namen Lord Byrons trägt, noch einen schönen Abend mit Hannover'schen Architekten zusammen. Bei gutem Wein auch einer großen Schüssel gebratener Bekassinen. In Deutschland eine Seltenheit. Aber die Italiener fangen sie uns alle bekanntlich weg. Hier schont man nicht Lerche noch Drossel. Diese Erwägungen störten indes die Tischgesellschaft, wie man versichern kann, nicht im mindesten.

## In St. Marco.

Völlig teile ich die Schmerzen des ehrwürdigen Monsignore Sorenzo. Denn ich sitze in seinem Arbeitszimmer auf der Bibliothek im Dogenpalast.

Die Gondel führt durch den großen Kanal. Rechts und links die Paläste der alten edlen Geschlechter der Republik.

Alle spiegeln sie in ihrem Verfall den alten Glanz der Beherrscherin des Ostens. In diesen Marmorbauten mischt sich das Morgenland mit dem Abendland. Hier trotzen byzantinische und maurische Bau-Elemente der germanischen Gotik. Oder, besser vielleicht, sie durchdringen einander zu jener wundervollen, märchenhaft phantastischen Einheit und Einzigkeit, zu welcher die Geschichte diese meerentstiegene Stadt erhob.

Nun saß ich in der Bibliothek neben dem freundlichen und ehrwürdigen Monsignore Sorenzo. Über der Thür des Eingangs der herrliche Tizian.

Die Suche nach mancherlei Dingen war vergebens geblieben. Aber ich ließ mich in die Geschichte der

Bibliothek einführen. Es ist eben ein Stück Geschichte der Renaissance.

Das alte Hellas war byzantinisch geworden. Die Franken saßen auf der Akropolis. Ihre Rosse weideten auf den öden Straßen und Trümmern von Athen. Theben war burgundisches Fürstentum. Venetianische Nobili und Barone aus aller Herren Ländern schalteten auf Cypern und den griechischen Inseln und bauten ihre Burgen. — Alles dies konnte das gefangene Hellenentum nur tiefer verstecken und überdecken, nicht befreien. Dazu bedurfte es einer mächtigern Hand. Erst als der Halbmond über der Hagia Sophia stand, ward diese marmorweiße Helena erlöst.

Und schon ehe es geschah, war für die Brücke gesorgt, über welche vor den Osmanen hellenische Bildung in das Abendland gerettet werden sollte. Venedig hatte mit seinen Galeeren, Florenz hatte mit Handelsunternehmungen und Bankgeschäften vorgearbeitet. Florenz war der Sammelplatz.

Aber Venedig war die Brücke.

Seine Fahrzeuge bedeckten das Ägäische Meer. Sie beherrschten Cypern, Kandia und Morea. Sie brachten die flüchtigen griechischen Gelehrten. Sie trugen Kunstschätze und Handschriften herüber. Ein Aurispa kam einst mit einer ganzen Schiffsladung griechischer Schriften nach Venedig zurück.

Da kamen denn auch die Würdenträger der Griechen, auch die von Trapezunt, herüber. Damals ging ihr Weg zum Konzil von Florenz. Denn die

Türkennot drängte, den Ausgleich mit der römischen Kirche zu suchen. Unter denen aus dem märchenhaft schönen Trapezunt war Kardinal Bessarion. Und er brachte seine reiche Bibliothek mit. Es war im Jahr 1438.

Diese Periode, dieser Bessarion, hatte es mir nun einmal angethan, wovon Professor Brieger in Leipzig zu sagen weiß. Hier in Venedig saß ich in Bessarions Bibliothek. Er schenkte sie der Republik.

In Florenz war er Mitte eines gelehrten Kreises geworden. Reich und gesellig — machte er mit Poggio, Lorenz Valla und anderen der platonischen Philosophie und griechischen Sprache eine Gasse in Italien. Er konnte aus eigenen Mitteln eine Trireme rüsten. Und er konnte eine Bibliothek sammeln, die einzig in ihrer Art war, „das früheste Muster einer öffentlichen Bibliothek in Europa".

Ich nehme Einblick, denn sie umgibt mich. Der Kardinal selbst hatte viele Abschriften genommen und nehmen lassen. Die Namen seiner Schreiber finden wir noch in einer Handschrift. Er habe immer gespart — sagt ein Brief vom Juni 1468 — von seiner Jugend an, um Bücher für die Heranbildung der Jugend zu sammeln. Dann preist er die Macht der Wissenschaften. „Und da die Griechen — fährt er fort — zuerst in Venedig landen, so sollen sie hier ein zweites Byzanz finden." Und so schenke er seine Bibliothek dorthin, wo er so freundliche Aufnahme gefunden.

Petrus Maurocenus überbringt dies Schreiben mit dem Verzeichnis der Bücher von Rom aus der Republik.

Diese antwortet. Sie dankt und verspricht, die Bibliothek „im schönsten und edelsten Raum“ aufzustellen. Und als der Kardinal, vom Papst gesendet, sich Venedig nun nähert, fahren ihm die Nobili, fährt ihm der Senat auf dem Bucentaur entgegen. Und man trägt seinen Namen in das Album der Patrizier.

Hier die Leiden des liebenswürdigen Lorenzo, Mitglieds einer alten gräflichen Familie der Stadt. Denn dies Versprechen hat der Senat nicht gehalten, den „edelsten Raum“ hat er der Bibliothek nicht eingeräumt. Der gegenwärtige ist allerdings enge und dunkel.

Und doch war die Stadt die reichste Europas. Sie war's noch um 1500. Sie hatte den Schlüssel der großen morgenländischen Linie in der Hand. Sie war Knotenpunkt internationalen Verkehrs. Die Stadt mit ihren marmornen Palästen, an bewegten Kanälen, mit siebzig prächtigen Kirchen, führte auf ihren Galeazzen ungarisches Kupfer, italienischen Alaun, deutschen Stahl, Venediger Tücher, Spiegel und Gläser nach Alexandria. Hierher oder nach Kairo brachten die Karawanen von Mekka die Gewürze der Molukken, Seide aus Bengalen, Zimt aus Ceylon, Edelsteine und Farbehölzer aus dem Innern von Dekan. Alles schwamm zu den Hallen und Gewölben des Rialto. Und vom Rialto gingen wieder westwärts Metalle und Wachskerzen für Spanien. Schleier für Timbuktu gingen über Oran und Tunis. Venedigs Fahrzeuge luden Getreide in Malaga, Wolle in England. Sie landeten in Flandern und Dänemark für Rückfrachten. Dreitausend Schiffe in den Händen

Privater vermittelten neben den öffentlichen Galeazzen den außerordentlichen Verkehr. Da — riefen die Osmanen ihr Halt.

Doch ich irre ja ab. Ich befinde mich auf der Bibliothek. Ich blicke in das auf Befehl des Senats gedruckte Verzeichnis der griechischen Handschriften. Es zeigt uns Bessarions Bild unter dem Venetianischen Löwen. Das Bild des Kardinals fand ich aber auch in seiner 1777 in Rom erschienenen lateinischen Lebensbeschreibung. Man sieht es auch an der Wand des Saals der Bibliothek, in welchem die vom Dogen Dandolo schon um 950 etwa hergeführten griechischen Handschriften liegen, zum Teil in prachtvollen byzantinischen Einbänden. So glänzt Cod. XVII. fol. maj. membr. saec. X. Da sieht man im Bild Kaiser Basilios II. Ein Engel setzt ihm die Krone von Perlen auf. Ein anderer reicht ihm die Lanze. Oben der Erlöser, zu Füßen des Kaisers kauern unterworfene Feinde.

Hierher muß gehen, wer für byzantinische Kunst in Miniaturen wie Büchereinbänden ein Auge hat.

Schöner Abend am Lido. Das Meer im Mondenglanz. Vorher den Dogenpalast durchgangen. Er übersteigt an Großartigkeit weit die Erwartung. Ein großer aus gewissen Gründen fesselnder Christophorus! Ob aber von Tizian? Von ihm soll ja alles hier sein.

Mit Reichsrat Haßler aus Augsburg, der in Berlin dem Zentralverband deutscher Industrieller vorsteht, und mit dessen Familie Gang durch entlegene Kirchen und Stadtteile.

## Im Hochgebirg.

Durch dunklen Tann schießt schäumend der Wildbach herab. So tosend kann's nur im Hochgebirg sein. Da stehe ich. Wohin aber nun? Endlich, endlich ein Dach. Da müssen Menschen sein. Es ist ein uraltes Gebirgshaus. In Fichten halb vergraben, lehnt es an der hohen Wand, hoch über dem Thal. — Es hatten mich die Freunde zu Wagen begleitet. Nun waren sie zurückgeblieben und ich war allein im Wald. Da war dies Haus eine sehr zeitgemäße Erscheinung. Denn ich hatte mich wagehalsig und komplett verirrt im Aufstieg.

Ich trat in die große dunkle Küche. Die Großmutter saß am Herd, auf dem das Tannholz glomm. Sie schaute verwundert auf. Es kamen nicht viele Menschen in diese Bergöde.

„Mutter — sagte ich, — ich habe mich verirrt im Wald, und muß einen Führer zum Jocher-Bauer haben. Also?"

„Da gibt's halt nur den Bastian!" sagte sie, und besann sich wieder, rührte sich aber nicht vom Schemel, und warf Holz auf die Kohlen und Scheite. „Da gibt's halt nur den Bastian" — wiederholte sie.

„Gut, Mutter — sagte ich — aber Zeit hab' ich nicht, also den Bastian her!"

Einer von den Holzknechten, die hier oben im Gebirg schafften, stund auf, den Bastian zu suchen.

Er suchte. Derweile trat ich zu den zweien anderen, die im Stüblein da vornen beim Wein saßen. Hätten sie, dachte ich, nur einen Funken von Naturpoesie in sich, so müßten sie ja ganz hingerissen sein, wenn sie von hier durch das kleine Fenster hindurch nur einmal in das tiefe, blaue Thal hinunter schauen wollten.

Denn dort unten in blauer Tiefe zog sich das silberne Band der Etsch. Von den Bergwänden genüber glitten wie feine leuchtende Fäden die Wasser in Stürzen zu Thal. Da türmen Berg an Berg sich die hohen Hörner und Spitzen, mit Schluchten voll Schnee. Und unten die kleinen Ortschaften im Etschthal zerstreut und die Kirchen und die kleinen weißen Wallfahrts-Kapellen so verschwindend in blauduftiger Tiefe. Und dort die Alpen vom Passeier-Thal. Da denkt man des treuen Andreas Hofer. Aber auch alter Zeiten. Und mir stiegen wie im Traumgesicht die Gestalten der Urzeit wie aus dämmernder Tiefe entgegen.

Der Bischof Corbinian von Freising lag auf seinem Sterbebett. Da befahl er, man solle seinen Leib nach Maja bringen. Denn in der Kirche des heiligen Valentin daselbst wolle er beerdigt sein. Dann starb er. Da trugen die Bojuwaren den Leichnam über den Brenner, und dann das Passeier-Thal an der Passer herab. Und nun standen sie vor den Thoren von Maja. Das Thor

war geschlossen. Die Longobarden fürchteten Tücke. Da kam ein Bote von ihrem Herrn, dem König Luitprand, und befahl, das Thor zu öffnen. Und der Leib des Bischofs hielt seinen Einzug. Es war im Anfang des achten Jahrhunderts. Dies Maja aber lag dort im Thal von Meran.

Und dann kam die Zeit, da die Goten hier abwärts zogen und dann der Heerbann der deutschen Kaiser. Denn über den Brenner ging erst später der Weg. Ja, diese mächtigen Felsen dort unten, an welche schäumend die Etsch schlägt, haben manchen Heerhaufen gesehen, der über die Alpen nach Welschland zog. Da ritten vorn die ritterbürtigen Herren auf ihren Rossen im Seidenkleid und Ringelpanzer. Am Wehrgehäng das breite, zweischneidige Schwert in der Scheide aus Metall oder Holz mit Borten umzogen. Und wenn's heißer Tag ist, hängt daran der Eisenhelm mit seiner Zier. Die starken langmähnigen Gäule, umhangen mit flatternden Decken, bunt von eingestickten Wappenbildern, wiehern durchs Thal, oder lassen die Köpfe hängen im Sonnenbrand. Lustig flattern über ihnen im Wind die geschlitzten Enden der wappengeschmückten Wimpel an den Eschenlanzen ihrer Herren. Dann folgen die Knechte in Haufen, mit der Lanze bewehrt oder mit Armbrust und Schleuder. Es klirren die Streitäxte, und die eisernen Kugeln der Kriegsflegel. Da zieht der Troß heran, Karren mit Zeltstangen und Schaufeln und das Gelichter der Weiber aller Art unter den Linnen, mit denen die Wagen überspannt sind, oder nebenher schreitend. Das brandet

dann durch die Tridentiner Alpen. Es rinnt durchs Felsthal wie die schäumende Etsch und zieht dumpf brausend wie sie nach der lombardischen Ebene.

Das war vor langen, langen Jahren. Aber hinweg mit den Träumen. Gehen wir in die Gegenwart.

Da liegt ja tief unten zur Rechten, wo das Thal sich weitet, das neue Maya, das blühende Meran tief unten in blauen Dämmern. Da weitet sich's von der Burg Tirol bis zur Burg Labers hinab. Und dazwischen sieht man, ist das Auge scharf, Burg Planta, das Dornröschenschloß und den alten Sitz Zeckolf mit seinem Longobarden-Turm. Da wohnte Dr. Lotze, der über „Germanische Burgtürme im deutschen Süd-Tirol" geschrieben hat. Und dicht daneben hätte man ebenso deutlich Villa Platzer sehen müssen, wo mein lieber Gastfreund, Professor Fick, Hof hält. Er arbeitet im Anblick der hohen Alpenwelt, die ihn umgibt, am Homer. Denn mit der vierten Auflage seines Wörterbuchs der indogermanischen Sprachen ist er nun fertig. — Welch ein Genuß ist in seinem gastlichen Hause sein Homer-Vortrag! Ich war sein einziger Student. Welch ein Genuß auch seine Erörterungen über Mykenä, Tiryns und die Hethiter! War ich sein einziger Student, so war meine Aufmerksamkeit doch die eines stattlichen Auditoriums. — Und dort, mehr die Etsch hinauf, die Wiese, wo man das Volksschauspiel Andreas Hofer gab. Das war ein Spiel! Die hohen Alpen schauen auf die Bühne herab — und nie habe ich mehr Taschentücher an den Augen und mehr Thränen gesehn, als da nun der treue Hofer

gefesselt dahingeführt ward. — Ja die hohen Herrn oben machen die Kriege, wieviele treue Herzen aber brechen unten. — — —

— — So sinnend schaute ich ins blaue tiefe Land hinab.

Nein, von Naturpoesie und Archäologie hatten sie wirklich nicht eine Spur in den Köpfen, diese braven Holzknechte, zu denen ich mich langsam umwandte. Die breiten schwieligen Fäuste lagen auf dem Tisch, und die Augen blickten gutmütig verwundert aus den wetterbraunen Gesichtern. —

Da aber war der Bastian wirklich gekommen.

„Der soll mein Führer sein?“ rufe ich verwundert.

„Ja, er ist halt jung, erst zehn Jahr, aber schauen's den Jungen nur an. Der kennt jeden Schritt hier im Gebirg.“

„Gut, sage ich, also vorwärts!“

Die Großmutter holt den Kamm und kämmt dem Enkelkind das Haar fein glatt und aus der Stirn. Dann bindet sie ihm eine schöne, blaue Schürze vor. Sie reichte ihm fast bis zu den Füßen hinab. Dann setzt sich Bastian auf den Boden am Herd, und bindet sich die Riemen fest an den dicken Nägelschuhen. Und nun ist er parat, und wir sind fertig.

Die Holzknechte schauen vergnüglich drein, daß Bastian Herrenführer wird. Und die Großmutter blickt stolz auf den Jungen. Und nun: Grüß Gott! — Grüß Gott! Und wir sind draußen, und stehen zugleich im Wald und an steiler Halde.

Noch einmal also wie in der Jugendzeit tief hinein in die stille, grüne Waldwildnis! Das war der Plan. Und wir standen einsam zwischen den Tannen im Felsgeröll.

Eine Totenstille! Keine Vogelstimme ringsum. Dies lustige Gesindel hält sich, scheint's, nicht in dieser Höhe. Der Wald ist zu ernst dazu. Die alten Stämme stehen im Steingeschiebe eingezwängt. Jeder von ihnen ringt um den spärlichen Raum auf Tod und Leben. Darum sehen sie so alt und ernst aus. Tief herab hängen von oben aus dem Gezweig der alten Baumriesen die grauen Moose wie lange Bärte, mit denen sich die alten Recken zu den grauen Steinplatten neigen, und es ist ein Wunder, daß diese Bärte nicht durch die Steintische hindurchwachsen. Wenn dies geschähe, so würden ja die Raben kommen, und die verzauberten Schläfer wachen auf. Denn ein neuer Weltentag bricht herein. — Und unten brechen die braunen Wurzeln ins Gestein und seine Spalten und umspannen mit knorrigem Geflecht den moosigen Felsblock, der die gelben Schwämme und Pilze trägt, so viel ihrer neben Moos und braunen Tannennadeln Raum haben. Es ist eine ernste Welt hier oben. Für lustiges Vogelvolk ist's keine Statt.

Wohl aber noch einmal für einen Alten. Und so steigen denn die Achtzig — denn der Siebziger und dazu die Zehn von Bastian macht zusammen achtzig — so steigen sie denn scharf aufwärts in dieser wilden, wunderbaren, verzauberten Welt.

Der Junge wie eine Wildkatze immer voran durchs

Steingeröll. An gebahnten Weg oder wenigstens einen Wildpfad kein Gedanke. Auch nicht einmal Wasserrunsen mit dem kleinen Steingeschrot, auf welches der Fuß leichter tritt. Nein, fein geduldig einfach aufwärts von Block zu Block gestiegen. Und kommt eine Mulde, weich von dürrem Reisig, oder von grauem Moos oder Tannennadeln, so ist dies als eine Extravergütung anzusehen. Also steil in die Höhe.

„Halt, Sebastian!" ruft der Hintermann, dem's als Mensch des Flachlands unbegreiflich ist, aber doch auch wieder so schön ist, daß Wildnis und Klettern noch nicht zu Ende sind. — Dann kurze Ruhe, — ein paarmal tief Odem geholt, und dann: „Vorwärts, Bastian!"

Eine volle Stunde ohne Weg und Steg aufwärts, immer fort, immer fort.

Aber nun wird der Wald heller. Die Bäume sind immer älter geworden. Die Gipfel sind kahle Zacken und stehen dürr. Was von Gezweig dann folgt, ist greisenhaft bleich, denn es sind nicht Nadeln, es ist nicht Rinde mehr da, es sind nackte Arme, jammernd in die Weite gestreckt. Und sie ringen so mit Stürmen und Nebeln. So stehen die alten Stämme denn auch immer vereinzelter und hilfloser. Sie wurzeln im Gestein und nun auch im Moorgrund. Wo sich das Gebirg sanfter abdacht, dort stehen, halb unter braunen Gräsern und Moosen versteckt, dunkle Wasserlachen. Nun nehmen die Stämme auch rasch an Umfang ab. Sie sind nur noch Gerippe von Bäumen. Denn in breiten Fladen sind die alten Rinden welk von den

Stämmen gefallen. Dafür sorgt auch der braune Fichtenkäfer. Und seine Larven sieht man überall am grauen Splint. Welch eine Einöde!

„Bastian, kannst Du den heiligen Glauben beten?"

Und er nimmt keine Mütze ab, weil er keine hat. Aber er faltet die Hände und betet andächtig den heiligen Glauben. Und ich bete barhaupt mit ihm den heiligen Glauben zu Gott Vater, Sohn und heiligem Geist. So beten wir denn oben in der Wildnis, weit oben über aller Menschen Köpfen. So sind der Evangelische und der Katholische denn zusammen in der einen heiligen christlichen Kirche, in dem einen heiligen apostolischen Glauben.

Nun aber sind wir auf der Höhe. Nun ein Blick in den Pintschgau hinein. Bald kommen die Matten. Zur Linken lassen wir den kleinen schwarzen See. Jetzt kurz bergan, und wir sind auf der Alm. Wir lassen die niedrigen Sennhütten. Die bleichen Schindeldächer sind mit Steinen wie für die Ewigkeit belastet, gegen die Stürme. Der Senn arbeitet draußen. Er macht alles für die „Kalble" zurecht, die nun aus dem Thal herauf hier oben Einzug halten sollen. Denn es ist Maienzeit. Jetzt noch ein Aufsteig, und vor uns liegt das Hochjoch. Und jetzt stehen wir auf der allerletzten Höhe.

Welch ein Anblick! Grad vor uns ein Kogel. Dahinter Joch an Joch, ein hoher Zug bis zum Monte Cevedale. Aber das erste Joch verdeckt's uns. Zur Rechten aber ist der Blick auf den Örtler frei. Wolken

und Nebelgehänge lassen uns nur seinen mächtigen Fuß sehen. Aber davor deutlich sichtbar das Martellerjoch und die schneeblinkenden Ferner des Laaser- und Martellerthals. Eine Welt von Schneeglanz und Ferneduft. Und nun wenden wir uns zur Linken nach Süden. Da breiten sich die Tridentiner Alpen aus. Da schimmert in Weiße der mächtige Schlern. Da der Ganghofel und der Rosengarten und die Dolomiten weithin.

Der HErr ist groß, der Allerhöchste, Ihm die Ehre. — —

Bastian hält in des Senn Hütte eine großmächtige Schale Milch. Er hält sie mit Verständnis und beiden Händen an den Mund. Und nun geht's in die Tiefe zurück.

Lebewohl, mein lieber Bastian. Dir müßte ich noch etwas von Haus aus schicken, wenn Du nur erreichbar wärest! Aber er ging seelenvergnügt von dannen, und ich fand die Freunde, die schon etwas besorgt waren. — Und es ging an Abgründen hin zur Etsch hinab.

## Nach St. Gallen.

Wenn man in der halben Höhe der Zimmerwand eine wagerechte Reihe Stahlfedern in die Tapeten schlüge, und legte einen Strohhalm darüber, und ließe auf demselben etwas rollen, so hätte man's etwa. Nämlich ein Bild der Voralberger Gebirgsbahn.

Das geht so schwindelhaft hindurch, oben blau, wenn man an den Felswänden hinauf zum Himmel, unten blau, wenn man unter sich in die ferne Tiefe sieht. So geht's mit Schnellzug Konstantinopel—Paris.

Rechts und links Felshörner, kühn wie Dolomite aufragend, verwittert wie alte Burgtürme, und in Schroffen steil abfallend. Sie starren in Rissen und Spalten. Lange Geröllrinnen drängen sich zwischen ihnen hervor. Sie senken sich bleich in kaminartigen Schluchten in immer breiterem Gerinn herab. Sie sammeln sich. Sie werden zu Schutthalden, und diese legen sich wie Gletscher in flache Mulden. In ihren Tiefen hinter Gezack schimmert Schnee. Aber es sind nicht nur Felskegel wie halb verfallene Burgtürme, die senkrecht in die Luft ragen. Nein, sie stellen ganze mittelalterliche Städte

dar, die wie mit verwitterten Mauern, im wilden Gezack das Hochgebirg krönen und auf die Abstürze und Schuttmoränen zu ihren Füßen niederschauen.

Und auf die Matten und den spärlichen Bannwald von Arven und Bergahorn und grünem Tann. Und auf die Weiden mit den kleinen, kleinen schindelgedeckten Häusern. Und auf den Gletscherbach, der tief, tief unten aus dem Rebenthal braust, von den Ötzthalalpen grüßt und schäumend um die Felsblöcke rauscht.

Wir sind am Bodensee.

Am Bodensee! Das ist die Stätte fast ältester Verkündigung der Botschaft vom Gottessohn an deutsches Volk.

Die Wehmut, mit der das Volk zusah, wenn die alten Götter vor dem Kreuz langsam weichen mußten!

Der Predigermönch dringt ins Waldthal. Über dem Opferstein, von dem das Blut Gefangener rann, ist der Notbau — einer Kapelle errichtet. Die Pferdeköpfe sind in den Waldbach geworfen, der sie unter den Zweigen der Erlen rollt. Vom Gebälk klingt silbern die Glocke ins Revier hinaus. Befremdet horcht das Reh im Gras. Die alten Geister der Landschaft fürchten sich, und schüchternes Volk, welches mit Staunen die fremden Männer sieht, erzählt sich wunderliche Dinge. Die Riesen auf den Klippen oben rufen über das Thal hin einander zu, daß es unheimlich ward in der Gegend, und sei ihres Bleibens nimmer. Der Neck am Weiher weint bitterlich, daß er nicht auch selig werden soll. Am Fluß aber schüttelt der alte Fährmann das Haupt nachdenklich, wenn er erzählt. Denn das sind die

Wichtel, die Unsichtbaren gewesen. Ihre feinen Stimmen haben ihn in der Nacht geweckt. Er ist aufgestanden und hat den Kahn über Kiessand gezogen. Da hat er Getrippel und Getrappel wie unzähliger kleiner Füße gehört, das wollte nicht enden. Aber wenn auch der Mond aus den Wolken trat, er sah dennoch nichts. Er hatte aber gehört, wie sie seufzten, daß sie nun wandern müßten. Der neue Glaube und Klang der geweihten Glocken habe sie vertrieben, nun müßten sie wandern. Aber am andern Morgen fand der Fährmann unzählige kleine Fußstapfen im Ufersand und Goldstücke.

So tritt auch St. Gallus hier als der Verstörer der alten Götterwelt auf.

Er senkt sein Netz in diesen See. Darüber wird's Nacht. Da hört er, nach der alten Legende, den Teufel vom Gipfel des Berges nach seinem Genossen rufen. Der steckt in den Abgründen des See's. Und er schrie aus der Tiefe: „Hier bin ich!" Da schrie von oben der Bergteufel: „Mache dich auf zu meiner Hilfe! Siehe, Fremdlinge sind gekommen, welche mich aus meinem Tempel geworfen haben; komm, komm, hilf uns dieselben aus dem Lande treiben!" — Und der Seeteufel schrie: „Siehe, einer von jenen ist auf dem See, dem werde ich aber niemals schaden können, aber besiegt traure ich. Mit dem Zeichen des Gebets ist er stets umgeben, und niemals vom Schlaf überwältigt." — Als Gallus dieses hörte, schützte er sich allenthalben mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach zu ihnen: „Im Namen Jesu Christi befehle ich euch, weichet aus dieser

Gegend und unterfanget euch nicht, irgend jemand hier zu verletzen!“

Und nun eilte St. Gallus zu seinem Abt. Und dieser, der heilige Columbanus, berief schnell alle Brüder in die Kirche. Und siehe, ehe die Knechte Gottes ihr Gebet erhoben, vernahm man die Stimme des Gespenstes. Ein entsetzliches Geheul und Gebrüll fuhr ringsum donnergleich durch die Höhen der Gebirge, rollte wie ein Sturmwind durch Fels und Wald und hohe Alpen. Die Brüder beteten drinnen, entsetzt zusammengekauert. Aber geschlagen und trauernd flohen draußen die Teufel das Land ihrer alten Heimat. —

Station St. Gallen! Rasch in’s Gasthaus. Dann zum Kloster. Die gute, liebe, fromme Frau die ich nach dem Wege frage, geht gerade in derselben Richtung und nimmt mich mit. Zuerst führt sie in die Klosterkirche, und dann steckt sie sich hinter die Köchin. Und diese tritt als große Vermittlerin und Beschützerin der Wissenschaften auf. Sie bewirkt, und es war wirklich schon recht spät, daß der liebenswürdige Bibliothekar, den sie sucht, noch empfängt, aufschließt, ja den andern Tag recht früh mich erwarten will. — Alles auf dem Schürzen-Wege.

Das Kloster selbst? Man muß Scheffel’s Ekkehard nicht gelesen haben, um sich nicht bitter enttäuscht zu fühlen. Am großen weitläuftigen Bau — alles längst neu. Und die Bibliothek eleganteſter Einrichtung.

Aber hier freilich, welche Schätze! Da ist das liber benedictionum. Wir blicken da ins klösterliche Leben des elften Jahrhunderts. Wir sehen den Mönchen auch

auf den Tisch. Braten von Auerochs, Biber, Wisent und Steinbock sind aufgetragen. — Da sehen wir den „goldnen Psalter" und die Einbanddeckel des „langen Evangelienbuchs" und was Abt Tutilo in die Elfenbeintafeln geschnitzt und wie der alte Folchard die Klosterschule gemalt. — Selbstverständlich ist der schöne neue Katalog durchsucht. Dann ins Archiv. Bei seiner Arbeit stört man Dr. Henne am Rhyn, der das alles in seiner Kulturgeschichte beschrieben hat, auch den Grundriß des alten Klosters abdrucken ließ.

Schwerlich werde ich jemals auch der schönen Stunden vergessen, welche hoch über der Stadt im Anblick des herrlichen leuchtenden Sentis verlebt wurden. Denn wir redeten von den wunderbaren Führungen Gottes, die einem jeden von uns immer deutlicher geworden waren. Denn sein Name heißt: Wunderbar. Es war als ob wir, die Redenden, alte Bekannte seien. Doch nun zurück.

Kaiser Konrad II. feierte mit seiner Gemahlin das Osterfest zu Ingelheim. Es war im Jahr 1025. Ein Mönch von St. Gallen las die Messe. Jetzt erhob er zur Intonation der Sequenz die Hand. Da erkannten drei Bischöfe, die neben dem Kaiser saßen, in dem Mönche ihren früheren Lehrer. Mit Zustimmung des Kaisers schritten sie zum Altar, neigten sich vor dem Mönch und assistierten ihm.

Hiermit zeichnet und beschreibt Ekkehard am besten die hohe Bedeutung des alten St. Gallen.

Fahrt nach Zürich wie durch einen Garten. Im Gasthaus die Treppe hinauf. „Gott sei Dank!“ ruft's hinter mir. Unser Pastor W. tritt aus dem Zimmer. Er hatte mich für Predigt angemeldet und ins Blatt gesetzt. Nun war er ja aus aller Not. Beim Verfasser der „Christlichen Lehre in Beispielen“, beim lieben Pfarrer Pestalozzi am Großmünster sind wir zu Tisch geladen. — Da sitzen wir denn im alten Pfarrhaus Zwingli's zur Tafelrunde! Pestalozzi und seine Hausfrau, Pestalozzi's Bruder und der liebe Direktor Bachofener; drei Reformierte und zwei Lutheraner! Das ist eine „Union“, die mir höchlich gefällt. Wir ließen sie auch hoch leben. Jeder bleibe, wenn er will, in Gottes Namen in seinem Haus. Aber über Zaun und Hecke und die Gasse hinüber grüße man sich und schüttele einander die Hand. So machten wir's. Und so soll's auch bleiben.

In Karlsruhe neben dem lieben alten Herrn von Barsewisch auf seinem Balkon.

In Heidelberg auch zum alten Schloß. Und dann mit dem lieben Kammerdirektor Kraus zu seinem Bruder dem Pastor, meinem Gefährten in Schottland, nach Rothenberg hinauf, und dann den Rhein hinab.

Und nun wieder daheim, und die Arbeit eines ehrlichen Allg. Reise-Hilfs- und Notstands-Predigers wieder aufgenommen.

## Pempelfort und Giebichenstein.

Von meinem ruhigen Schreibtisch aufblickend, sehe ich an der gegenüberliegenden Wand unter anderen: St. Sebald's Grabmal, und den Eingang zum Dogenpalast, aber auch die Bilder meines lieben Oheims, des Klausthaler Generalsuperintendenten und des Bischofs Martensen. Und — ich muß über mich selbst lächeln: Liebhabereien, literarische, ganz genau wie diese beiden! Jener hatte neben dem Claus Harms den ganzen Goethe und Hebel im Kopf. Dieser schrieb neben seiner Dogmatik in seiner Lebensbeschreibung weitläufig über Lenau. Dies soll mich beim Leser entschuldigen, wenn ich jetzt über Litteraturgrößen an Rhein und Saale schreibe. Sie sind mir so nahe gerückt.

Von meiner Wohnung aus gehe ich einige hundert Schritte nur, und bin in Pempelfort. Ich trete dann in den „Saal der Ulmen", und gedenke alter Zeiten.

Wie war's hier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts? Wir saßen traulich diesmal mit Freund v. Rh. hier. Die Gedanken gingen rückwärts.

Dort zur Linken steht noch das kleine, gelbe Jacobische Haus. In seinem Garten dahinter ging damals der alte Herr spazieren. Er hat längst die Siebzig hinter sich und leidet an epileptischen Zufällen. Darum geht er in Begleitung seines Hüters umher. Seine Tochter Lotte führt ihm den Haushalt. Jenes Haus mit Garten aber hat er seinem Sohn, dem Hofkammerrat Friedrich Heinrich Jacobi abgetreten. Dieser, der Rat, lebt mit seiner andern gleichfalls unverheirateten Schwester Helene zusammen. Seinen Hausstand bilden zwei Bediente, ein Kutscher, ein Gärtner, ein Copist, eine französische Kammerjungfer, ein Stubenmädchen und eine Köchin. Und doch ist's nur ein Haus. Lotte und Lene sind gewöhnlich im vorderen Hause. Denn der Hofkammerrat hatte sich jung mit Betty von Clermont aus Waels verheiratet. Diese war in Frankfurt in enger Verbindung mit Goethe's Schwester Cornelie gewesen. „So war uns denn, schrieb Goethe — ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zu Teil geworden".

Bald auch der Wirklichkeit nach. So im Juli 1774.

Der fromme Jung Stilling, fünfmal Schneider und nun Arzt in Elberfeld, hatte die Brüder Jacobi dorthin eingeladen um Lavater zu sehen, der dort eingekehrt war. Da hatten die drei, denn außer dem Dichter Heinse war Georg Jacobi, der Dichter und Kanonikus von Halberstadt, als Gast in Pempelfort — Pferde genommen, und waren hinüber geritten. Auch die Frau Hofkammerrat ist abwesend. Sie weilt in

Waels. Lotte und Lene sind allein. Da — tritt plötzlich Goethe ins Haus in Sturm, Drang und jugendlicher Schönheit. Was thun! Er setzt sich mit Schenk, dem Hauslehrer bei Jacobi, zu Pferd, nachdem er mit demselben im Gasthof zum Prinzen von Oranien zu Mittag gespeist. Sie reiten. Im Zweibrücker Hof zu Elberfeld kehren sie zur Nacht ein.

Hierher wird am andern Morgen, wie nicht nur Wolfgang Müller dies so beschreibt, Doktor Stilling bestellt. Er kommt ahnungslos. Goethe liegt im Bett und stöhnt wie ein Schwerkranker. Nur die Nasenspitze schimmert aus den Kissen. Der Arzt fühlt den Puls.

Seltsam! der Pulsschlag ist völlig regelmäßig.

Der Kranke stöhnt.

Wo sitzt denn das Übel? Damit steht der Arzt fragend und ratlos.

Da springt der kerngesunde Goethe aus dem Bett. Kennst du mich noch Jung? Und damit fällt er dem alten Straßburger Freund um den Hals.

Und nun waren sie zu Tisch bei den Brüdern Vollrath, wo Lavater und die Brüder Jacobi wohnten. Auch Hasenkamp und Collenbusch sind geladen. Abends reisen die fünf nach Pempelfort zurück. Goethe bleibt noch. Auch Frau Betty trifft aus Vaels ein. Es waren schöne Tage. Die Brüder begleiten dann Goethe bis Köln. Von hier fährt er mit dem Marktschiff nach Frankfurt zurück.

In der Stadt, Marktstraße 11 wo das Geschäft, war Jacobi sorgsamer Arbeiter. Kam er heraus in

seinen Sommersitz, kam er nach Pempelfort, so hatte er die litterarischen Größen Deutschlands gelegentlich um sich. Da waren nacheinander oder nebeneinander Goethe, Lessing, Herder, Wieland, Gleim, Claudius. Dazu kamen Georg Schlosser, Johannes Müller, Dohm, die Fürstin Gallitzin, Hamann, Hemsterhuis, Leopold von Stolberg, Graf von Goltstein, Fürstenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Forster. Sie kehrten im Haus ein, und wandelten mit Jacobi unter seinen Ulmen. — Da schritten sie hin die alten Herren in Perücke oder mit etwas Zopf und Puder, und den Frack mit steifem Kragen. Da schritten sie in seidenen Strümpfen mit Schnallenschuhen, ein Bild des alten Jahrhunderts.

Religiös überragte der Hausherr die meisten. Das große Verdienst wird ihm immer bleiben, daß er — wie Zirngiebl gut sich ausdrückt — „gegen eine allmächtig sein wollende Wissenschaft“ den richtigen Satz vertrat, „daß die Person ihre Ruhe und Sicherheit nur wieder in einer Person finde, daß Wissen und Leben des Menschen nur in der Persönlichkeit Gottes, in Freiheit und Unsterblichkeit befriedigt werden.“ Damit trat Jacobi fest, wie gegen Spinoza und Lessing, so gegen Fichte und den damaligen Schelling auf.

Aber es gab einen, der religiös auch Jacobi überragte. Und dieser trat nun in die Szene.

Anfangs auch Kaufmann wie Jacobi, hatte er in London seine Umkehr zum lebendigen Gott angetreten.

„Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes, ich las meinen eigenen

Lebenslauf, und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. Vor allem anderen fand ich in den Büchern Moses eine seltene Entdeckung, daß die Israeliten, so ein ungeschlacht Volk sie uns vorkommen, in einigen Fällen nichts als dasjenige von Gott ersuchten, was Gott willens war für sie zu thun, daß sie eben so lebhaft ihren Ungehorsam als je ein reuender Sünder erkannten, und ihre Buße doch gleichwohl eben so geschwinde vergaßen, in der Angst derselben aber um nichts als einen Erlöser, einen Fürsprecher, einen Mittler anriefen, ohne den sie unmöglich Gott weder recht fürchten, noch recht lieben konnten. Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März des Abends das 5. Kapitel des 5. Buch Moses, verfiel ich in ein tiefes Nachdenken, dachte an das Übel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgethan, um das Blut Deines Bruders zu empfangen. — — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern, als die Stimme des Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbiges beizeiten nicht hörte, und fortführe, mein Ohr gegen selbiges zu verstopfen; — — daß eben dies Kain unstätig und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen, und ich konnte es nicht länger — — ich konnte es nicht länger meinem Gott verbergen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war. Der

Geist Gottes fuhr fort ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugnis und seine Rührung angewandt hatte, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohlthat des Glaubens an unsern gnädigen, und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren. Ich fuhr unter Seufzern, die vor Gott vertreten wurden durch einen Ausleger, der ihm teuer und wert ist, in Lesung des göttlichen Wortes fort, und genoß eben des Beistandes, unter dem dasselbe geschrieben worden.“ So schrieb er damals in sein Tagebuch.

In die nackte Aufklärung und mitten unter die litterarischen Größen der Zeit hatte dieser Hamann, der Packhofverwalter in Königsberg, sein „Golgatha und Scheblimini“ geworfen. Einsam hatte er Luther als „deutschen Elias“ gepriesen. Er hatte gerufen: „Lebt denn kein Mönch mehr, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, zu kämpfen mit den schönen und starken Geistern unter dem Himmel, die sich ihres gesalbten Namens schämen?“ Seine Autorschaft ging „auf den großen König, auf seine Schicksale an der Schädelstätte und auf den Namen, den ihm Gott über alle Namen gegeben, vor dem alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.“

Mit Hamann nun war Jacobi in Verbindung getreten.

Es war im Sommer 1784, daß er auch seine Schrift „Golgatha und Scheblimini“ in Bad Hofgeismar in der Hand der Fürstin Gallitzin fand. Bald schrieb

er wieder an Hamann. Dieser sandte ihm sein Bild. Und am 12. August 1787 kam er abends selbst aus Münster und dem Kreise der Fürstin in Pempelfort an. Er hatte auch Lindner und seinen ältesten Sohn mitgebracht. Zwei Tage darauf schrieb er nach Königsberg: „Die zärtliche Sorgfalt meines Jonathan und seiner ihm ähnlichen Schwestern übertrifft alles.“ — „Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mitte ich lebe,“ setzt er hinzu. Er fühlte sich wohl, trank Pyrmonter Brunnen und freute sich des Jacobi'schen Gartens. Er „besteht — erzählt er — aus vier Partien, einem großen grünen Platze, der mit Orangen- und Myrtenbäumen umsetzt ist; darauf kommt ein Salon von Ulmen; hierauf ein schönes Boskett voll exotischer Gewächse, worin ein großer Teich, wo der Geh. Rat alle Mittage die Karpfen selbst füttert, so wie seine schönen Tauben. Nach dem Teiche kommt ein Bach, und hinter demselben noch eine Anhöhe voller Blumenstöcke und fremder, seltener Bäume und Gesträuche. Zur Seite steht das Gewächshaus, wo der Gärtner wohnt.“

Zu seinem 38. Geburtstag überraschten die beiden Tanten Hamann mit einem Schlafpelz. Anfang August machte man eine Ausfahrt nach Schloß Benrath. Seine Briefe überschreibt Hamann: Elysium — Pempelfort den u. s. w. So am 1. September an Herder, während auch Jacobi die Freude an seinem Gast ausspricht. Am 5. September schreibt er seinem Bruder Johann Georg: „Mit meiner Gesundheit geht es eine Zeit sehr viel besser,

und ich muß sagen, daß ich dieses Hamann zu danken habe, dessen Umgang — mich erheiterte. Der Genuß, den ich an ihm habe, ist unbeschreiblich. Es ist wunderbar, in welchem hohen Grade er fast alle Extreme in sich vereinigt. — Die verschiedensten heterogensten Dinge, was nur in seiner Art schön, wahr und ganz ist — genießt er mit gleichem Entzücken."

In Münster hatte es bei Buchholz manchen lustigen Auftritt gegeben. Hier auch. Hamann kam dabei „bei der frohesten Laune so wenig aus dem Geleise, als bei dem feierlichen Ernst, nie verliert er eine gewisse Haltung, die eine Folge der festen und erhabenen Stimmung seiner Seele." So erzählt Jacobi.

Am 14. Oktober kam die Fürstin Gallitzin. Sie brachte Vorschläge mit, Hamann durch einen Aschaffenburger Arzt zu heilen.

Bis Ende Oktober blieb dieser in Pempelfort. Um nicht von Liebe zu sehr verwöhnt zu werden, fand er es nötig, sich „auf einmal und plötzlich loszureißen". Er erzählt: „Ich verschwand mit meinem Sohn aus meines Jonathans Zauberschlosse mit einem polnischen Abschied ohne selbst zu wissen, wie?" Es war am 5. November. Und am 17. schrieb er an Jacobi, warum er seine „Quarantäne zu Elysium" verlassen habe. Er klagt scherzweise die Schwestern an, die ihm zu viel des Guten angethan. Und Jacobi schreibt am Anfang des folgenden Jahrs an die Gräfin R. voll Bewunderung für Hamann.

Am 21. Juni des folgenden Jahres starb dieser im

Hause der Fürstin zu Münster. Und mitten im katholischen Kreise schrieb sie, die Katholikin:

„Alle übrigen Freunde, Fürstenberg nicht ausgenommen, hatten bisher meinen starken Vervollkommnungstrieb als das Liebenswürdigste, ja als etwas bewundrungswürdig Schönes an mir betrachtet. — Hamann aber sah darin Stolz und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen.“ Und am 6. Mai 1889 schrieb sie: „Endlich kam Hamann, und zeigte mir den Himmel wahrer Demut, Ergebenheit und Kindersinn gegen Gott. Dieses begeisterte mich über alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi.“

---

„Nun, mein Freund, lasse uns nach Giebichenstein gehen, und das Haus des Kapellmeisters Reichardt endgültig feststellen.“

So sagte ich im September zu Freund Professor L. in Halle, als ich, zur Generalsynode reisend, bei ihm Rast machte. Denn dieser alpenhaft gelehrte Philolog war dieses Hauses wegen noch keineswegs im Reinen. Er hatte nur Konjekturen. Einmal hatte er mich auch schon in ein verkehrtes geführt — aber dann hatte er eine fliegende Karte geschickt: Jetzt hab' ich's. Und nun, er voran, ich hinterdrein, durch Giebichenstein hindurch in Sonnenglut. Und da gingen wir denn nun ernstlich auf die Suche und fanden es wirklich.

Es war ein schöner Sonntag Nachmittag. Der

Freund ließ einen Tisch mit drei Stühlen in den beschatteten grünen Rasen des Baumhofs setzen. Da saßen wir mit seiner Hausfrau mitten im Grünen, den Rücken dem massiven Hause zugewendet, wo der als Kapellmeister in Berlin einst so hoch geehrte, in Wien, Paris und London gefeierte Künstler seine Ruhe fand. Da saßen wir in dem nun vor uns aufsteigenden Reichardtschen Garten.

Wir saßen und sannen.

Was Pempelfort am Ende des vorigen, das war dieses Giebichenstein am Anfang dieses Jahrhunderts.

Dieses massive Haus hier, vor dem wir sitzen, bewohnte Reichardt seit 1794; er, der Freund und Landsmann Hamanns, der ihm noch von Pempelfort aus schrieb. Und hier kehrten nun Jean Paul, Voß, Fichte, Schelling ein. Die Gebrüder Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Steffens, Karl von Raumer und Karl Binzer fehlten nicht. Goethe und Schleiermacher wurden oft gesehen. Der verfallenen Burg gegenüber im weiten Garten erschollen Goethes Lieder, welche Louise, die älteste Tochter des Hauses, in Musik gesetzt. So finden wir von 1801 an die verschiedensten Geister hier verkehrend. Mehr und mehr herrschte die romantische Empfindungsweise vor. Alle Töchter Reichardts, deren eine Raumer, die andere Steffens nach Breslau heimführte, waren musikalisch. Selbst Kutscher und Bedienten mußten das Waldhorn lernen. Und am Sommerabend und in Mondscheinnächten klangen Gesangeschöre durch den weiten Garten, der hoch den Berg

hinauf sich zur Linken zieht, nach oben dunkelwaldiger Park.

Auch Werner von Haxthausen erschien hier. Als Mitglied des Tugendbundes und Teilnehmer an der Dörnbergischen Bewegung war er 1809 von den Franzosen verfolgt. Jetzt studierte er in Halle Medizin. Er sang Louise Reichardt die westfälischen Lieder vor, und sie sang gelehrig nach.

In diesem weiten Garten war alles, wie Steffens erzählt, ohne jede Ziererei gehalten. Er war eine Freistatt für alle Tiere, für die Nachtigallen nicht mehr, als für die Rebhühner und Hasen. Hier fiel kein Schuß.

Von Fürstlichkeiten erschien Prinz Ludwig Ferdinand; von Kunstliebe gezogen kam die Prinzeß Louise von Dessau, eine schwärmerische Verehrerin des Kapellmeisters, welcher den ersten Band seiner „Musik zu Goethes Werken" dem Meister bereits gewidmet hatte. Ihn erkannte er als den eigentlichen Fürsten. „Deinen unsterblichen Werken — schrieb er, — dank' ich den frühen Aufschwung, deinem nähern Umgange tausend Aufschlüsse und seelenerhebende Eindrücke, die mich als Mensch und Künstler heben, fesseln und mich auf immer beglücken werden."

Nach der Schlacht bei Jena mußte Reichardt fliehen:

Fürchterlich wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

Er hatte in der Schrift: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate" — die

Künste Napoleons kühn aufgedeckt. Er ging nach Kassel, dann nach Wien. Im Juni 1814 starb er hier in seinem Giebichenstein.

Aber sein Garten, in dem wir sitzen, sah noch eine Nachblüte.

Reichardts Schwiegersohn, Professor Karl von Raumer, wohnte hier. Da war denn wieder ein lebhafter Zuzug, den uns Auguste Teschner ebenso lebhaft in ihren Lebensbriefen schildert. Raumer spielte Bachs Fugen. Philipp Wackernagel ging ein und aus. Es war in 1820. Von Kügelgen wurde im Frühling aus Dresden erwartet. Statt seiner kam Maßmann mit der Nachricht seines Todes. Dann kehrte die Kapellmeister Reichardt mit ihrer Tochter Sophie bei ihren Kindern hier ein. Studenten kamen zu Raumers Privatvorlesung über Baco von Verulam heraus. Unter ihnen Biernatzky. Sie blieben dann zu Vorlesung und Gesang auch des Abends. Karl von Binzer kam von Jena herüber, und seine Kompositionen gewährten hohen Genuß. (Bd. I S. 108.)

Im folgenden Jahre kam Gries, der Übersetzer Tassos. Binzer blieb nicht aus, und sang Arien aus Händels Messias. Aus Weimar war Johann Falk gekommen. Aus Hamburg traf Louise Reichardt ein, die dort seit 1814 lebte, Gesangunterricht erteilte und Sammlungen von Liedern herausgab. Sie trug die Lieder ihres Vaters und ihre eigenen mit großer Zartheit vor. Die Stimme war höchst anmutig nach Steffens Zeugnis.

Oft fand man sich abends oben auf Goethes Bank ein,

von wo man das silberne Band der Saale und das Land bis zum Petersberg hin überblickte. Da saß man eines Abends, als unten das Posthorn ertönte. Rauch und Schinkel waren, von einem Besuch bei Goethe zurückkehrend, mit Extrapost vorgefahren. Nun kamen sie den Berg herauf. Abends intonierte Binzer: In alten guten Stunden. Und alles fiel ein. — Nach ihnen kam Karl Maria von Weber. Die Studenten kamen heraus, ihm einen Fackelzug zu bringen. Sie sangen Lützows wilde Jagd. —

Soweit dieses Kapitel. — Aber es gehört zur allgemeinen Geschichte. Wer schreibt sie heut, ohne auf die Kultur Rücksicht zu nehmen? Die Völker, die gebildeten wenigstens, liegen in Schichten vor uns. Früher behandelte man nur die oberste derselben, die der Regierenden, und man schrieb Geschichte, als käme es nur auf Kabinettspolitik und Staatsaktionen an. Jetzt aber gilt's, das Ganze des Volkswesens ins Auge zu fassen, und dies nach allen seinen Lebensäußerungen.

— — — So zu Pempelfort also, und so zu Giebichenstein. Alles vergänglich! Aber — wie Eichendorff sagt:

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Thoren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

---

## August von Arnswaldt und Friedrich von Maltzan.

Wie oft ging ich in Hannover diese Straße. Sie hieß „der Schäferdamm". Da stand hinter prächtigen alten Bäumen das Haus des Legationsrats von Arnswaldt. Er war damals schon entschlafen. Aber im ehrwürdigen Hause fand ich die Frau des Hauses, geborne von Haxthausen, mit den Töchtern.

Es ist anderwärts erzählt, daß von Arnswaldt früh in Heidelberg von der romantischen Schule, von Daub und Creuzer, von Tieck, Schlegel, Arnim und Brentano berührt, nach einem Aufenthalt in Rom in Hannover an Petris Seite sich zum frohen Bekenntnis der evangelischen Kirche durchrang, auch über „die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi" im Sakrament schrieb. Hier also nur, jetzt freundlich dazu in Stand gesetzt, zwei Briefe. Also erster Brief (wohl an Elvers):

„Die Liebe, mit der ich mich zu Ihnen seit der Zeit, da ich die Freude hatte in Kassel mit Ihnen zusammenzutreffen — hingezogen fühle, macht mich so kühn, Ihnen einige Bemerkungen über Ihren Aufsatz, den neuen Konfessionsstreit betreffend, mit der herzlichen

Bitte zuzusenden, sie ebenso in Liebe aufnehmen zu wollen. Für die Öffentlichkeit sind sie auf keine Weise bestimmt, sondern bloß für Sie und, was soll ich es leugnen, in der alleinigen Absicht, für den Fall, daß Sie sich einmal wieder über diese Sache öffentlich äußern wollen, dazu beizutragen, daß Sie ein etwas milderes und billigeres Urteil fällen möchten als (ich wenigstens) das ausgesprochene finden kann.

Wird es Sie mißtrauisch gegen das Folgende machen, wenn ich, ein Lutheraner, von vornherein bekenne, daß ich die Festhaltung der Lehre, welche unsere Kirche von der Ihrigen unterscheidet, eben so sehr für wichtig und notwendig halte, als Scheibel, wenn schon zum Teil aus andern Gründen? Ich sage hierüber nicht mehr, denn es ist garnicht meine Absicht, über das Dogma und seine Bedeutung mit Ihnen zu streiten. Sonstige Nebenrücksichten kann ich ja auch wohl nicht haben, fern vom jetzigen Schauplatze des Streites, in einem Lande, wo noch nie von Union die Rede gewesen ist, und unter den Streitenden allein mit Huschke bekannt und befreundet, aber schon seit Jahren außer Korrespondenz mit ihm.

Sie werfen alle Schuld auf den armen Scheibel, mein teurer Freund, und stellen die Union ohne weiteres als etwas in sich Vortreffliches hin. Ich weiß nicht, welchen Eindruck die neue größere Schrift Scheibels auf Sie machen, oder gemacht haben wird. Indessen, mir scheint es, die Thatsachen sprechen laut genug dafür, daß eine so eingeleitete und betriebene Union nicht

lauter Segen und Frieden in Christo bringen konnte. Ist es gerecht, darauf gar keine Rücksicht zu nehmen? Aber die Äußerungen einzelner über die reformierte Kirche als solche, und die Folgerungen einzelner, die ich garnicht verteidigen will, in Beziehung auf das gemeinschaftliche Missionswerk und dergleichen haben sie so ergriffen, daß Sie, verzeihen Sie es mir in Liebe! — nicht ohne Vorurteil geprüft haben, wer denn daran Schuld war. —

Daß Sie die Frage auf die Union stellen, daran thun Sie recht; es ist aus den Thatsachen allzu klar, daß die Agende eine Handhabe für die Union sein sollte. Und wenn nur auch die Majorität der Gläubigen in Deutschland für die Union ist; ist die Majorität unser Gott? Berechtigt ihre Beistimmung zu irgend einem Zwange, da wo der Glaube einer rechtlich bestehenden garantierten Kirchengemeinschaft, und sei es in dem geringsten Punkte, nur irgend in Frage kommen kann?

Sie erinnern an die Parteien in England und ihre innere Gemeinschaft bei äußerer Trennung; aber in der That, Sie hätten das Beispiel nicht nachdrücklicher für sich wählen können. Ja, etwas Ähnliches könnte bei uns auch sein, aber dort will man ja auch eben keine Union machen! Setzen Sie doch einmal den Fall, bei übrigens gleicher Beschaffenheit jener Parteien wäre der König Oberhaupt aller, so wie er es von der bischöflichen Kirche ist, und nun wollte er sie sämtlich in eine Kirche unieren, sei dies nun die bischöfliche oder eine neue, wie die jetzige königlich preußische evangelische

Staatskirche; o — mein teurer Freund! Legen Sie die Hand aufs Herz — und wenn die Form der Union noch zehnmal milder wäre, als jetzt in Preußen — würden nicht die jetzt innerlich so Verbundenen (und wahrlich die Gläubigsten am meisten) noch ganz anders als Scheibel gegen die neue Staatskirche sich erheben? Würde sie ihnen nicht Babylon, die große Hure, im Kleinen sein? Und dort handelt es sich nicht einmal um einen Artikel des Glaubens — sondern nur um Kirchenverfassung, hier, wenn Sie wollen, auch nicht um unmittelbares Aufgeben von Glaubensartikeln, aber doch um eine Unwesentlichkeitserklärung derselben — und um die größte Gefahr für ihre Bewahrung auf Kind und Kindeskind! —

Daß Sie die Größe dieser Gefahr mitfühlen sollen, verlange ich gewiß nicht, nur christliche Unparteilichkeit verlange ich auch von Ihnen und bin im tiefsten Innersten überzeugt, daß diese so entscheidet: Nicht Scheibel trägt die Schuld dieses traurigen Risses, sondern die unbefugten und fleischlichen Unionsmacher tragen sie, denn ich muß es wiederholen, daß die Mehrheit der jetzt Andersgläubigen im ev. Deutschland ihnen beistimmt, kann mich garnicht anfechten. Ja dieser Riß, der wahrscheinlich noch viel größer werden wird, ist zunächst der notwendige Ausdruck des Fluches, welcher an sich damit verbunden ist, wenn man von außen her machen will, was sich nur frei durch Gottes Geist von innen heraus bilden kann und soll. Gottes Geist aber lehrt ja alles. Trauten wir Ihm doch alle zu, daß Er selbst,

wenn wir nur wahrhaft treu auf Ihn hören, uns einst auf die rechte Art völlig, auch äußerlich unieren wird, wie Er innerlich einen Anfang darin gemacht hat. Bis dahin keine äußerliche Union, also keine ohne Einheit in der Lehre, wohl aber Frieden unter einander und brüderliche Handreichung, und alles was zu einer echten ganzen Union hinführen kann. O, wenn man den heiligen Geist doch wollte wirken lassen und Ihm nicht mit Menschenwerk nachhelfen! Ich weiß gewiß, Sie wollen kein evangelisches Papsttum, aber wie, können Sie den Keim davon in der Geschichte nicht sehen? Schon wenn Sie sie ganz äußerlich betrachten. —

Sie, Bürger einer Republik! O mein Freund! lassen doch auch Sie sich nicht durch Konfessionsrücksichten verleiten. — Es ist ja klar: darf man heute zu einem sagen: du mußt der Union beitreten, weil der König oder irgend eine Mehrheit für sie entschieden hat, so darf man morgen mit gleichem Grunde Tausenden die Gemeinschaft mit dem Arianismus aufzwingen. Jeder sollte es sehen, Scheibels Sache ist die Sache der evangelischen Freiheit.

Daß ich Ihnen so schreiben konnte in Erinnerung an das Zusammensein eines Tages — möchte es Ihnen ein Beweis sein, daß ich Sie in jenen wenigen Stunden kennen und lieben lernte! Gott weiß es, ich mache keinen Anspruch darauf, Sie belehren zu wollen — und es thäte mir weh, wenn es Ihnen so erschiene. Doch gewiß, Sie nehmen es auch so, daß ich zu Ihnen sprach, wie jeder Christ zu jedem Christen sprechen darf. —

Der Herr Jesus sei mit Ihrem Geiste, mit Ihrem Wirken für Sein Reich!

Herzlich der Ihrige
A."

Zweiter Brief:

An (wahrscheinlich Ludovika von Haxthausen).

.... „Haben wir denn nun nicht Eine Mutter, und ist nicht der Geist der Wahrheit Einer? — Die Fragen, die so oft zwischen Deinen Zeilen hervorblicken: „Fühlst Du den Schmerz der Trennung nicht? und willst Du keine volle Einheit der Kirche?" scheinen mich fast aufzufordern, über die Betrachtung der Sache im Bezug auf das innere Leben des einzelnen hinaus auf ein allgemeines Feld zu treten. Aber, da es einigermaßen schwer wäre, sich hierbei nicht in kirchengeschichtliche Ansichten zu verlieren, wie sie ein jeder haben, und sich nach seinem Bedürfnis ausbilden kann und darf, wenn er nur keine Glaubenszuversicht dafür in Anspruch nimmt, und nicht meint, sie trügen an sich das allergeringste zu seiner Seligkeit bei — noch dazu, da ich weiß, daß ich bei Dir nicht das mindeste damit erreichen würde, so möchte ich Dir am liebsten einfach antworten: Ich fühle den Schmerz der Trennung, die aus der Sünde ist, auch bei einer, von der Deinigen ganz verschiedenen, Meinung über die inneren Ursachen und über den Träger jener Trennung, wie über den Sitz dieser Sünde, so gut als Du — und ich will und glaube so gut als Du eine wahre, auch eine nicht in dem Nebel einer unsichtbaren Kirche — wie man dieses gewöhnlich versteht, — verschwimmende

Einheit der Kirche. — Laß mich noch soviel hinzusetzen: um sich, und denen die man liebt, einen Balsam zu schaffen, für den Schmerz der Trennung und ihre Heilung vorzubereiten, scheint mir mein Weg viel praktischer als Deiner. — Davon überzeugt mich unter anderm der Friede in meinem Hause, in welchem jeder in seiner Kirche fest steht und den andern ebensowenig in der seinigen irren, als von ihr geirrt sein will. Ach, wenn Deine Ansichten hier Fuß faßten, wie bald wäre der Hader da, oder doch tägliche Quälerei aus lauter Liebe!

Du sprichst von meinen Vorurteilen gegen die katholische Kirche, auch da, wo es sich noch garnicht einmal über meine Urteile über die katholische Kirche handelt, weil diese an sich für meinen Weg zur Seligkeit ganz gleichgültig sind. — Ich bin mir aber bewußt, freilich darin mit wenigen unter meinen Glaubensgenossen übereinstimmend, gar kein anderes Vorurteil gegen die katholische Kirche zu haben, als daß ich mich nicht wider den, mir offenbaren, Willen meines Gottes in sie hineinpressen lassen will. — Was kann es einem andern thun, wenn ich es für mich tröstlich finde, mir zu sagen: Wo die katholische Kirche dem äußeren Worte nach die Wahrheit, die mich in meiner Kirche selig macht, verdammt, da thun dieses doch nur die Gottlosen in ihr wirklich, die Frommen aber verdammen mit denselben Worten nur den Mißbrauch oder die einseitige innere Auffassung meiner Form der Wahrheit, während sie dieselbe Wahrheit in der Form ihrer Kirche haben, als einer auch von Gott gewollten, nur nicht der einzigen von

Gott gewollten Form, aus welcher nur die Gottlosen Gift der Selbst- und Werkgerechtigkeit saugen. — Da ich nun weiß, daß ich die Lehre meiner Kirche ebenso verstehe, wie Luther und alle echten Protestanten, so ist es mir freilich unmöglich, der römisch-katholischen Kirche eine noch höhere Allgemeinheit zuzugestehn, als ich thue, indem ich als das von Gott ihr anvertraute Pfund, welches ihr niemals geraubt werden kann, die repräsentative Darstellung der Einheit der Kirche in der Sichtbarkeit anerkenne und verehre, während das zerrissene und entstellte Bild meiner Kirche, die, wie einst ihr Herr äußerlich keine Gestalt noch Schöne hat, mir zeigt, in welchem Maße ihr dieses Pfund fehlt. Die noch höhere Einheit, die in den Früchten des Geistes unter allen wahren Kindern Gottes auf Erden sichtbar wird, die kann ich freilich also in der römisch-katholischen Kirche nicht als deren ausschließliches Eigentum sehen, so lange sie auch nur ein wahres Kind Gottes äußerlich deshalb von sich ausschließt, weil es die Wahrheit in der protestantischen Form hat. — Vielmehr finde ich das auf Erden erscheinende Zentrum dieser Einheit, die, aus der Ewigkeit geboren, auch wieder in die Ewigkeit hinüberreicht, für jetzt noch in meiner Kirche, die dessen darum, und nur darum fähig ist, weil sie, ohne sich selbst zu leugnen, doch im stande ist, sich selbst im Hinblick auf ihren Herrn zu verleugnen und von sich auszugehen, um die Wahrheit auch in einer andern Form anzuerkennen als in ihrer eignen.

Verstehen wir denn ganz, umspannen wir Gottes

Geheimnis im Geiste und Leib des Menschen? Mir ist es immer gewesen, als müsse das Geheimnis Gottes mit seiner Kirche zu groß sein, als daß ein kleines enges Menschenherz es umspannen und fassen könnte. Hier erkenne ich es stückweise und im Rätsel, dort aber von Angesicht zu Angesicht und wie ich erkannt bin. Das auch, ich bekenne es, hat mich zu der gewöhnlichen katholischen Darstellung nie rechtes Vertrauen fassen lassen, daß mir die Sache nach ihr gar zu leicht begreiflich und annehmlich für den natürlichen unerleuchteten Verstand erschien. — Übrigens wirst Du mir hoffentlich zutrauen, daß ich mir nicht einbilde, mit dem obigen zufälligen und vielleicht thörichten Lallen von hohen Dingen das hochheilige Mysterium auch nur nach einer Seite hin zu erschöpfen. — Aber die große eigne Schwachheit glaubt manchmal solcher Stützen zu bedürfen, und was Gott dem Ahnen ihrer durstigen Sehnsucht kund werden läßt, bleibt doch groß, wenn es auch in das arme Menschenwort gefaßt ganz klein und dürftig erscheinen sollte.“.

Im Jahr 1855 ging August von Arnswaldt heim. Pastor Petri hielt ihm die Grabrede.

---

Auf seinem Mecklenburger Gut zu Rothenmoor saß der edle Freiherr Friedrich von Maltzan.

Hier schrieb er gerade in der Mitte unseres Jahrhunderts seinen „Umriß einer christlichen Weltgeschichte“. Er widmete das von scharfem Blick zeugende Werk dem

edlen König Friedrich Wilhelm IV. Und hier wurden gleichfalls im Jahre 1850 jene Konferenzen eröffnet, zu welchen er einlud, und in welchen die lebendigsten Geister der Kirche sich berühren konnten. Gleich in diesem Jahr eröffnete v. Maltzan sein Haus für vierzig Gäste. Ja, bei der Konferenz von 1855 herbergte und speiste das Haus tagelang ihrer Hundert.

Auf diesen Konferenzen trafen sich die Kahnis, Dieckhoff, Delitzsch, Huschke, Horning, Löhe, Pistorius, Lasius, Wermelskirch, Katenhusen, Philippi, Diedrich, Kellner, Platz, Besser, die Bornscheuer und Lenz aus Holland, die Koch, Wehrenpfennig, Lichtensteiner, Mücke, Benesch aus Österreich-Ungarn. Neben von Thadden erschienen mecklenburgische Edelleute wie der Graf Schlieffen, Hahn, die von Plüskow und Schlieffenberg.

Es ist anderwärts davon geredet. Hier möchte man nur, eben freundlich dazu in stand gesetzt, die Worte im Auszug wiedergeben, welche von Maltzan an die Seinen schrieb und diesen hinterließ.

„Des Herrn Gnade hat mich höhere Jahre erreichen lassen, als keiner meiner bekannten Ahnherrn außer Ritter Berend. Dies verpflichtet mich, zum Heil und Fortbestand meines Geschlechts die Resultate meiner Lebensführung hier zusammenzufassen.

1. Wer sein Seelenheil retten will, wer den verheißenen göttlichen Segen in die entfernten Glieder vererben will, der halte sich treu zum reinen Wort Gottes, näher bezeichnet, der bleibe in der Kirche, wo das Wort Gottes lauter gepredigt und das Sakrament richtig

verwaltet wird. Jegliche Lebenskraft für die Erde wie für den Himmel ziehen wir aus Jesu Christo, dem Sohne Gottes, von dem es heißt im Evangelio: Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, — der uns erschaffen, der dann unser Erlöser geworden, und der dann unser letzter Richter sein wird; denn der Vater hat ihm alles übergeben. Ihr, meine Nachkommen, achtet recht auf die Worte des Evangeliums, die Jesus spricht: Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen. —

2. Habt Ihr den Herrn erkannt, so seid ihm treu, und bekennt ihn wo es gilt. Es gilt aber dort, wo die Furcht, die wir vor Gott haben sollten, mit der Furcht vor Menschen streitet. — Welche Rechenschaft haben wir den Menschen zu geben, wo der ewige Richter unsere Verantwortung fordert, wo es um die Seligkeit sich handelt! Fürchtet Gott mehr, denn die Menschen!

3. Laßt Euch den Spruch gesagt sein: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen. Laßt Euch nicht vom Reichtum verführen und seid treue Haushalter über die Gaben Gottes, so werdet Ihr genug haben.

4. Vergeßt nicht, im Namen Jesu zu beten. Es heißt gewöhnlich: Bittet, so werdet ihr empfangen; doch wir sollen vielmehr Gott danken, denn bitten, so überreich ist ein jeder, der es nur erkennen will. Betet in Not und Freude. Betet im festen Vertrauen, daß der Herr euch geben wird. — Große Gebetserhörungen habe ich erfahren.

Traut meinem Wort, Geliebte und der Segen des Herrn wird nicht von unserm Geschlechte weichen!

Rothenmoor, den 10. August 1857.

Friedrich von Maltzan.

Mögen meine männlichen Nachkommen bei ihrer Konfirmation sich diese Worte abschreiben und bei sich erwägen.

Fr. v. Maltzan."

Im August 1864 ging Friedrich von Maltzan heim. Pastor Pistorius hielt ihm die Grabrede.

## Aus einem deutschen Fürstenhause.

Traurig, aber ruhig in Gott stand die Fürstin Karoline von Reuß, in jenem Eckzimmer ihres Schlosses zu Greiz, welches ihr als Arbeitsgemach diente. Sie stand am Schreibtisch, auf welchem man die Büste des frühverstorbenen Prinzen, ihres Erstgebornen, sah, mit einem frischen Kranz geschmückt. Ihr Blick ging nach dem Bilde des Prinzen, des jetzt regierenden Fürsten, hinüber, und ruhte wehmütig auf dem des verstorbenen Gemahls auf dem kleinen Tisch zwischen den Fenstern. Der Fürst war sitzend dargestellt, ruhend im alten Rittersaal des Schlosses Burgk. — Alle Erinnerungen wurden wach in der hohen Frau, für welche eine ernste Zeit gekommen war.

Es war das Jahr 1866. Sie hatte die Anträge Preußens für einen Separatvertrag trauernd zurückgewiesen, sie hatte als Bundesfürstin sich an Österreich, weil an den Bund, gebunden erachtet. Ihr Sohn, der Prinz, für welche sie als Regentin die Verwaltung des Landes leitete, war auf Reisen und gerade in der Schweiz. Sie hatte allein sich entscheiden müssen —

und die Einquartierung, welche am Wohlstand des Landes zehrte, die Kriegsentschädigungsgelder, welche Land und Hof drückten, das Hohngeschrei der dem Erfolg immer zujubelnden Menge, der wohlfeile Spott des Pöbels in allen Zeitungen: es war nicht leicht zu tragen. Das war der fürstlichen Frau nicht an der Wiege auf dem Schloß zu Homburg gesungen.

Aber sie war eine hessische Fürstentochter. Und in den Landgrafen zu Homburg nicht am wenigsten war die althessische, mutige Treue. Es war jener Fürst Ludwig V. von Darmstadt, welcher auf sein Totenkleid es sticken ließ: Gott und dem Kaiser treu! Diese alte Treue lebte im Stamme fort, und wie sich zeigt, auch in den Frauen des Fürstenhauses. — Die Fürstin-Witwe Karoline von Reuß hatte sie soeben wieder bewährt. Gebeugt im Hinblick auf ihr Land, dessen Last zu erleichtern sie auch ihren Schmuck und ihre Juwelen fröhlich zum Verkauf hatte aus dem Schloß tragen lassen, gebeugt im Hinblick auf den entsetzlichen Krieg, welcher nicht Blut nur, sondern Gift ins deutsche Land warf, tief gebeugt, aber innerlich hoch aufgerichtet zu Gott im Himmel, so hatte sie die Feder zur Seite gelegt, so stand sie da, und so ging sie nun an ihre Geschäfte.

Innerlich hoch aufgerichtet zu Gott, damit ist ihr Wesen gezeichnet. So war sie am Sarge geliebter Kinder, wie an dem ihres Gemahls, des Fürsten Heinrich. Sie konnte es, denn sie war eine innige Christin. „Nur bei einer gründlichen Überzeugung von der gänzlichen

Verdorbenheit des menschlichen Herzens — so hörte man sie in stiller Stunde sagen — beginnt ein gründliches, wahres Gottvertrauen, denn dann baut man allein auf den Herrn und seine Gnade." So baute sich der Glaube aus der Tiefe bei ihr auf. Nun war es ihr ein Ernst, in die Gnade Gottes tief zu blicken. „Wie gern — so schrieb sie einmal von Droyssig aus, wo sie die an den Fürsten Hugo von Waldenburg-Schönburg verheiratete Tochter besuchte — versenke ich mich in die Tiefen der göttlichen Offenbarung durch Johannes, der den Herrn am tiefinnerlichsten verstanden, und dem der Blick geöffnet worden ist in das Wirrsal, das wir nun durchleben und durchkämpfen. Wolle er uns nur auch versiegeln mit seinem heiligen Geiste, wie er den Seinen verheißen hat, wenn es zu schwer werden will, im Glauben zu beharren mitten unter der glaubenslosen Menge, denn ohne ihn können wirs nicht." Sie war durch das Wort eine stille Magd Gottes in großer Demut geworden. Sie gehörte der reformierten Konfession an. Aber sie suchte Halt in tragender Ordnung wie im Sakrament, und trat nach ernstlichster Prüfung förmlich zur lutherischen Kirche über. Nun lehnte sie sich an die Gnadenmittel mit seltener Hingebung. Drei- oder viermal jährlich genoß sie das heilige Nachtmahl; und ihren Seelsorger bat sie, recht streng gegen sie zu sein. Ernst wie mit den Nachtmahlsgängen nahm sie es mit der Sonntagsfeier.

Man sah sie vormittags und nachmittags regelmäßig im Hause Gottes. Es trieb sie dahin. „Mehr verlange

ich nicht außer dem Hause — schrieb sie einmal von Ems aus — als Gottes reines Wort alle Sonntage zu hören.“ Sehr oft hörte ihre Umgebung sie sagen: „Wie ich verlange und mich sehne nach dem Sonntag!“ Das trat am meisten hervor, wenn in Bädern, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen mußte, das Getreibe sie abstieß, und der Kirchgang fehlte. Wie dankbar war sie dann für jede geistlich gerichtete Seele, welche ihr nahe trat, und wie trug sie auch hier das Wohl der ganzen Kirche auf dem Herzen! Die Zeit, welche die Verwaltung von Haus und Land ihr ließ, gehörte dem öffentlichen Wohl und den Armen. Ein Rettungshaus, ein Waisenhaus und andere Anstalten errichtete sie selbst oder gab bedeutende Steuer dazu. Mit dem Frauenverein arbeitete sie für milde Zwecke; für die Predigt in Indien war sie thätig, wie für die Stärkung der Glaubensgenossen in Böhmen und Ungarn, und der Verfolgten im Nassauischen. Die Not der Kranken hatte sie in eigner Krankheit gelernt. Oft schickte sie von der Tafel selbst, an der sie saß, das Fleisch und die kräftige Suppe an die Dürftigen. Der Diener mußte es vom Tisch nehmen und hintragen. Denn beim Anblick des Überflusses stand der demütigen Fürstin sofort der Mangel in den Hütten vor Augen. Aber sie sandte nicht nur, sie ging selbst. Eine andere heilige Elisabeth fühlte sie die Herrlichkeit, als Magd des Herrn dienend, opfernd an die Betten der Armen, aus dem hochgebauten Haus in die niedrigen Hütten zu treten.

Wie im öffentlichen Leben, so war sie im Haus.

Wenn sie die Andacht leitete, wenn sie inmitten der Dienerschaft, denn alle hatten Zutritt, aus der Schrift oder dem Gebetbuch vorlas, immer zeigte die Haltung jene Demut, welche jedem sinnigen Beschauer den sichern Eindruck gab, daß sie viel mit Gott verkehre. In dieser Demut wählte sie ihre Kleidung. Diese Demut, alles überhauchend, machte die Gestalt der Fürsten zu einer ungemein edlen. Diese Demut spiegelte sich in Gang und Haltung als Anmut. Die Einfalt, der verborgene Mensch des Herzens mit sanftem und stillem Geist, begehrte nur arm und still zu nehmen.

Ein ruhiger Lebensabend hätte nun kommen können. Der Sohn, in geistigem und leiblichem Emporblühen ihr Stolz, hatte die Regierung angetreten. Da aber war das Ende ihrer Wallfahrt gekommen. Eine Lungenentzündung warf die Fürstin nieder. In einer klaren Stunde traf sie die nötigen Anordnungen, bald lag sie wieder im Fieber, und bald sollte sie ihren Geist in Gottes Hände geben.

Es war am 18. Januar abends vor sechs Uhr. Über ihrem Bett hing das Bild des Gekreuzigten. Rechts davon sah man im Bild Isaak, wie er von seinem Vater zum Opfertode geführt wird in großen Umrissen. Wer am Fenster stand, blickte in den Schloßgarten hinab, blickte auf die danebenfließende Elster, und endlich auf die waldigen Berge ringsumher. Aber wer am Fenster oder im Zimmer stand, er hing mit Auge und allen Sinnen jetzt nur an diesem Sterbebett, worin die edle Fürstin in Fiebern rang, weinend um-

standen von der fürstlichen Familie. Ihr Gewissensrat und treuer Seelsorger hatte laut gebetet. Sein Amtsgenosse trat ein, und führte, aufgefordert, das Gebet fort. Das: Christe, du Lamm Gottes, erscholl, das: Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod — war der letzte Ruf. Noch ein paar Atemzüge, noch eine stille Bewegung mit der erkaltenden Hand, wie um zu danken, und die Fürstin und Magd des Herrn ging ein zu ihres Herrn Freude. — Es war der achtzehnte Januar des Jahres 1872.

Im schweigenden Kreise richtete der Fürst sich auf, und befahl, daß man laut Gott danke für alles, was er durch die teure Entschlafene gegeben. Und laut klang das Dankgebet durch die Stille.

Alle Glocken läuteten, durch tausend Seelen ging ein tiefer Schmerz, als der Trauerzug von der fürstlichen Burg herab über den Markt nach der Kirche sich bewegte. Hier vor dem Altar wurde der Sarg niedergesetzt. Über ihm ertönte das Lied, welches die Entschlafene für diesen Fall selbst ausgesucht, das Lied: Jesus, meine Zuversicht. Die hohen Anverwandten, die Gesandten fremder Höfe, endlich die Räte und Beamten umstanden den Sarg mit der Hülle der unvergeßlichen Fürstin, und der Stadtpfarrer von Greiz, der Beichtvater der Entschlafenen, hielt tief trauernd die Trauerrede. Er sagte: „Jesus, meine Zuversicht! So hat es bei ihr, der Vollendeten, geheißen im Leben. Jesus, meine Zuversicht! So heiße es bei uns an ihrem Sarge!“ — — —

So war geschrieben. Zwanzig Jahre später befand sich Verf. auf dem Wege nach Berlin. Ein kleiner Umweg auf der Tour nach Halle machte es möglich, in dem bekannten Schloß einzukehren und die Gemächer der Fürstin Karoline zu betreten. Der regierende Fürst führte in die Zimmer seiner Mutter. Zu ihm aber führte auch die Liebe zu diesem Hause und die Gemeinsamkeit des Glaubens und Bekenntnisses.

Und sie konnte durch alle Vorkommnisse nicht abgeschwächt werden.

Man wird sich erinnern, wie ein wilder Zeitungs-Liberalismus gegen kleinere deutsche Fürsten oft so höhnend anrannte, weil sie nicht schnell genug und ohne weiteres ihrem Zentralisationseifer sich unterwarfen, sondern das Heil Deutschlands in föderativer Gestaltung erblicken.

Wir mögen uns auch erinnern, daß es nun einmal in Deutschland noch manche doch gibt, die, mit Wilhelm Hopf etwa so sagen: „Durch die Zertrümmerung der europäischen Rechtsordnung von 1815, auf welcher der Deutsche Bund beruhte, durch die Zerstörung des Bundes selbst und die Zerreißung Deutschlands in eine österreichische und eine preußische Hälfte, hat Preußen und das von ihm gegründete Reich den Rechtsboden verloren und sieht seine Existenz von rein thatsächlichen Machtverhältnissen abhängig gemacht, die überdies durch jene Ereignisse in bedenklichster Weise zu seinen Ungunsten verschoben wurden. Solange das ganze Deutsch-

land im alten Reiche und dem Deutschen Bunde als ein föderatives Gefüge zusammengehörte, welches selbst in seiner letzten und beschränktesten Gestalt vermittelst der engen Beziehungen zu den habsburgischen Nebenlanden, zu Holland und Dänemark immer noch den Charakter eines großen, organisch zusammenhängenden mitteleuropäischen Bundes behauptete, so lange waren wir einerseits vermöge der formidabeln Defensivmacht dieses Bundes vor auswärtigen Angriffen verhältnismäßig sicher, wie ja auch der 50 jährige Friede bewies, dessen wir uns unter dem Deutschen Bunde zu erfreuen hatten. Anderseits aber machte uns auch die Schwerfälligkeit der diplomatischen und militärischen Organisation dieses Bundes zur Offensive gegen unsere Nachbarn so gut wie unfähig und flößte denselben uns gegenüber dieselbe Sicherheit ein, die wir ihnen gegenüber aus der Stärke unserer Defensive entnahmen. Vermöge dieser unserer Verfassung, die heute jeder als den Ausbund unsäglicher Erbärmlichkeit verhöhnen zu dürfen glaubt, und ferner vermöge unserer Lage im Herzen des Weltteils, welche die unruhigen und abenteurungslustigen Nationen desselben von einander trennte, bildeten wir gewissermaßen das Schwergewicht der europäischen Uhr, welches den regelmäßigen Gang derselben verbürgte oder nach einer Störung immer wieder herstellte. Kurz, selbst auf den Frieden angewiesen, waren wir nicht nur eine, sondern die Garantie des europäischen Friedens, der damals zwar auch nicht ohne Störungen blieb, aber doch immer

wieder in fester, Dauer verheißender Gestalt hergestellt werden konnte.

Das alles änderte sich mit einem Schlage, als Fürst Bismarck mit seinen bekannten Mitteln der List und Gewalt die mitteleuropäische Bundesgestalt Deutschlands, die gewiß nicht ohne schwere Mängel, aber verbesserungs- und zukunftsfähig war, radikal umstürzte und durch einen großpreußischen „Bundesstaat" ersetzte, dessen Tendenz auf den Einheitsstaat geht." —

Nicht selbst Publizist, will ich nur referieren. — Aber es handelt sich auch um eine geschichtliche Frage. Und wenn nun diese Legitimisten, denen Geschichtskenntnis der Verfasser durchaus nicht aberkennen kann, wenn diese Legitimisten, sage ich, jetzt trauern, und eine verschwindende Zahl bilden, nun so sollte man sie doch ruhig absterben lassen, und sich um uns weiter nicht kümmern wer ein gutes Gewissen hat. Kann man das nicht, so ist das ein Unrecht, welches man begeht. Es ist nicht edel, zu schmähen wo getrauert wird.

Aber dem sei nun, wie es wolle, diese Männer, streng monarchisch, wollen doch ihrem Vaterlande in ihrer Art in friedlicher Weise dienen. Oder wäre es kein Dienst, wenn man von Liebe und Treue genötigt, jemandem ehrlich seine Fehler zeigt? Wäre in diesem Fall das Schweigen etwa Liebe?

Mit solchen Gedanken trat ich in das Zimmer des Fürsten.

Der Fürst, hochgewachsener Gestalt, in Figur und Haltung würdevoll, trägt, es ist wahr, schwer

an jener Umgestaltung Deutschlands, trägt schwer an der Bismarck'schen Politik, an der Depossedierung legitimer Fürsten und der Vergewaltigung deutscher Stämme. Er trägt um so schwerer daran, je ernster er denkt, sei es über die Notwendigkeit des monarchischen Systems für die Deutschen, sei es über die Notwendigkeit föderativer Gestaltung für das Deutschland, welches deshalb auch kleinere Fürstentümer ehren solle, wenn es überhaupt nicht völlig mit seiner Geschichte brechen wolle.

Es ist bei dieser Sachlage sehr begreiflich, wenn der Vertreter eines alten Fürstenhauses sich nur schwer in eine Art fortgesetzter Mediatisierung findet, wie sie durch das, was das Reich und was die Verhältnisse in Militär-Post-Eisenbahn-Verwaltung beanspruchen, unmerklich sich anzubahnen scheint. Und ein Wunder fast müßte es genannt werden, wenn dieser Fürst nicht zuweilen zu einer Art peinigenden Mißtrauens oder natürlicher Zurückhaltung gegen Elemente seines Landes verleitet würde, welche durch jene Verwaltungszweige in direkter Beziehung zum Reich stehen, oder sich gern darauf beziehen. In dieser Lage pflegen auch Mißgriffe vorzukommen, welche wesentlich denen zur Last gehen, denen der Fürst sein Ohr zu leihen genötigt ist, Mißgriffe, welche man hier dann kleinliche nennt, während man sie in einem Großstaat, wo doch Hofpartien durchaus denselben Einfluß besitzen, als selbstverständliche Äußerungen des starken persönlichen Bewußtseins des Herrschers betrachtet.

Dies über Stellung und Lage des Fürsten, dem wir unsere hohe Achtung schulden. Stellung und Lage sind nur aus dem tief tragischem Konflikt völlig zu verstehen, in welchen wir seit lange gestellt sind. Begreifen und mitfühlen freilich wird diesen Konflikt niemals jener vaterlandslose kalte Liberalismus.

Und für ihn möchte man sich erlauben, noch eins nachträglich einzuschieben.

Der Fürst hat sich dem Reich gegenüber peinlich streng im Rahmen seiner Pflichten gehalten. Gewisse Feiern anzuordnen, es gehörte nicht zu diesen Pflichten. Er hat sie in seinem Lande aber nicht nur nicht gehindert. Er hat vielmehr gesorgt, daß, wo bei Aufzügen die bestehenden Gesetze über Sonntagsfeier verletzt, wo demgemäß Strafverfahren von den Behörden eingeleitet waren, diese förmlich niedergeschlagen wurden.

Wir sprachen von einem Konflikt, in welchem deutsche Fürsten sich, nicht zunächst der Präsidialmacht, wohl aber dem drängenden Strom revolutionär nivellierender Elemente gegenüber befinden. — Nun dazu kommt bei dem Fürsten, von dem wir reden, eine schwere persönliche Erfahrung, ein stilles Leid, welches ihn in vielleicht zu großer Zurückgezogenheit sich halten läßt. Wir meinen den Tod seiner Gemahlin aus dem Hause Bückeburg. Wer auch nur ihr Bild sah, ein Bild voll wunderbarer Lieblichkeit und Anmut — er wird den Kummer des Fürsten nachempfinden können. Er wird Schwere und Wirkung dieses Verlustes und der dann folgenden Einsamkeit zu ermessen vermögen. Und

es dürfte selbst der, welcher in jenen neulichen völlig gegenstandslosen Lärm des preußischen Abgeordnetenhauses infolge eines ganz geringfügigen Vorfalls einstimmte — diesem Schmerz gegenüber doch ehrerbietig zurücktreten und schweigen, wenn ihm auch für jenen, welcher Lage und Zukunft des deutschen Volkes betrifft, das Verständnis noch fehlen sollte.

Damals schrieb der Fürst: „Mein Schmerz ist namenlos. Es war die bessere Hälfte, die ich verloren und nun betrauern muß. Aber ich bin niemals wert gewesen, sie zu besitzen; ich muß deshalb dem treuen und barmherzigen Gott unablässig danken, daß er mich dieses unverdienten Gutes gewürdigt.“

Doch genug nun von diesen unerfreulichen Dingen.

Bei Tafel hing das vortreffliche lebensgroße Bildnis des Fürsten Heinrich XIII. gegenüber. Er war österreichischer Generalfeldzeugmeister. Nach der Schlacht bei Leipzig war er Generalgouverneur des „Großherzogtums Frankfurt“. Nach Teilnahme am Wiener Kongreß starb er in Greiz.

Der Fürst ist Kunstliebhaber und Kunstkenner. Nach aufgehobener Tafel durfte man besichtigen.

Im Arbeitszimmer des Fürsten, über dem Schreibtisch, fällt ein lebensgroßes Ölgemälde seiner verstorbenen Gemahlin vor allem auf. Ein Gemälde von Lampi stellt den Fürsten Heinrich XIX., ein anderes von Anton Graff den Prinzen Heinrich XIV. dar. Eine prachtvolle Arbeit zeigt die Herzogin Amalie von Anhalt-Dessau; eine andere die Prinzessin Marianne von Preußen

mit ihren beiden Söhnen. Außer dem Prinzen Leopold von Hessen-Homburg gewahren wir noch das Brustbild des Königs Ernst August von Hannover.

Noch allgemeines Interesse dürfte in einem anderen Zimmer ein prachtvoller Murillo, das Christuskind, in Anspruch nehmen. Orginalhandzeichnungen sind von Raphael, Murillo, Isaak von Ostade und van Dyck vorhanden. Vertreten sind ebenso Tizian, Rembrandt, Rubens, Lukas Kranach, die Teniers und Breughel.

Und kommen wir zu dem zurück, was an die Geschichte des Hauses erinnert, so sei an Heinrich den Mittleren, Hochmeister das deutschen Ordens, gedacht. Er sammelte nach der Niederlage bei Dannenberg 1422 die Reste des Ordens auf der Marienburg um sich. Er hielt die Burg und rettete den Orden. Das war seine That. Was er litt, gehört auf ein anderes Blatt. Auf Erden arbeitet man nicht ohne Herzweh und gewinnt nicht ohne Leiden. Ein wertvolles Andenken an den Hochmeister hält der Fürst in besonderen Ehren.

Abends mit Konsistorialrat Gerhold ein Gang durch den fürstlichen Park. Er ist von eigenartiger Schönheit. Er füllt vollständig in einer gewissen Länge das Thal der Elster. Von beiden Seiten her blickt der Bergwald herein. Jeder Schritt zeigt die anmutigsten Verschiebungen und öffnet unerwartet weite Blicke.

Oft während der Heimfahrt mußte ich von der Gegenwart aus an die historische Schule, an Schelling

und Moritz Arndt bis auf Gervinus, Waitz und Heinrich Ritter gedenken.

Edlere Gemüter aber werden empfinden, warum diesem Buche auch dieses Kapitel, an dessen Ende der geduldige Leser nun steht, nicht fehlen durfte.

## Habemus regem.

Der Leser lasse die Überschrift sich nicht abhalten. Der alte Verfasser, welchen Gottes Güte aus vollem Unglauben herausführte, wie er hier früher erzählt hat, schreibt dies eigens für Betrübte und Angefochtene.

Coligny, Admiral von Frankreich, verteidigte seinem König eine Stadt. Vor derselben lagen die Spanier. In derselben war allgemach Schmalhans Küchenmeister; denn es gab nicht mehr viel zu beißen und zu brechen. Aber Hunger ist der beste Koch. Denn zum Traktament von Ratten und faulen Rüben und Mäusen gehört immerhin ein guter Appetit. — Von sothaner Lage in der Stadt hatten nun aber die vor der Stadt auch Wind bekommen. Denn über Mauern und Wälle kamen Pfeile hereingeflogen, an denen Spruchbänder hingen. Und darauf standen die schönsten Versprechungen und Kapitulationsbedingungen für den Fall, daß man nun endlich die Festung übergeben wolle, die doch längst nicht mehr zu halten sei, wie ein kleines Kind einsehen könne u. s. w.

Was that der tapfere Kommandant? Er beschrieb auch

ein Spruchband. Aber er wußte, sein König hatte diese Stadt ihm anvertraut. Sein König wollte sie gehalten sehen. Sein König werde rechtzeitig ihm zu Hilfe kommen. Und wenn er selbst auch mit den tapferen Männern, die er führte, gefangen würde, oder — es komme nun wie es wolle — hier aber stehe Treue und gut Gewissen und Wort, Befehl und Ehre des Königs auf dem Spiel. Und also schrieb er auf das Band, so er am Pfeil ins feindliche Lager schießen ließ, ganz frisch und ganz kurz, das, womit auch alles gesagt war: Wir haben aber einen König. Das ist lateinisch: Habemus regem!

Nun, so stehen wir gleichfalls belagert in dieser Welt. Um uns und vor uns die Vielen, Gelehrte und Ungelehrte, Schriftforscher und Nichtschriftforscher, die alle uns auffordern, unserer Festung, dem Glauben unserer Väter, dem Glauben an das ganze Wort der ganzen heiligen Schrift, zu entfallen. Das ist eine Schar der Stimmen, die in allen Tonarten uns auffordern, uns zu ergeben, ja zu ergeben. Denn der alte Glaube an die alte heilige Schrift sei längst als unhaltbar erwiesen. — — Was werden wir antworten?

---

Wir wanderten einst zusammen bis tief in die Nacht, der Freund und der Erzähler. Die besseren Wege, mit Kies bestreut, waren längst hinter uns geblieben; wir waren in den dunklen Forst getreten. Werde man sich

nur immer zur Rechten halten, so könnten wir, so meinte man, die große Heerstraße unmöglich verfehlen. Man hielt sich zur Rechten, aber der anfangs so deutliche Pfad verschwand von Minute zu Minute mehr. Und als man aus dem Hochwald trat, und durch den Bestand der jungen Fichten brechen mußte, deren Spitzen bis an den Hals reichten, da gestanden beide, daß man sich verirrt habe. — Endlich nach manchem sauren Tritt durch hohes feuchtes Riedgras und mooriges Gesenke ward die Höhe erklommen.

In demselben Augenblicke aber blieben die Wanderer wie festgewurzelt stehen. Was war das? Horch! Ein Ton wie einer Harfe scholl weit her über den Wald. Welch ein geheimnisvolles geisterhaftes Rauschen um Mitternacht! —

Gewiß, es ist ja klar, rief endlich der der Gegend Kundigere, das ist die Wetterharfe! Der Fürst dieses Landes hat ihre Saiten zwischen zwei Felsen oder in einem Felsenspalt ausspannen lassen. Der Nachtwind fährt hindurch, berührt die Saiten, sie erklingen, und so dies wundersame geisterhafte Nachtlied. Und nun weiß ich auch, wo wir sind. Dort führt die Heerstraße!

Sinnend und lauschend gingen die Freunde weiter. Die bequeme Straße war gefunden.

Weißt du, sagte endlich der eine, womit ich dieses Tönen der Wetterharfe verglichen haben möchte? Mit dem vielstimmigen Ruf der heiligen Schrift. Sie ist die große über der abendlichen Welt ausgespannte Geisterharfe. Jede Saite ist einer der vom Finger Gottes

berührten Geister. Die heiligen Männer Gottes, getrieben vom heiligen Geist, erklingen vom Lob der Gnaden und der Gerichte Gottes. Jeder ist, in seiner Art, nach seiner Anlage und seiner Gabe, für das Ganze verwendet und dienstbar gemacht, wie jede der Saiten dieser Bergharfe nach ihrer besonderen Weise tönt. — Und dieser Ton führt die verirrten Völker aus der Irre auf den Weg.

Man war bei einem Gegenstand des Gesprächs angekommen, den man gern verfolgte.

— — — — — — — — — — — — — — —

So etwa war's. Es war bei Liebenstein im Thüringer Wald. Wir waren Studenten. Wie oft ist mir später diese Wetterharfe eingefallen! Aber erst weit später.

Will man aber vom Wort Gottes reden, so muß man zuerst das: Volk Gottes betrachten.

Mitten unter den Völkern der Erde, welche ihre eignen Wege gehen, ist ein Volk, welches Gottes Wege geht. Es ist das Volk Gottes.

Unverstanden ist's im Grunde von allen. Das wilde Gestein des Gebirgs kann nicht gleichgültiger und kälter gegen die feine Ader edlen Metalls sich verhalten, die es umschließt und trägt, und die unverstanden durch seine Mitte und Tiefe läuft, als die Welt der Völker gegen das Geheimnis dieses Volks. Was wissen die geschichteten und ungeschichteten Massen, was die zackigen Felsgeschiebe, kühnen Grate und wilden Gerölle der Gebirgswelt von dem Goldschatz, den sie in stillen

Kammern bergen! Was kümmern sich die stolzen kühn aufstarrenden Reiche, die weit hingegossenen Gerölle von Stämmen und Horden der Völkerwelt um das stille Volk Gottes, welches seine geheime Mitte bildet!

Und wenn und wo sie es erkannten, und seine Stimme wie die Stimme ihres Gewissens hörten, da wandten sie sich endlich doch wieder von diesem Volke ab. Der Umkreis ließ von seiner Mitte, die doch die Sicherung, Vollendung und geheime Hoffnung aller ist.

Welch ein Volk! Im Paradies liegt seine Wurzel. Hier wandelt Gott sichtbar in seiner Mitte. Seth pflanzt das heilige Volk fort. Kain's Geschlecht baut Städte, schmiedet Schwerter, preist wie Lamech Wunden und Beulen. Aber still ist der Gang des heiligen Volkes.

Es ist eine feine Kette vor Gott wandelnder Menschen und ihrer Häuser, eine stille Linie der „Kinder Gottes", welche nicht seßhaft auf Erden sind, sondern das Zukünftige suchen sie. — Auf den Wassern der großen Flut, eingeschlossen in die Arche des Heils, fährt dies Volk dahin. Gott zerstreut die Hoffärtigen zu Babel. Die Völker ziehen ihre Straßen, Sem, Ham und Japhet gehen aus in alle Welt. Dies Volk bleibt bei Gott. Denn er züchtigt's bis es winselt. Dann hebt er's wieder empor wie ein Vater sein Kind.

Es ist oft, als ob wir den Faden seiner Geschichte aus den Augen verloren hätten, als wäre er in das Gewirr der wandernden Völker untergetaucht. Und siehe, der Faden ist wieder da.

Wir sehen Abraham aus seinem Vaterland und von

seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause wandern, in ein Land, das Gott ihm zeigt. Sein einziger Besitz ist das Grab, welches er kauft.

Nun entfaltet das Volk seine Wurzel. Seine Väter blicken von den weiten Steppen, über die sie ihre Herden führen, aufwärts zu den funkelnden Sternen, zahlreich wie der Sand am Meer und Gott redet mit ihnen. Er redet mit ihnen von künftigen Dingen, über ihren Häuptern funkeln seine Verheißungen.

Mit Joseph wandert das Volk nach Ägypten. Es reift im Diensthause. Die Zeit der Patriarchen, die Zeit der Gründung ist vorbei. Es folgt die Zeit des Gesetzes, die Zeit der Entfaltung.

Moses führt das Volk aus. Er führt's in die Wüste. Und Gott, der dies sein Volk, seinen erstgeborenen „Sohn" aus Ägypten gerufen, verlobt sich feierlich mit ihm am heiligen Berge.

Das Volk wird Volk seines Eigentums. Ja, aus Ägypten hat er seinen Sohn gerufen.

Vom Brot des Himmels gespeist, vom Wasser aus dem Fels getränkt, lagert das Volk Gottes in der Wüste, wenn die Wolkensäule sich senkt. Denn der Herr führte es. Und wenn die Wolke sich erhub, so zogen sie. Denn nach des Herrn Munde lagen sie und nach des Herrn Munde zogen sie.

Welch ein Volk! Bileam schaut es; von der Höhe der Felsen erblicket er es, wie es aus der Wüste heranzieht. Siehe, ruft er, das Volk wird besonders wohnen und nicht zu den Heiden gerechnet werden. Der Herr

sein Gott ist bei ihm und das Drommeten seines Königs unter ihm!

Nun nimmt Gottes Volk sein Erbe ein. Der Weinstock, aus Ägypten geholt, bedeckt das Land. Die Richter, die Könige führen Gottes Kriege. Der Herr tritt in das Allerheiligste des Tempels, den Salomo gebaut. Das Reich erglänzt von Tadmor in der Wüste bis Ophir. Das Volk in seiner Masse läßt von seinem Gott und sein Gott wirft's gen Babel. Es kehrt zurück ins Land, aber es kehrt nicht wieder zurück zu seinem Gott und seinem Gesetz. Es kommen die geringen Tage und das Volk als solches fällt in die Gewalt der Heiden, seiner Dränger.

Damit ist die dritte Zeit eingetreten, die Zeit der Propheten. Es ist die Zeit der Vollendung des Volkes Gottes.

Aus der Wurzel, der Patriarchenzeit, war es ausgebreitet, ein vielästiger Baum war's geworden. Nun folgt auf die Zeiten der Gründung und der Ausbreitung die Zeit der Vollendung.

Die Blüte fällt ab, der Same setzt an. Das Volk im großen stirbt ab. Es hört seines Gottes Stimme nicht mehr. Der einst vollsaftige Volksleib wird welk, wie der Leib der Pflanze, wenn der Same sich bildet. In diesem sammelt sich die ganze Kraft; in ihm zieht sich der Inhalt der hinschwindenden Gestalt zusammen. Sie sammeln sich, die Stillen im Lande, still, verachtet im eigenen Volk, höchstens ermuntert von den Propheten. Es sind die, welche auf den Trost Israels warten.

Es schließen die gläubigen Knechte Gottes sich zusammen. Es ist der Rest, welcher harrend wie von hoher Warte einer Festung in die Nacht hinaus wartend späht. Wer den Herrn fürchtet, der hat eine sichere Festung. So Salomo in seinen Sprüchen. Immer seltener die Propheten, welche Zeugnis geben, immer geringer der Rest der Knechte Gottes, immer sehnlicher das Verlangen der übrigen in Israel nach der Ankunft des Erlösers, bis Simeon, das letzte Glied dieser Kette, den Messias auf seinem Arm trägt, und ausruft: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!

Die erste Hälfte der Linie des heiligen Volkes des Höchsten, die Geschichte des Volkes des alten Bundes, ist nun zum Abschluß gelangt. Aus der Zeit der Patriarchen durch die Zeit des Gesetzes trat das Volk in die Zeit der Propheten, aus der Gründung durch die Entfaltung in die Vollendung. Und ist das Volk ein Baum, den der Herr gepflanzt, so hebt sich das Gewächs Gottes aus der Wurzel durch Stamm und Gezweig zur Krone. Unscheinbar beginnt die Geschichte des heiligen Volkes, unscheinbar schließt sie. Sie schließt mit der Erscheinung dessen, welcher gerufen hat: Meinst du, daß ich Glauben finden werde, wenn ich komme? Es kommt die Wurzel des Volkes des neuen Bundes.

---

Welch ein Volk, dies Volk Gottes im neuen Bunde! Im Paradies liegt auch seine Wurzel. Denn Gott ward Fleisch, und wohnete unter uns sichtbar. Da

grünte das Paradies auf Erden, und wie in den vier Strömen des Gartens der Segen des Paradieses, so sollte in den vier Evangelien das Bild des Heiligen und Schönsten unter den Menschenkindern in die vier Orte der Welt leuchtend ausgehen. Hier im Garten Gottes wurzelt das heilige Volk.

Die Linie, von den Tagen Adam und Seth her auf und niedertauchend, endlich fast verschwindend, ist in Maria der Gebenedeiten vom Sohne Gottes aufgenommen, damit er sie durch, mit und in sich in den Himmel führe. Denn durch seine menschliche Natur will er alles nach sich ziehen.

Und er streckt seine Hand aus, daß Gesundheit, Zeichen und Wunder geschehen. Für das Volk des neuen Bundes erstehen in den Aposteln, Zeugen und Vätern die hohen Patriarchen.

Vom Geist der Pfingsten sind sie entflammt, und nun treten sie auf die Höhen der Erde und reden das Wort von Jerusalem bis Rom. Sie reden's vor den Gewaltigen der Welt und vor den Götterbildern aus Marmor und Elfenbein, welchen der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.

Wie Lichter in der Nacht leuchten nun unter ihren Ältesten die sieben Gemeinden in Asien empor. Zu Smyrna legt der greise Bischof Polykarp sein Zeugnis ab und ist willig, für seinen Herrn durchs Feuer zu gehen. Zu Antiochia preist Bischof Ignatius seinen Erlöser und sein Blut lecken die Bestien.

Das heilige Feuer zündet rings um das Becken

des Mittelmeers. Die Völker hatten, alt geworden und abgelebt, lüstern und lauschend um es herum gesessen. Nun hörten sie die flammende Rede der neuen Patriarchen.

In der kaiserlichen Cäsarea im Angesicht des Tempels des Cäsar Augustus, welcher weithin über den Hafen hinaus in das blaue Meer blickte, stand der bischöfliche Stuhl, den Eusebius zierte, der Schreiber heiliger Geschichte und Basilius, der Verteidiger der Kirche. Zu Alexandrien neben dem Tempel des Serapis und an der Bibliothek mit Schätzen für drei Erdteile blickte Origenes aufwärts wie zu den stillen Sternen nach den Tiefen der Gottheit und bezeugte der große Athanasius, fünfmal verbannt, die Gottheit des Herrn.

Und in Byzanz, wo die hohe Porphyrsäule mit dem Bild des großen Kaisers Constantin prangte, dort legte Gregor von Nazianz die Schrift aus, und Chrysostomus strafte furchtlos die Sünden des kaiserlichen Hofs, wie Johannes die des Herodes und der Herodias. Ambrosius, der Schutz der kirchlichen Zucht dem siegreichen Kaiser gegenüber, sann zu Mailand über den Geheimnissen des Altarsakraments. Der große Augustinus ergriff zu Bona an der Nordküste Afrikas den Bischofsstab, der auch ihm in die Hand gedrückt wurde, legte vor Gott seine Beichte ab, und lehrte dem Abendland die Tiefe des Gegensatzes von Sünde und Gnade. Und bis nach Gallien, bis zu den Franken hin waren die Funken des heiligen Feuers geflogen. Zu Lyon schrieb und stritt Irenäus siegreich gegen die Ketzer,

und Martin der große Bischof von Tours, den zweitausend Mönche zu Grabe geleiteten, vertrat auch dem Kaiser ins Gesicht die Freiheit der Überzeugung, die er vor dem Schwert der Fürsten geschützt wissen wollte. —

Aber wie für das Volk Gottes im alten, so trat auch für das Volk Gottes im neuen Bund, nach der Zeit der Patriarchen, der Väter und Führer, die Gesetzeszeit ein.

Die alte Kaiserresidenz auf dem palatinischen Hügel war eine Welt wilder Trümmer, über welche die Schafe zogen. Aber über den epheuumrankten Marmorwänden der Kaiserpaläste, über dem Schutt des Forum Romanum erhob sich ein neues Cäsarentum. Das alte Rom gebar ein neues, und regierte wiederum die Welt. Denn „die römische Geschichte überschattet die ganze Welt". Die Kinder angelsächsischer Könige opferten ihr langes blondes Haar an St. Peters Stuhl, und wurden im Mönchskleid begraben. Karl der Große küßte jede Stufe bis zum Thron des Papstes hinauf. Und nun sehen wir die Ehre der Völker in die heilige Stadt ziehen, sehen die Kirche als Hort der Kultur in den Brandungen der Völkerwanderung, als Erzieherin der Nationen mit dem heiligen Kreuz und dem römischen Recht.

Rom und sein Bistum erhob sich über alle, und die Christenheit des Abendlands wurde ihm unterthan wie die des Morgenlands den griechischen Kaisern. Die losgerissenen Völkerschaften, wild wandernd auf den Schauplatz tretend, mußten gebunden in Zucht und Ge-

setz, in Regel und Riegel gefaßt und geleitet werden. Das alte Rom mit seiner Sprache, und seinem Recht für unterworfene Völkerschaften kehrte wieder in der Kirche.

Endlich war der gesetzliche Bau, es waren die Kanäle und Schalen zu enge für das neu strömende Völkerleben in seiner bunten Mannigfaltigkeit. Die Zeit der Kirchenerneuerung und Kirchenspaltung entfesselte die arbeitenden Kräfte. Sie traten neben den bestehenden Kirchen frei hervor. Sie erfassen das Wesen des Reiches Gottes tiefer in sich, sie stellen es in einer Vielheit von kirchlichen Bildungen und Erscheinungen prophetisch dar.

Denn auch für das Volk Gottes im neuen Bunde folgt auf die Zeit der Gründung und der Entfaltung diejenige der Vollendung, wie auf Wurzel und Verzweigung endlich die Krone.

Die Zeit der Durchdringung der Volksleiber durch das Heilige verschwindet. Jene Leiber im ganzen und großen werden langsam kalt wie die Leiber der Sterbenden. Die Gebildeten und das nachsprechende Volk, sie wollen Weltbildung statt des Glaubens. Wie im absterbenden Leibe die Wärme sich aus dem Umkreis in die Mitte, das Herz zurückzieht, so das Bekenntnis zu Christo in den Rest. Sie sind auch hier wieder die übrigen in Israel, die auf die zweite Zukunft des Erlösers, mutig der Welt trotzend, warten.

Das ist die Sammlung der Gläubigen, das ist der unter welkender Hülle auch großer Kirchentümer reifende

Same; das ist die gewappnete Schar, welche immer sehnlicher ruft: Komm Herr Jesu! Und wer den Herrn fürchtet, der hat eine sichere Festung. Und aus ihrer Festung entfällt sie nicht. Sie hat einen König, sie wartet.

Wenn dann die gehetzte Kirche der letzten Zeit, alles Besitzes beraubt, verkannt und verachtet, mehr und mehr geängstet weiter und weiter eilt, von satanischer Bosheit verfolgt dem kommenden Herrn entgegen, und ruft immer sehnlicher und endlich laut weinend ihren Herrn, dann kommt er und seine Heiligen mit ihm. Das Ende ist da. Die Ruhe ist da, die vorhanden ist dem Volke Gottes. Die Krone, der Wipfel seiner Führung taucht ein in das Paradies seines Königs. Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen. Denn Gott wandelt endlich sichtbar unter den Seinen, Gott wird bei ihnen wohnen, und er wird ihr Gott sein, sie werden sein Volk sein, und er selbst Gott mit ihnen wird ihr Gott sein.

Dies ist das Volk Gottes im alten und im neuen Bunde, Israel und die Kirche. Es ist nur ein Volk, vom Anfang der Erde bis zu ihrem Ende durch die Erdwelt hindurch gehend, eine einzige Linie vom Beginn bis zum Ende der Zeit und, in zwei Zeiten geteilt vom Kreuz in ihrer Mitte.

Vom Paradies geht seine Wurzel aus, in das Paradies taucht sein Wipfel ein. Dazwischen die Entwickelung innerhalb der Erdzeit in zweimal drei Zeiträumen. Drei gehören dem alten, drei dem neuen

Bunde, drei der Vorbereitung des Heils, drei der Ausbreitung des Heils. Gering ist der Anfang, gering das Ende, wie Israels so der Kirche. Kümmerlich der Rest, der dort der ersten, der hier der zweiten Zukunft des Herrn entgegenharrt. Der Tag des Erdlebens des Herrn teilt die Zeiten. Dieser Tag entspricht dem vierten der Schöpfungstage. Den sechs Tagen der Schöpfungsgeschichte, den sechs Tagen und Zeiten der Erlösungsgeschichte, der Geschichte des Gottesvolks, folgt der Sabbat als siebter.

Wie ein Gebirg in zerklüfteten und zersprengten Massen so zieht sich die Geschichte der Völker dahin. Diese Hebungen und Senkungen, diese bewegte Hochfläche im Wechsel von schroff aufspringendem Geklipp, sie zeigen Gewalten, die in der Tiefe der Völker leidenschaftlich arbeiten, um diese Massen zu sprengen, um zu verwüsten und neu zu formen. Aber tiefer, als der Weg dieser Gewalten, liegt der Gang der Gewalt, welche immer stiller und unscheinbarer unter den fremden Massen fortlaufen wird, der Gang des Volkes Gottes. Wir wissen nicht, wem sein Segen zu gut kommen wird. Wir wissen nur, ob wir zu diesem Volk gehören, denn wir haben einen König. Und wir wissen, daß das Gold der Treue, jetzt noch eingebettet und vererzt in fremdes Gestein, aus seiner Verborgenheit zu Tage treten wird. Wenn die Berge der Erde im Feuer des letzten Tages vergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen, so wird das edle Gold, im glühenden Tigel bereitet, und aus den verschlackten Massen dieser Völker der Welt

gesondert, hervortreten. Erscheinen werden die Kinder Gottes, das heilige Volk, das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten.

---

Das ist das Volk Gottes. Und wir stehen in seiner Mitte, und wir hören mit ihm Wort und Befehl seines Königs, unsers Königs, sobald wir nun die heilige Schrift aufschlagen, das Wort Gottes.

Es ist Geist und Leib. Der Hauch Gottes verband sich mit der Erde zum ersten Menschen. Die göttliche Natur verband sich mit der menschlichen zum Gottmenschen. Und der heilige Geist verband sich mit dem menschlichen zum Wort. Und er nahm Knechtsgestalt an und ward an Gebärden als ein Mensch erfunden.

Die Fleischlichen sehen vor den Hüllen von Fleisch nicht die Herrlichkeit der heiligen Schrift. Sie sind auch entsetzt von der Nacktheit, in welcher von ihr die Sünden unerbittlich aufgedeckt, das Gericht über die Sünde der Welt angekündigt wird. Aber darin gerade zeigt sich ihr Ursprung als Wort des Königs im Himmel. Kein Wort ist hier überflüssig, jedes von Bedeutung, wenn auch nicht verstanden.

Origenes sagt: Die heilige Schrift hat Geist, Seele und Leib. Er will sagen, sie tritt jedem in besonderer Weise entgegen. Der fleischliche Mensch haftet an ihrem Leib, am Buchstaben. Der Seelische dringt in ihre Seele. Der Geistige erst findet ihren Geist. Nach der Gliederung der Menschen sei auch die Schrift gegliedert. Nicht jedem ist sie alles.

Und so ist sie auch nicht überall alles. Hier offenbart sie mehr, dort weniger. Hier herrscht das Geistige, dort das Leibliche vor. Nehmen wir den Leib des Menschen wieder zum Beispiel, so sagen wir: Augen und Stirn und Mund sie offenbaren mehr, als Hand und Haut und Haar. Dort tritt das Geistige erkennbar heraus, hier ist's verborgen und verdeckt. Aber für das Ganze haben auch Hand und Haut und Haar ihre Bedeutung. In diesem Sinn ist die Inspiration, die Eingeistung, eine gegliederte. Denn ist auch das Ganze der Schrift untrennbar und aus einem Guß, so sind doch Wert und Bedeutung der einzelnen Partien der Schriften und in den Schriften verschieden. Nur daß du nirgends Göttliches und Menschliches mit dem Messer scheiden, die Grenzen der beiden Naturen so wenig in der Erscheinung des Gottmenschen, als in der Schrift finden kannst, die als sein Ebenbild von ihm zeugt.

Sie ist das Bild seiner Niedrigkeit. Sie ist wie er, überall göttlich und menschlich zugleich. Nur daß bald mehr dieses, bald mehr jenes hervortritt. Nirgends also ist Trennung der Naturen. Und nirgends, auch nicht wo eine Rede oder Bemerkung mir völlig äußerlich, nebensächlich oder überflüssig erscheinen will, kann ich sagen: Hier ist nur Menschliches. Denn ich ermesse nie, was hier etwa zu Grunde liegt. Im Kleinsten kann das Größte verborgen sein. Ich weiß auch nicht, wo die Schrift etwa im Bild oder nur figürlich redet. Der, welcher in alle Wahrheit leitet, wird's enthüllen.

Ich aber habe auch vor Figur, Bild und Gleichnis ehrerbietig still zu stehen. Denn eingegeben ist's durch den, welcher sagt: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. — Ich beuge mich vor dem Worte meines Gottes, ich beuge mich vor jedem. Alles darin ist göttlich und menschlich zugleich. Auf keinem Punkte kannst auch du sagen: hier ist nur Menschliches; denn in diesem scheinbar nur Menschlichen liegt auch das Göttliche. Überall wird das Irdische vom Himmlischen emporgehoben nicht nur, sondern auch durchdrungen zu unlöslicher Vereinigung. So ist die ganze heilige Schrift Gottes Wort. Sehe ich auf der Kirchbank jemand vor mir, so werde ich nicht sagen: in dem, was da sitzt, steckt der und der Mann, sondern das, was da sitzt, ist der Mann, ist's um und um. Ebenso thöricht ist es zu sagen: in der heiligen Schrift ist Gottes Wort enthalten — man kann nur sagen: Die heilige Schrift ist Gottes Wort um und um. Unsere oft ehrfurchtslose Wissenschaftlichkeit, die Feindin der „Buchstabentheologie", wie von ihr die Theologie unserer alten Kirche genannt wird, weiß oft gar nicht mehr, welch tiefes Geheimnis selbst in einem einzelnen Buchstaben liegen kann.

Für die Weisheit der bloß Gelehrten ist die heimliche Weisheit der Schrift in geringe Hüllen geborgen. Die seidenen Decken der Stiftshütte waren auf dem Wege durch die Wüste in rauhe Decken geschlagen. Allmählich erst, im Verlauf der Geschichte der Kirche auf Erden, werden die Geheimnisse jener Schriftstellerei und jenes wunderbaren Stils enthüllt werden. Und die Zeiten

der Menschen im Fortgang der Geschichte werden Siegel um Siegel, Herrlichkeit um Herrlichkeit der Schrift entfalten, oder der große Tag wird's thun.

Blicken wir nun hinein. — Das können auch unsere blöden Augen schon sehen: in heiliger Schrift, dem Schrifttum des heiligen Volks, spiegelt sich die Gliederung der Geschichte dieses Volks. Da ist im alten Bunde zuerst die Schrift, welche uns den Herrn zeigt, der im Paradiese unter den Menschen wandelt. Sie zeigt, wie Gott die Patriarchen erwählt, führt, sich ihnen bezeugt, und in Erscheinungen und Versenkungen in die sichtbare Welt hinein den Eintritt seines Sohnes in dieselbe andeutet und vorbereitet.

Die Schrift zeigt rückwärts schauend die Gründung des heiligen Volkes, seine Wurzel im Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Es kommen dann die Schriften, welche uns das Volk des alten Bundes als solches, nicht mehr die Wurzel, sondern den Stamm, zeigen. Das Volk ist durch das Gesetz nun gefaßt, geformt und umhegt. Es wandert durch die Wüste und Gott erscheint ihm im Zelt. Es ist ansässig im gelobten Land, unter Richtern und Königen, und Gottes Gegenwart ist in seinem Tempel. Und in Psalmen preist das Volk den, der über Cherubim thront. Wir sehen das Volk in seiner Herrlichkeit und in seinem Verfall. Und seine Propheten trösten es.

Aber nach der Rückkehr von Babel erst kommt die eigentliche Bedeutung der Propheten zur Geltung, tritt die Zeit der prophetischen Schriften ein, und damit Gipfel und Krone des Schrifttums des alten Bundes.

Die Könige sind nicht mehr, die Propheten treten hervor. Um sie scharen sich die übrigen in Israel. Alles ist eitel, ruft der Prediger Salomo. Aber neben einer Litteratur des Zweifels und oft der Verzweiflung, einem Schrifttum voll tiefen Trosts für unsern Kleinmut und voll der Winke zu den ewigen Geheimnissen aufwärts — neben dieser Litteratur und auch in ihr und neben dem Abfall des Volks klammern Rest und Auswahl sich nur desto fester an die Propheten. Ihre Schriften stellen die Blüte des Schrifttums des alten Bundes dar. Sie vermitteln allein noch die Gegenwart Gottes bei den Seinen. Sie stellen die Sehnsucht der Auswahl des den Weltmächten hingegebenen Volks dar. Und wie aus offenem Blütenkelch das Gedüft in die Weite geht, so erweitert sich in diesen Schriften der Blick sofort über die Völker der Erde.

Das sind die drei Zeiten und Stufen des alttestamentlichen Schrifttums. Das Ganze ein Gewächs in Wurzel, Stamm und Wipfel.

---

Nun kommt der Tag des Heils. Das Licht der Welt tritt herein. Der Herr wandelt unter den Menschen. Er leidet, fährt auf zum Vater, und sendet den Geist, der mit heiligem Odem die Zeugen rüstet.

In drei Gliedern finden wir auch das Schrifttum des neutestamentlichen Volks. Zuerst sehen wir die Schriften, welche die Wurzel der Kirche des neuen Bundes zeigen. Das sind die vier Evangelien. Wie die vier Cherubgestalten bei Ezechiel den Thron des All-

mächtigen tragen, so tragen sie das Bild des Königs, des Schönsten unter den Menschenkindern in die vier Enden der Welt. Und die Kirche der ersten Jahrhunderte, die Patriarchenzeit der Kirche, sie sinnt über den Geheimnissen dieses Bildes, über dem Geheimnis der Naturen des Sohns, der mit dem Vater und Geist gepriesen sei in alle Ewigkeit.

Nach den Schriften, welche die Kirche gründen, folgen diejenigen, welche ihrer Ausbreitung dienen. Es ist die Apostelgeschichte, es sind in ihren Briefen Petrus, Paulus, Jakobus, Judas und Johannes. Es sind die Schriften, von denen die Kirche in ihrer Ausgestaltung lebt. Sie zehrt davon bis heut. Es sind die Schriften, welche weniger die ewigen jenseitigen Gründe des Heils, welche mehr die Wirkung des Heils im Diesseits, welche die Aneignung des Heils durch die Menschen zeigen.

Die Kirche des Abendlands hebt die in ihnen geborgenen Schätze. Ihr entfalteten sich seit mehr als tausend Jahren die in den apostolischen Briefen niedergelegten Gedanken.

Endlich folgt die Schrift, welche der Zukunft und der Vollendung der Kirche dient. Es ist die einzige Prophetenstimme, die Offenbarung des heiligen Johannes. Die Kirche der letzten Weltzeit erst wird sie verstehen, weil erleben. Vor der ersten Zukunft Christi drängte sich der Rest der Gläubigen, die auf den Trost Israels warteten, um die prophetischen Schriften. Sie hörten: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet!" Und sie warteten. Und vor der zweiten

Zukunft des Herrn, des Weltenrichters, drängt sich der Rest der großen Volkskirchen um diese prophetische Schrift. Sie hören: „Ja ich komme bald!“ Und sie rufen: „Komm Herr Jesu!“ und warten.

So gliedert sich auch die ganze heilige Schrift in zweimal drei Teile und in der Mitte steht der Tag des Menschensohnes.

Sie beginnt in ihrem ersten Buch mit Darstellung der Schöpfung Himmels und der Erde, und des Paradieses mitten darin. Sie schließt in ihrem letzten Buch mit Darstellung des neuen Himmels und der neuen Erde, und der Stadt Gottes mitten darin. Und in der Mitte des Ganzen steht das Kreuz. So kreist die ganze Schrift, in lebendiger Bewegung geschlossen in sich selbst.

Ein lebendiger Bau — wie der Bau einer Pflanze. Ihr Fuß birgt sich im Dunkel. Sie steigt wie eine Weissagung vielgliedrig entfaltet, aufwärts. Ihr Bewegen in Schaft, Blatt und Geranke ist eine Frage an die Zukunft. Die Blüte erst ist die Antwort. Sie erst enthüllt das eigentliche innerste Wesen der ganzen zu ihr aufstrebenden Gestalt. Sie zeigt den Gottmenschen. Sie erst spricht das Geheimnis des Baues aus, der sie voraussetzt und fordert. Sie erst ist die Erfüllung der im ganzen redenden Weissagung. Sie erst ist der Schlüssel für die ganze sonst unverständliche Erscheinung. So verhält sich die Schrift alten und neuen Bundes wie Vorder- und Nachsatz, wie Frage und Antwort, wie Weissagung und Erfüllung.

---

Die ganze Schrift, das Buch der Völker, sie ist einem heiligen Bau vergleichbar.

In den alten Kirchen stand zu Eingang der Taufstein, in der Vorhalle. Die Taufe legt den Grund der Kirche. So beginnt das Schrifttum des alten wie des neuen Bundes mit der Gründung des Volkes Gottes, zeigt seine Wurzel, schildert seine Patriarchenzeit. In den alten Kirchen folgte dann erst das breite Schiff. Und im Schrifttum des alten wie des neuen Bundes folgen auf die Schriften, welche der Gründung der Kirche dienen, diejenigen, welche ihre Ausbreitung zu festem Stamm und schattendem Gezweig unter Land und Leuten darstellen.

In den alten Kirchen folgte nun erst der engere Chorbau und schloß mit der Apsis und dem Bilde des Weltenrichters, wie er kommt auf den Wolken des Himmels. Und im Schrifttum des alten wie des neuen Bundesvolkes folgt die Krone der Schriften, die Weissagung. Sie weist die Einsamen, die von breit hingelagerten sicheren Weltmächten verlassen wurden, sie weist die übrigen des heiligen Volkes im alten wie im neuen Bunde auf den, der da kommt.

So erblicken wir in der heiligen Schrift einen Doppelbau. Altes und Neues Testament — zwei Kirchen übereinander stellen sie dar. Der alte Bund legt und bildet den Grund. Es ist die Kirche unter der Erde, die dunkle Krypte. Ihre Vorhalle, dann das Schiff mit den schweren gedrückten Säulen, endlich der Chorbau, die Apsis — sie laufen in Dunkel und Nacht

dahin. Sie bilden aber weissagend den Grund für den lichten Bau, der sich mit dem Eingang, mit dem Schiff der schlankeren Säulen, mit dem Chorbau lichtdurchflossen über ihnen erhebt.

Das Ganze der Schrift ist in zwei Stockwerken ein heiliger Gottesbau aller Wunder voll, tönend vom Lobpreis des Allmächtigen.

Und wie den alten Kirchen oft die Figur des Kreuzes zu Grunde liegt, so liegt der eine Gedanke, der der Erlösung, dem Ganzen der Schrift zu Grunde.

Welcher Künstler war's, welcher den Gedanken empfing und gestaltete, den wir im Parthenon, jenem hohen Tempel der Göttin der Heiden, der Göttin Athene ausgedrückt finden? Der Tempel leuchtete auf Athen nur, er leuchtete auch auf das blaue Meer herab. Aber die Beschreibung seiner Linien und Maße, die Zeichnungen, welche die unvergleichliche Schönheit seiner Säulen und Gesimse wiedergeben, das ernste Sinnen über dem, worin das Geheimnis dieser Schönheit zu finden sei — diese stille Arbeit geht in die Weite. So leuchtet dieser Tempel über die gebildete Welt hin. Aber über die ganze Welt, die gebildete und die ungebildete, leuchtet der Bau des Wortes Gottes, die heilige Schrift hin. Und hier sind es nicht nur die Schönheitslinien, deren Züge und Bedeutung man auslegend betrachtet. Hier öffnet sich den erstaunten Blicken ein Weltbild, in Leben und Handlung, ein Kampf des Heiligen mit dem Unheiligen. Und wie das ewig Schöne, so erblicken wir hier auch das Wüste und Häßliche. Es bäumt sich wild auf gegen

die feierliche Majestät des Himmlischen. Endlich wird's im Riesenkampf durch die Jahrtausende hindurch unterworfen. So unterlag die finstere Brut der Drachen und Ungeheuer, die in den gotischen Münstern niedergeworfen die mächtigen Pfeiler trägt und dem Heiligen dient. Und so entziffert und forscht und deutet Geschlecht um Geschlecht an den Zügen und Zeichen, an den Figuren und Ornamenten, an der Majestät des Heiligen und den Schrecknissen der Finsternis, an den Bildern ewiger Liebe und grauenvoller Bosheit, die sich im Wunderbau der heiligen Schrift finden, in welcher laut der Jammer der Welt zum Himmel schreit und die Gottesliebe vom Himmel schreit. Die Gläubigen aller Zeiten und Völker entziffern an diesem Wunder der Gnade bis der Herr kommt.

Den Maßstab für den Wert des Parthenon, die Schönheitsregeln, entnehmen wir eben diesem Bau selbst. Und den Maßstab für die heilige Schrift entnehmen wir ihr und ihren Aussagen selbst. Ja, selbst für die Auswahl der Lesarten und die Herstellung des Textes der heiligen Schrift müßte jener Maßstab leiten, wie dem Künstler, welcher verwitterte Steine aus einem Bauwerk nehmen und neue einfügen zu müssen glaubt, der Plan des ganzen Baues die Hand führen, und Ehrfurcht vor dem Bau beseelen muß.

Und so soll es sein. Mehr und mehr soll die mark- und beinerschütternde Wahrheit der heiligen Geschichte mit den in sie eingewobenen Offenbarungen der himmlischen Welt im Ablauf der Zeiten vor dem Angesicht

der Engel Gottes auf der blutigen Schaubühne der Erde enthüllt werden.

Es ist, als ob ein kostbares Gewand, bedeckt mit eingewirkten Mustern von außerordentlicher Schönheit zusammengefaltet, getragen und hingehalten würde. Und nun wird es allgemach entfaltet. Zoll um Zoll wird der edle Stoff entrollt und auseinandergelegt. Allmählich erscheint Muster um Muster, Gebild um Gebild in immer neuer überraschender Zeichnung. So die Enthüllung im Lauf der Weltzeiten.

So also werden im Ablauf der Geschichte der Kirche auf Erden die seligen Geheimnisse der Herrlichkeit des Herrn in der heiligen Schrift allgemach enthüllt. Die Schätze der Erkenntnis des dreieinigen Gottes, seiner Veranstaltungen zum Heil der Welt, seiner Ziele für die Erneuerung der Menschen, des Himmels und der Erde, die Niederwerfung der Geister des Fleisches und der Tiefe, alles tritt endlich in das Verständnis der Kirche hinein, und Bilder und Muster leuchten aus ihrer Entwickelung hervor. Und die heiligen Engel blicken, lüstern das Geheimnis Gottes zu schauen, auf diese Entwickelung der Kirche auf Erden. Denn sie erblicken darin den Reichtum der in Christo verborgenen Herrlichkeit und den Reichtum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen. Denn es soll an der Gemeinde auf Erden kund werden, den Fürstentümern und den Herrschaften, den Geistern im Himmel die mannigfaltige Weisheit Gottes.

Einer der Väter unserer Kirche, Quenstedt ist's, hat

die heilige Schrift mit dem vielstimmigen Ton der Orgel verglichen. Er will, und damit kehren wir zum Anfang zurück, erklären, wie der eine Geist durch die Vielheit der Gaben wirksam sei.

Denn welch eine Reihe von Stimmen und Pfeifen von der kleinsten bis zur größten hinauf, die das Werk umfaßt! Und welche Verschiedenheit des Tons! Und derselbe Odem des Windes nur ist's, der sie alle bewegt. Er geht in die Eigentümlichkeit eines jeden der metallenen Stäbe ein, und gebraucht dieselben für das Ganze, wo und wann der Meister es will.

So durchhaucht der Baumeister des Hauses Gottes, wie der heiligen Schrift, die Vielheit der Geister der Menschen, deren Mund und Hand er zum Aufbau verwendet. Er durchhaucht die Geister in ihrer Mannigfaltigkeit, die er benutzt. Er schont die Besonderheit, denn er bedarf der Eigenart, der besonderen Gestalt und Gabe jedes einzelnen für das Ganze. Jede Farbe als solche ist für den Farbenton des Gemäldes notwendig, jeder Ton an seiner Stelle für den Farbenton des Ganzen, für den Einklang, für den Gang des Tonstücks unentbehrlich.

So ist die heilige Schrift wie anfangs gesagt, eine gewaltige Harfe, Wetterharfe über die nächtige Welt gespannt. Sie ist die mächtige Orgel. Sie tönt über die Veste der Erde. Es stehen zwischen ihren Bergen wie zwischen mächtigen granitnen Säulen die Völker der Welt. Dieser Orgelton aber klingt durch die steinernen Pfeiler, — und über die lauschenden Nationen

hin, wie in einem großen Gotteshause, daß alle Knie sich beugen. Das ist der Wille des Schöpfers und Meisters.

Und so ist die heilige Schrift das Wort einer Reihe von Zeugen. So ist sie ein Strom von Tönen, die Stimme einer großen Schar als eine Stimme großer Wasser und als eine Stimme starker Donner: Halleluja, denn der König hat das Reich eingenommen!

Und wer mit den Gläubigen allen auf dem Boden dieser Schrift steht, auf diese Stimme des Königs hört, mit den Seinen seinem Auftrag treu bleibt, der ist in Gottes Furcht in sicherer Festung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das war ungefähr der Gegenstand des Gesprächs in der Nacht. Vom Ton der Wetterharfe hörten wir längst keinen Laut mehr. Über die dunklen Wälder hatte sich Ruhe gelagert, nur vom Ruf der Eule im Dickicht der Fichten unterbrochen. Aber die Wanderer hatten die breite Heerstraße schon wieder betreten, und sie näherten sich schnellen Schritts den Wohnungen der Menschen.

---

So, das etwa antworten wir denen, die uns zur Ergebung auffordern.

Wir gehören zur Kirche Gottes auf Erden. Hier ist mehr, als eine irdische Burg. Und der Apostel bringt unsers Königs Botschaft und ruft hinein: So verwahrt

euch, daß ihr nicht durch Irrtum der ruchlosen Leute samt ihnen verführet werdet und verfallet aus eurer eigenen Festung!

Und wollen wir dieses in weitem Sinn, wollen wir's auf die Kirche anwenden, so ist hier das Wunderbare. Unser König ist nicht fern. Er ist unsichtbar und geheimnisvoll unter uns. Er ist wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Wir haben sein Wort in Kirche und Haus. Und dort ist er sogar auch leiblich, er ist so sicher unter euch, daß ihr ihn tasten und berühren könnt. Ja er hat einen Tisch uns gedeckt gegen unsere Feinde in uns und außer uns. Ihr tratet zu seinem Tisch. Im hochwürdigen Altarsakrament steht er leiblich in eurer Mitte, der Herr voll Heil und Gnaden. Ihr umringtet ihn, ihr warfet euch vor ihm nieder, ihr berührtet den Saum seines Kleides, ihr berührtet seinen heiligen Leib im Element. — Und dies reichte nicht hin? Die wahrhaftige Gegenwart des Herrn unter den Seinen ist der hohe Grundartikel unseres Glaubens. Sollte man es nun für möglich halten, daß es Gläubige geben könnte, welche dennoch fürchten, zagen, klagen und kraftlos hinsiechen! Wir haben eine geheime Mitte, um welche wir uns bewegen. Unser Wandel ist Wandel um diese heilige Mitte, wie der Wandel der Sterne um ihre Sonne.

Sicher, unwandelbar festen Schrittes scharen wir uns denn um diese Sonne, unseren Herren, unsern Hirten. Er hält, trägt, bewegt die Seinen, die auf ihn warten. Von

ihm strömt Saft und Kraft. Auf, laßt uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, — dies Geheimnis unter uns frohlockend erhobenen Hauptes umstehen. Mann für Mann läßt sich das Regiment zusammenschießen, welches den König in seiner Mitte hat, und mit seinen Leibern deckt es ihn. Lasset uns, und ob wir in Wettern stehn, und ob wir, auf uns blickend, nur Armut und Ohnmacht sehn, dennoch herzlich froh die Menschen anlachen, da wir ein heiliges Geheimnis haben, welches uns gewiß und froh macht. Lasset uns frohlockend die Herrlichkeit des Königs in unsrer Mitte preisen, den wir umstehn und den wir umkreisen!

Und dazu hören wir seine Stimme, haben sein Wort, so reich und mannigfalt. Und haben die heilige Absolution. Denn des Menschen Sohn hat Macht auf Erden, die Sünde zu vergeben. Und wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Und dies doch auch dann, wenn wir in Trübsal und mitten in Sorgen stehen. Denn wissen wir nicht, daß grade dies uns dienen soll, vollbereitet, gestärkt, gekräftigt, und so dienstfertig, gütig und mild, geduldig, sanftmütig und wahrhaft demütig und liebevoll zu werden, daß wir uns herab halten zu den Niedrigen? Und wissen wir's, ist's dann so schwer, mit dem König der Ehren zu leiden und den Kelch mit ihm zu trinken, der doch unsere einzige Ehre ist?

Ja wohl, wir trauen von Natur lieber auf einen Strohhalm, den wir sehen, als auf ihn, den wir nicht

sehen. Aber aus Gnaden wissen wir's: Er hat's aus lauter Güte so geordnet, daß wir so auf Schritt und Tritt an ihn gewiesen sind, und seiner gedenken müssen. Und sind dies nicht Gedanken des Friedens mit uns, daß unsere arme Gestalt uns an seine arme Gestalt, da er auf Erden wandelte, erinnern soll, ja vielmals erinnern soll?

Ja, und wenn wir in das größte leibliche Elend kämen: zu jener Intimität, zu jener Bekanntschaft mit Ratten und Mäusen herab, das ist doch nicht sehr wahrscheinlich. Nein, unser König hält uns höher. Aber sähe es einmal so aus, als ob er uns vergäße, wir sind sein Volk, wir lassen ihn nicht, vor dem wir mit Aufheben der Hände niedersinken.

Nun so sei es denn wie er's mit uns im Sinn hat. Entfallen wir nur nicht aus unserer Festung, bleiben wir unbeweglich. Geben wir vom offenbarten Wort nichts nach, hören wir auf keinen Friedensantrag, den er nicht will und bestätigt. Nein, nicht vermittelt, nie kapituliert! Wir wären Thoren, wenn wir ehrliche „Kritik" nicht achten wollten. Sie aber ist ehrfürchtig. Sie fürchten wir nicht. Aus den Ziegelöfen Ägyptens aber hat er die Seinen geführt und die Stecken der Treiber zerbrochen. Er trägt und führt über Tiefen mit seinem Arm, und dieser Arm wird offenbar werden. Auf ihn hin trauen wir, ihm entgegen rühmen wir, und alles in einem, wer's hören will, dem verkünden wir's:

Habemus regem.

# Annalen.

Das Jahr geht zu Ende. Vormittags Arbeit, immer zuerst etwaige eingelaufene Akten oder Protokolle. Dann eingesiegelt und an Kollegen Landrat von O. in Charlottenburg zur Post.

Und nun schreiben wir 1893.

Der alte Reise-Hilfs- und Notstandsprediger, welchen Titel Verfasser sich gern beilegt, hat doch auch noch seine Arbeit. Denn trotz seines Alters bildet er sich auf jenes Amt viel ein, vielleicht, weil er in jungen Jahren niemals Hilfsprediger gewesen ist. Und dazu hat er jetzt auch seinen Schwiegersohn in dessen Amt zu unterstützen. Da gibt's Fahrten.

Fährt er im Dienst also zum deutschen Rom, um zu predigen, so denkt er oft an Melanchthon. Als er hier war, schrieb er: „Eben wird einem Bild ein Rock gemacht, der hundert Goldgülden kostet." Denn fährt man vom Bahnhof mit Pferdebahn zur kleinen Kirche in der Alexianer-Straße, so hat man wohl einmal unterwegs auszusteigen und das Vergnügen, zu Fuß weiter zu gehen. Denn wenn Prozession ist, so steht der Altar

oft selbst in der Mitte der Straße. Der öffentliche Verkehr ist gehemmt, als ob es nicht auch Protestanten und andere ehrliche Menschen in der Stadt gäbe, die eine solche Hemmung als eine Mißachtung fühlen müssen. — Aber ducke dich, lat uber gan. Man weicht doch Andächtigen aus. Aber die Stadtbibliothek ist auf's Freundlichste geöffnet und verwaltet. Hier ist nichts, was an Magister Schlauraff erinnert, den Obskuranten, die komische Figur in den Dunkelmänner-Briefen, der von allen humanistischen Hochschulen zur Thür hinaus geworfen wird. Hier auf der Bibliothek hat der Humanismus von seiner edelsten Seite gewirkt. Wer ginge auch nicht gern zum Dom, und wäre es noch so kurz! Da stand am vierten September des Jahres 1842 der geistvolle, edle König Friedrich Wilhelm IV. und rief, ehe er die drei Hammerschläge that: „Hier, wo der Grundstein liegt, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie. So mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen großen, guten Zeit werden! Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde dieser Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Konfessionen und der Stände!" Damit wurde die Arbeit an diesem Riesenbau, dem „Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse" — wie der König es nannte — eröffnet. Wer dächte nicht mit Wehmut daran.

Gern besuche ich einen edlen katholischen Priester,

der über Erzbischof Heribert schrieb. Und der Leiter des städtischen Archivs ist hervorragender Geschichtsforscher.

Geht's nach G. zur Predigt, so geht's vielleicht am folgenden Tag mit den guten Kindern des Hauses W. einmal auf den Drachenfels. Ist's möglich, so wird Hofrat Rohlfs, der Afrikareisende, besucht. Davon ein anderes Mal.

Beim Rückweg Aufenthalt in B., um Bischof Reinkens, Dr. Weber oder Professor Reusch, jedenfalls aber die Bibliothek zu besuchen, wo man freundlich immer aufgenommen wird. Hier gedenke ich auch oft der lieben alten Herren, die ich einst sah. Ich meine die Professoren J. P. Lange und Gaß. Jener trieb seine Rosse mit der Fuhrmannspeitsche an, und aus dem Stallknecht und Pferdejungen wurde ein höchst geistvoller Lehrer. Es funkelt oft etwas wirr durcheinander in Kopf und Schriften. Das ist nicht zu leugnen, aber man sehe einmal von der Dogmatik ab und in die kleinen Schriften hinein, und man wird doch staunen. Ich kann gar nicht umhin aus seiner „Menschen- und Selbstverachtung als Grundschaden unserer Zeit" ein Wort zu heben und zum Nachdenken hier herzu setzen: „Die Reformation hat den freien Zugang zum Gnadenthron wieder hergestellt zum Preise Gottes. Das aber ist eine andere Frage, ob sie die Lehre von der Gottverwandtschaft nach ihrem ganzen Gewicht der Folgezeit übergeben? Vernachlässigt scheint doch die Lehre von Gottesverwandtschaft des Menschen, sagen wir lieber: aufbewahrt als ein kostbarer Schatz für die folgenden

Zeiten.“ Man denke nach. Es ist doch auch gut, wenn noch etwas zu lernen übrig bleibt. Und was Gaß betrifft, so habe ich oft seines Worts gedenken müssen: „Die protestantische Dogmatik ist — tiefer gedacht, als die Theologie der Kirchenväter, wahrer und haltbarer angelegt, als die der Scholastiker, wissenschaftlicher durchgeführt und ehrlicher ausgesprochen, als die Theorien der römischen Kirche.“ Wenn Gaß so sagt, so meint er zugleich die reformierte Dogmatik. Ich nehme es, wie anderwärts gesagt, für die evangelische als solche und auch für dieses Jahrhundert, gern in Anspruch.

Geht's nach E. zur Predigt, so führt der Weg durch das schöne Thal. In der Tiefe am Fluß die alte Abtei Werden, in welcher die Schweden den Codex argenteus fanden, und als gute Beute mit nach Upsala führten. Und links oben in Wald und Park liegt die königlich prangende Villa Krupp.

Geht's zur Aushilfe nach Frankfurt a. M., so ist Verfasser der bestsituierte und bestbeschützte evangelische Pastor im weiten Gebiet, höchstwahrscheinlich zwischen Frankreich und Rußland. Nun rate einer! Geht's nach Elberfeld, so gedenkt er des lieben Feldner.

Übrigens war der Abstecher zu Vetter Konrad doch schön gewesen. Da gings auch wieder einmal in die Lüneburger Heide. In Kloster Ebstorf legte die ehrwürdige Domina von M. die Photographie der hier gefundenen Weltkarte uns hin. Dann traten auch die Gefühle der alten Treue für die Stammesfürsten hervor. Diese Zierde werden die Lüneburger, und der Schreiber

versteht's, wohl bewahren, wenn auch alles ringsum neue Bahnen wandeln sollte. Ihr Wahrspruch:

Die Heide scheinet nicht,
Die Heide duftet nicht,
Die Heide aber spricht:
Treu bis das Herz mir bricht.

Zum Herzbrechen ist manches auf Erden. Und daß die große Weltgeschichte darüber hin zur Tagesordnung und weiter geht, ist ganz in der Ordnung, und kann von dieser Welt gar nicht anders erwartet werden. Vom Christen aber muß erwartet werden, daß er vor dieser Welt sich nicht verbeugt, sondern ehrlich bleibt, und, müßte es so sein, mit Ehren untergeht. Siegen ist keine Kunst, das kann jeder, mit Ehren unterliegen ist oft Gottes Gunst.

In diesem Jahr konnte der Verfasser auch einmal wieder in philosophische Arbeiten treten. Wie lange war das her, daß er für die philosophische Zeitschrift von Fichte und Ulrici arbeitete und auch eines Tages über die empirischen Grundlagen christlicher Spekulation schrieb! Das war ja nun vor zwanzig Jahren. Da wird wohl im Kopf alles eingerostet sein. Doch versuchen kann man's ja.

Ein vom 9. März 1893 datiertes Schreiben seitens der directors of the World's Columbian Exposition lud zur persönlichen Teilnahme am philosophischen Kongreß nach Chicago ein. Statt über's Meer zu gehen und to read a paper, zog Verfasser vor, to send a paper, welches ja freigelassen war. Dieses paper wurde denn

auch wirklich zu rechter Zeit gedruckt, und der gebührend ausgestattete Separatdruck wurde eingesandt. Er sollte über die Lage der Anthropologie in Deutschland, über die wissenschaftlichen Arbeiten für dieselbe Rechenschaft geben. Dies Thema suchte ich mir aus.

Die Sache verdients. Denn die Lage ist eigentümlich, wie ich denke.

In seinen „Psychologischen Vorträgen“ sagt Fortlage sehr wahr: „Unsere Seele gleicht einem von dem Reichtum der mannigfaltigsten Gegenstände angefüllten Schatzgewölbe, worin aber nur ein einziges armes Lämpchen brennt, dessen Schimmer nur immer eine geringe Anzahl von Gegenständen zu gleicher Zeit zu beleuchten hinreicht. Eine sehr geringe Zahl nämlich in Vergleichung zum Reichtum des Ganzen. Der größte Anteil unserer Seele ist im Schlaf, auch wenn wir wachen. Das, was in uns wacht, ist niemals unser ganzes Ich, sondern immer nur der kleine Teil desselben, welcher durch das wache Prinzip, das wir die Aufmerksamkeit nennen, und welches die Lampe im Gewölbe vorstellt, erleuchtet und zum Bewußtsein gebracht wird. Man erzählt von Zuständen der Exaltation, z. B. durch den Genuß von Opium, in denen der berauschten Person der ganze Reichtum ihrer Erinnerungen und Kenntnisse, alles, was sie je erfahren, gewußt und gethan, wie eine vom hellsten Tageslicht bestrahlte Landschaft soll offen gelegen haben. Wir müssen dies dahin gestellt sein lassen. Der Zustand, welchen wir den wachen nennen,

ist niemals wach in diesem Grade, vielmehr in stetem Halbschlaf begriffen. Ja, was noch demütigender ist, dieser Halbschlaf wechselt mit dem Zustande des völligen Schlafs. Das Lämpchen im Gewölbe ist einem periodischen Erlöschen unterworfen."

Dies von Fortlage zu hören, ist eine Freude. Unsere Katheder-Psychologen nämlich, unsere zünftige Wissenschaft überhaupt geht, seit man von den idealen Höhen unserer großen philosophischen Systeme in Deutschland in das Flachland glatt naturalistischer Mittelmäßigkeit herabsank, gern über solche Dinge, die nicht in das tageshelle System passen, rasch und schweigend hinweg. Aber besser dann doch, gar kein System machen und haben wollen. Unser irdisches Leben ist Abschnitt einer Kurve. Sie einigermaßen berechnen wollen, dazu gehört wirklich eine bessere Seelenkunde. Da muß man Erfahrungen aus dem Nachtgebiet des Seelenlebens nicht so mutwillig ignorieren, wie es nur zu oft geschieht.

Ist es denn nicht ergötzlich, daß nun ein E. von Hartmann, der an der Selbstzersetzung des Christentums arbeiten hilft, kommen, und der wissenschaftlichen Pedanterie diesen Hohn an den Kopf werfen muß? Es sei, meint er, sehr bequem, die dunklen Partien des Seelenlebens, zweites Gesicht, Ahnungen und Hypnose, zur Seite liegen zu lassen, da sie nicht in das fertige Konzept passen. Ganz richtig. So muß ein Hartmann schließlich helfen, uns zur Anerkennung von Thatsachen zu zwingen, welche uns in jene entsetzliche Nacht blicken lassen, die allein schon im stande ist, einem denkenden

Menschen Gewölb, Halt und Boden unter den Füßen wegzuziehen. Denn sie zeigt uns in uns das Grauen schon jener Tiefe, welche rufen lehrt: Aus der Tiefe rufe ich Herr zu dir!

Wir alle besitzen eben verborgen in uns ungeahnte Kräfte.

Der nüchterne ehrliche Zschokke erzählt in seiner „Selbstschau" von seiner Gabe wirklicher Zentralschau. Er überblickte vor seinem innern Auge das Leben, das ganze Vorleben ihm bisher völlig Unbekannter bei der ersten Berührung mit ihnen. Das Gesicht, den Ton, die Stimme des mit ihm Redenden gewahrte er undeutlich, deutlich aber sah er in den Lebensgang des ihm unbekannten Sprechers, oft zu allgemeiner Überraschung, tief hinein, oft zum Schrecken des so Durchschauten. Und erzählt nicht Harleß Ähnliches?

Diese Thatsachen sind nichts Überraschendes. Sie passen ins System, freilich in ein höheres.

Aus diesem ist auch das zu erklären, was wir von Divination und Weissagung im weitern Sinn wissen. Denken wir nur an jene Entdeckung für die Geognosie, welche die gebildete Welt erobern sollte.

Werner zu Freiberg hatte niemals einen Vulkan gesehen. Zum Meeresstrand war er niemals vorgedrungen. Es war eine wunderbare, tiefe Ahnung, die ihn aus der Gebirgsgliederung um ihn her, aus Gefüge und Geblätter der Steine und Stufen, die sein Hammer traf — sein System des Neptunismus finden ließ. Alle Felsarten, die Schieferlager und Granitmassen des Erzgebirgs, die Basalte der Lausitz — alles findet er

als Gebilde aus wässriger Lösung. Es war ein Fund. Allerdings, nun mußte zur Erklärung der Erdbildung freilich ein längerer und mühsamerer Weg betreten werden. Aber der Anstoß war gegeben. So fand denn auch der Plutonismus von Freiberg seinen Ausgang. Von hier zogen Alexander von Humboldt und Leopold von Buch zu den größten Vulkanen der Erde. Aber wie könnte er die von Werner eingeleitete Anschauung über das Entstehen unserer Erdmassen ersetzen? Er kann sie nur beschränken. Hören wir Werner:

Breit hingestreckt liegt das gleichartig gemengte Gestein, uranfänglich auf Meeresgrund niedergeschlagen. Da ist thoniger, kiesliger, kalkiger Schlamm in einfachem Nebeneinander. Die schlammigen Massen verhärten unter starken darübergelagerten Schichten. Es entstehen die kleinen Kristallbildungen. Aber das zutretende und durchströmende Gewässer führt die gleichartigen Stoffe zusammen. Sie finden und halten sich. Das gemengte Gestein ist zu kristallinischen Gestalten langsam umgeformt. Die gleichartig scheinende Masse ist nun sichtbar gegliedert. Die harten Gebilde von Kiesel und Feldspat und Glimmer treten auf wie der Granit sie enthält.

Aber die Bildung jeder dieser Kristalle und jedes dieser Einzelgebilde hat auch größern Raum in Anspruch genommen. So folgen die Erschütterungen — —

Mariette fand in der Bibliothek der Schule zu Boulogne, seiner Vaterstadt, eine Mumienkiste. Von Stund an hatte er seine Lebensaufgabe. Er war für das Studium der ägyptischen Altertümer entschieden.

Als er endlich durch die lange Reihe steinerner Sphinxe, die er bloßlegte, zum Serapistempel vordrang, als er die Apisgruft mit den vierundsechzig großen Sarkophagen entdeckte, welche die Leiber der heiligen Stiere von Psamtik IV. an bis zum Schluß der Ptolemäerherrschaft enthielt, da war sein Ziel erreicht. Nun konnte er vor der von Brugsch nun ausgeführten, von ihm beabsichtigten Eröffnung der Pyramiden von Sakkara, im Januar 1881, sterben. Wozu eine höhere Hand, ein rätselhaft ergreifender Drang wie eine Weissagung, führte, er hatte sich wie willenlos ihm hingegeben.

Hier rede ich durchaus nicht von direktem und unmittelbarem Eingreifen Gottes. Ich meine vielmehr nur das dunkle, in uns ruhende, dem wachen Tagesbewußtsein verschlossene Gebiet des Ahnens, der Imagination, der Weissagung als dunklen Blicks und Griffs in die Ferne. Nur die Furcht Gottes, das kindliche Vertrauen im Erlöser zu ihm, sichert uns. Ich habe erlebt, daß ein in Wahnsinn Tobender sofort ganz still wurde, die Hände faltete, wenn ich an seinem Bett über ihm das Vaterunser betete. Keinerlei irdische Mittel schützten. Und so schützt keinerlei irdische Bildung vor der wilden Phantastik des Aberglaubens und der Zauberei. Es gibt nur einen Stab, der in die nächtige Tiefe in uns reicht. An ihm kann das herrenlose Gesindel unberechenbarer Gefühle sich sammeln, halten und zur Ruhe kommen.

Das zeigt uns die Weltgeschichte. Kolchische, iberische,

thessalische Zauberkünste, magische Ringe, sowie die Furcht vor dem unholden Treiben der Strigen, Lamien und der Larven als Seelen Abgeschiedener, alles das spielte eine Rolle im höchst gebildeten alten Rom. Dieser Spuk war aus der babylonischen Magie gedrungen, in neue Namen und Formen gegossen, und strömte nun mit den hebräisch-kabbalistischen Gottesnamen für Beschwörungen aller Art ins Abendland. Und, setzen wir hinzu, durch das Mittelalter und an die galantesten Höfe der Renaissancezeit. Je exquisiter die sogenannte „Bildung“, desto sicherer die Furcht vor dem unheimlich dunklen Grund, der nun einmal unter der Bildungsdecke in uns steckt. Gegen diese Furcht und die verwildernden Gefahren des Aberglaubens gibt es nur ein Mittel, die Furcht, die der Weisheit Anfang ist.

---

Im Herbst Fahrt in die Weite zur Plenarsitzung.

Wir gingen zur Wilhelmshöhe. Bäume und Wald nebst der Fernsicht sind das Ansprechende. Die Wasserkünste können uns nur kalt lassen. Jakob Grimm sagte von ihnen: „Sie setzen uns zwar in Erstaunen; bei näherer Überlegung spüren wir aber doch etwas Leeres in der Sache und das rührt daher, weil nichts an seiner wahren natürlichen Stelle ist, ein kleiner Wiesenbach enthält viel mehr Wahrheit und Poesie.“

In Kassel muß man ja immer an die Gebrüder Grimm denken, die seit Frühling 1824 auf der Bellevue

wohnten. In des Verfassers Gesichtskreis traten hier erst die Bernhardi, Vilmar, den er auf dem Ständeplatz vormals zuerst besuchte, und Landau, wo er einkehrte. Diesmal bei den von Elberfeld her bekannten Freunden W. Von hier dann Fahrt in die Weite, nach dem Osten zur Sitzung. Rückreise über Halle.

Da sitzt er wirklich, Freund Professor Dr. L., in seinem Garten der Moritzburg gegenüber. Er sitzt da wie nur ein echter Emeritus sitzen kann, mit langer Pfeife, Tasse Kaffee und gutem Buch. Ich beobachte den Studienfreund, ehe ihm meine Karte übergeben ist. — Es war eine Freude und Entdeckung. Hier denke ich auch an Giebichenstein, wo wir suchten. Dann zum Schwager nach Laubach, wo die treue Hausfrau abgeholt wurde.

Hier ist dann in der Regel der stille Abschluß der Rundreisen. Der alte Verfasser sitzt, wenn der Abend niedersinkt, auf der Bank vor dem Wald. Unter sich die Gebäude des Guts, sich gegenüber die alte Stadt, die Vaterstadt, das dunkle mächtige Schloß darüber, das spitzgiebelige Vaterhaus daneben. Er blickt in die Tage der Jugendzeit. Dann legt sich der Abend über Berg und Thal. Der Wald steht still und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar. — Und der aus der Jugendzeit so bekannte Ton, das Abendgeläut, endet, feierlich über dem allem klingend, mit den dreimal drei ernsten Glockenschlägen und ruft zum Gebet.

* * *

Wildrosen stehen wieder am Berghang blühend auf Rain und Rasen. Das Jahr 1894 ist in's Land gekommen.

Jawohl, ich gedenke dran. Ein junger Bursch schritt einmal als fahrender Schüler frisch durch den Hohlweg und singend auf's Städtlein zu. Da war's, daß aus dem Hagedorn über ihm rechts und links die roten Wildlinge herab sich bogen und nickten. Und hoch sprang das junge Blut in die Höh, und wieder herab, und hatte eine Rose im Knopfloch und eine am Hut.

Der Winter war mannigfaltig gewesen. Im großen Studierzimmer von Hofrat Rohlfs in G. war eine echt afrikanische Hitze zum Entsetzen seiner eigenen Hausfrau. Nun ja, er war's gewohnt, und „Mustafa, der deutsche Wunderarzt" so hieß er ja einst, mußte das wissen. So stand's auf dem Schild über seiner Wohnung in Fez. Dann überstieg er als erster Europäer den Atlas und belehrte uns über den Tsad-See.

Es ist doch sehr treffend und weiter anwendbar, was er in seiner Reise von Tripolis nach der Oase Kufra über die Araber Nordafrikas erzählt: „Namentlich die Völker, welche dem Islam huldigen, verstellen sich Fremden und besonders Andersgläubigen gegenüber mehr, als der Betreffende denkt. Das ist bei allen

Völkern der Fall, deren ganzes Leben sich vorzugsweise auf religiöse Formalitäten stützt, welche zur Heuchelei, zur Scheinheiligkeit, zur Augendienerei Veranlassung geben.“ Man ist unwahr, da der nach dem Gebot seiner Religion vom Andersgläubigen „sich in seinem Innern hochmütig Abschließende, infolge einer Reaktion der angebornen Menschlichkeit, den Ausgeschlossenen, mit dem er verkehren muß, nichts merken lassen will“. —

Ich habe diese Anmerkung treffend und weithin anwendbar gefunden.

Es ist schön, Rohlfs auf seinen Wanderungen zu folgen.

Mitten im Gehege der Oliven-, Feigen- und Granatbäume, von der reichen Quelle getränkt, erheben sich die Reste des uralten Jupiter-Ammon-Tempels in der libyschen Wüste. Hier holte sich Krösus von Lydien den Orakelspruch. Hierher suchte der Perserkönig Kambyses vergeblich zu dringen. Hier ward Alexander der Große der Sohn des Jupiter. Da liegen die Ruinen. Die Reste des Tempels zeigen Hieroglyphen, und an manchen Stellen in den ursprünglichen Farben noch, besonders blau und grün. So Rohlfs. — Neulich bemerkte Chavanne schon Abnahme der Zahl alter Reste. Bald wird der Wüstensand alle bedecken.

Aber auch ein Ereignis dieses Jahres führte nach Afrika. Am 2. Mai starb zu Tanga in Ostafrika unser Dr. A. W. Schleicher.

Ein Berliner Student kam eines Abends nach Haus, stieg die Treppe hinauf, öffnete seine Stubenthür, und suchte nach Feuerzeug, um seine Lampe anzuzünden. Er

wollte noch ein Kapitel in der Bibel lesen. Aber — es war Feuerzeug nicht zu finden. Nun, so geht man eben einmal im Dunkeln in's Bett, sagt der geneigte Leser. In den meisten Fällen richtig, nur nicht in diesem. Denn unser Studiosus der Mathematik hatte es seinem Vater versprochen, jeden Tag ein Kapitel in der Bibel zu lesen. Dies Versprechen mußte und wollte er halten. Was aber nun thun? Unser Student nimmt seine Bibel, geht hinunter auf die Straße, stellt sich unter eine Gas-laterne, schlägt seine Bibel auf, liest sein Kapitel, geht auf sein Zimmer hinauf, legt sich in's Bett, und: hat seine Pflicht gethan. — Der geneigte Leser wird sagen: allen Respekt! Ja, diese Ausdauer zugleich in tiefer Frömmig-keit zeichnet das ganze Leben des hochbegabten Mannes.

Mit 15 Jahren hatte er, geboren am 31. Mai 1834, seine Abituritätsprüfung in Antwerpen gemacht, wo der Vater Kaufmann war. Dieser sandte ihn seiner Jugend wegen auf das Gymnasium nach Köln, um es auch hier zu bestehen für seine Studien in Deutschland. Für das Studium der Mathematik besuchte er nun die Universi-täten Straßburg und Berlin. Jetzt schon sprach er fertig das Holländische, Vlämische, Englische, Norwegische, Französische. Nach absolvierten Studien, nach Reisen von Schottland und Norwegen bis Spanien, ging er mit seiner Gemahlin, einer Tochter unsers lieben Dr. Jacobi in Berlin, nach Philadelphia, und leitete hier ein großes industrielles Unternehmen. Dann schlug er glänzende Anerbietungen aus, und kehrte nach Berlin zurück, um sich sprachvergleichenden Studien hinzugeben. Es kam

eine große Reise, es kamen seine afrikanischen Reisen, seine Arbeiten für Erforschung der Somali-Sprache. Schweinfurth hatte auf der Messe zu Berbera Lieder gehört. Er sang sie, ohne sie selbst zu verstehen. Schleicher konnte sie ihm erklären.

Doch wir greifen ja schon vor. Lassen wir ihn selbst einmal reden.

„Nach Lepsius bezweifelte schon vor zehn Jahren niemand mehr, daß lokal die Urheimat der drei Sprachfamilien Hamitisch, Semitisch, Indogermanisch in Asien und in der Nähe der mesopotamischen Ebene war, von wo sie einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt hatten.“ So Schleicher in seinen: „Afrikanischen Petrefakten“ von 1891, in denen er „die vor gewaltsamen Einwirkungen bewahrt gebliebenen Sprachelemente längst entschwundener Zeiten aufzufinden“ die Hoffnung ausspricht. Er sucht die Formwurzeln der Sprachen, und die Übereinstimmung in den grammatischen Bildungsweisen. „Sie sind wie die Petrefakten der Erdrinde, die uns durch Jahrtausende hindurch erhalten bleiben, und uns die ursprüngliche Ordnung geologischer Schichten, selbst da, wo das unterste nach oben gekehrt ist, erkennen lassen.“

Genug, 1892 gab dann Schleicher seine Arbeit über die „Somali-Sprache“, 1893 eine „Geschichte der Galla“, die Übersetzung des Berichts eines abessinischen Mönches heraus.

Dann ging er wieder nach Afrika. Er schrieb von Monkullo am 9. März, daß er täglich 720 Galla-Wörter mit Hilfe Eingeborner niederschreibe. Er wohnte beim

schwedischen Missionar Flad, einem „Missionar von Gottes Gnaden“. Er geht dann nach Aden. Er arbeitet hier im französischen Konsulat mit Galla-Leuten unter Beihilfe des Dolmetsch. — Am 2. Mai nahm ihn hier Gott mitten aus seiner Arbeit. Und an Frau und Kind in Berlin kam die erschütternde Nachricht.

Der Pastor unserer Berliner Annen-Gemeinde, deren treues Glied er war, hielt ihm eine Gedächtnisrede. Auch die unierte Mission der Landeskirche that es. Denn immer weiten Herzens hatte er mit seinen Sprachkenntnissen geholfen wo er irgend konnte.

---

Am 4. Mai notgedrungen folgende Erklärung in die N. Preuß. Zeitung gesandt:

„In der Beilage zu Nr. 198 der N. Preuß. Ztg.“ (29. April) finde ich unter der Überschrift:

„Herr v. Mühler und die renitenten hessischen Geistlichen“

auf einen Brief Bezug genommen, welchen Herr v. Mühler unterm 2. Februar 1874 an mich richtete. Dazu ist dort bemerkt: „Es scheint immer mißlich, einen Privatbrief, hier ein Antwortschreiben, weiter mitzuteilen.“

Ich erlaube mir, zu erwidern, daß ich in der That nicht weiß, was damit ausgedrückt sein soll. Denn ich habe jenen Brief, der dem Entschlafenen zu hoher Ehre gereicht, durchaus in die ihm entsprechende Umgebung gebracht. Und ebenso ist vor Abdruck desselben alles beobachtet worden, was Takt und Ordnung in solchen Fällen verlangen, während zugleich an der hier allein

maßgebenden Stelle in durchaus dankenswerter Freundlichkeit entgegengekommen worden ist.“

Man erinnere sich an Bd. I. S. 347. Was des Ministers höchste Ehre ausmacht, das, merke ich, hört man nicht allerwegen gern. — Aber nun zur Tagesordnung.

---

Erste Bibliotheksreise. Da liegen ja alte Papiere genug, für Geschichte evangelischer Kirche hier. Aber es fehlen Aufklärungen, und Handschriften werden am besten an Ort und Stelle eingesehn.

Von B. aus geht's nach Gottesdienst und nach Familienkaffee mit der kleinen Gemeinde beim lieben Eierhändler en gros — nun fort durch's Land Westfalen, im schönen Monat September. Die Garben stehen noch oder die gelben Schwaden bedecken das Land. Da haben wir den alten mächtigen Wohlstand des Landes. Er liegt im Grund und Boden.

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westfalen
Du Hellwegsroggen schlank und schwank
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du?

So der Westfalenfreund Freiligrath.

Da liegt Hamm. Eine „Morgensprach dero ganzer Bäckergilde der Stadt Hamm“ von 1647 beginnt: „Im Namen dero heiligen Dreieinigkeit. Amen.“ Ob man jetzt noch so reden kann?

Da taucht die hochgetürmte alte Hansastadt Soest auf. Das sind die alten Mauern noch, die seit den Tagen Heinrichs des Löwen die Stadt schirmten. An ihnen ist der Erzbischof Dietrich von Köln weidlich angelaufen mit seinem Volk. Das hat sich von den mannhaften Bürgern nur blutige Köpfe und weiter nichts geholt, Anno 1447. Es war immer ein westfälischer Ernst in dieser Stadt Bürgern.

Aus ihrer alten Gerichtsordnung hören wir: „Wu sich dey richter schicken sall. Dey richter sal sitten op syneme richtestole als eyn grysgrymmich loewe und slan den rechteren voit over den luchteren und denken an dat strenge ordel un an dat gerichte, dat Godt over enne sitten wel tho dem jungesten dage, unde richten dan na clage und antworde." — Und so wird gehandelt und gesprochen.

Und wer dächte nicht an Immermanns „Oberhof"! Und daneben an das Märchen im Spessart. Zwischen wildem Thymian, Farn und Blumen, blauen Schmetterlingen und schlüpfenden Eidechsen an der grauen Felswand im Dickicht der Tannen im Spessart-Wald ging dem Dichter das Auge für die träumerischen Zauber der Märchenwelt auf. Und er setzte diese Wunder dicht neben den Oberhof der Soester Börde.

Jetzt schimmert schon fernher im bläulichen Dämmer der edle Teutoburgerwald im Hintergrund. Durch ihn und die Senne fuhr ich mit den Eltern als Kind. In der Heide blickte ich weit umher, die Senner-Pferde zu sehen. Denn hier laufen sie wild. Hier ist vielleicht allein noch der Stamm der alten Wildpferde erhalten, die einst der deutsche Wald sah. Der Vater erzählte

davon. Und im Wald blickte ich ängstlich um, ob nicht Römer im Dunkel der Eichen drohten, denn der Vater erzählte auch im Fahren von der Varus-Schlacht. Er selbst als guter Reiter wäre freilich lieber die dreißig Stunden zu Pferd gewesen, den Mantelsack hinter sich aufgeschnallt und die Pfundsporen an den Stiefeln, wie die Herren damals reisten, statt bequem mit uns im Wagen zu sitzen.

Aber schnell wieder zur Gegenwart. Nun liegt das Waldgebirg dahinter. Wieder einmal im Land Hannover. Wieder der alte, liebe Marktturm! — Wie viel Gutes habe ich hier genossen! Und welch' eine besondere Freundlichkeit Gottes, der es so fügte, daß liebe Vorgesetzte dem Fremdling, dem sie Gunst erzeigten, trotz aller sachlichen Verschiedenheit persönlich dennoch so freundlich blieben! Die Briefe des lieben Ober-Konsistorialrat Niemann zeigen meist am Kopf das „Vertraulich". Da muß man denn wohl schweigen.

Es ist doch schön, achten und ehren zu können. Dieser edle Mann bleibt unvergessen. Und andere auch! So dachte ich, wenn ich aus der Hildesheimer Straße vom Haus der lieben Schwägerin aus den schönen Friedrichswall zur Bibliothek ging, wo Rat Bodemann gleichbleibend liebenswürdig empfängt, und Leibniz Briefe vorzählen läßt.

Selbstverständlich zu Freund L. nach Halle. Ebenso selbstverständlich der kleinen Gemeinde gepredigt. Dies war schon dem Mitarbeiter des seligen Professor Guericke eine Pflicht. Man mußte doch in sein Amt treten,

nachdem man hier einst mit Delitzsch und Kahnis, die dazu von Leipzig eintrafen, und mit der theologischen Fakultät Halles zusammen sein Jubiläum mit gefeiert. —

Und ebenso selbstverständlich wie die Arbeit auf dem Lesezimmer der Bibliothek war dann der Gang nach Giebichenstein. Das war schön, wie wir — es ist ja erzählt — in Reichardts Garten im Gras saßen. Und sprachen von Goethe und der Professor recitierte laut tönend. Und sprachen von Jena und lachten, der alten Zeiten gedenkend, vielleicht auch laut schallend, bis — wie es denn auf Erden so geht: die Blätter verwehen, die Sonne sinkt, das Lachen hört auf und man kommt in die Gegenwart zurück.

Weiter geht die Fahrt.

Selbstgespräch auf dem Balkon des französischen Kaffeehauses zu Leipzig. Vorher dort, wo ich immer einkehre, wenn ich hier bin. Ich meine das Haus des lieben Domherrn Kahnis in der Inselstraße.

Er sagte: „Dennoch — das ist die Konjunktion der Lutheraner!“ — Das verstehen wir Hinterwäldler, die wir durch Stock und Strauch zu brechen haben. Das verstehen wir, die wir meist weniger Bekanntschaft mit bequemen Fauteuils und Sesseln als mit Straßen zu machen haben, wo das zu finden ist, welches zu nennen fast gegen den Anstand ist, in welches auch bis an die Knöchel zu treten an sich nicht gerade zum Ergötzlichsten gehört. — Das verstand man in der Inselstraße. Hier sitzt halberblindet eine liebenswürdige, innerlich hohe

Frau, die ich immer zu sehen trachte. Darum der Weg in die Inselstraße zu Leipzig.

Betrachtungen auf dem Balkon des französischen Kaffeehauses am Universitätsplatz, und Rückschau. Dort unten einst saß ich mit Guericke und dem treuen Rudelbach. Dort ging ich mit dem lieben Zezschwitz, als ich gepredigt, nach seiner Wohnung. Einer von jenen Männern war's, welche für den Neubau angelegt sind, für den er Plan, Aufriß, Hammer und Winkeleisen in der Seele trug. In der Seele — das ist schon hoch anzuschlagen. In der Hand können's nur wenige haben.

Dort erscheint mir der treffliche Dr. Schneider. Dahinter erhebt sich die Gestalt des Professor Kunze. — Nun wandeln dorthin, vor mir im Geiste sehe ich's, der edle Graul und Besser, der alte Freund, der so vieles verlor, aber so viele gewann. Wo seid ihr, alte Zeiten? — Ja, wir sind alt geworden.

Dort, hier um die Ecke herum, ging ich zu Ahlfeld, wo ich wohnte, und saß bei ihm des Morgens in seiner Stube. Da hatte ich ein praktisches Kolleg, wenn ich stummer Zeuge war, wie er mit seinen Beichtkindern umging. — Es ist ja wahr, es ist die Stube, in der ich einst Harleß aufgesucht. — Alle tot, alle tot! —

Zu meinen Füßen aber das ameisenhafte Gewühl der Leipziger Messe.

Nun lege ich auch die Zeitung hin und stecke die Brille ein. Dann gehe ich meines Wegs. Nun setze ich mich unter einen alten Baum auf eine Bank der

Promenade bei zwei Kindermädchen und sehe zu, wie die Kinder lachen. Dann still zum Bahnhof.

Salomo, du großer König,
Mach uns dir nur unterthänig,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Daß wir etwas sind, nichts scheinen.

---

Nach Dresden nun.

Der liebe Emeritus Dr. Zehme ist in der Niederlößnitz besucht, der alte liebe Freund. Dr. H. nicht minder. Er hatte in Dresden von Indien-Reisen ruhend eine Statt gefunden. Und der tief denkende, warm fühlende Oberhofprediger Dr. L. war erst recht besucht. Und nun eine gute Stunde mit der lieben Exzellenz.

In seinem schönen Hause mit seiner hochbetagten gleichfalls über achtzig zählenden Ehefrau ihm eine Stunde gegenüber zu sitzen, ist ein seltener Genuß. Einst, wie erzählt, bückeburgischer Minister und Gesandter am Bundestage, wich, wie bekannt, Victor von Strauß und Torney dem Ereignis von 1866. Er lebte in Erlangen, studierte für allgemeine Religionswissenschaft die chinesische Sprache. Und auch jetzt noch ist er, wenigstens für kirchliche Fragen, schriftstellerisch thätig. Wen hätten nicht in der Zeit allgemeiner Erweckung zum Glauben seine schlichten Erzählungen damals erfrischt, in denen er Lebensfragen so glücklich behandelte!

Lebendig, frisch mit weißem Haar wie ein Jüngling, saß der Geheimrat erzählend da. Von alten Zeiten war viel zu sagen. Auch von Völkerkunde. Ihm ist's nicht zweifelhaft, daß „Chile", das südamerikanische, auf Einwanderung aus China deutet. So sprachen wir denn hin und her. Gott segne ihn und sein Haus!

Nun geht's heimwärts. In diesem Jahr aber, dies war mir noch wichtig, war Professor von Frank in Erlangen gestorben.

Ich hatte ja mannigfache Berührungen mit ihm gehabt. Und so lag es nahe, daß ich von ihm träumte. Der Traum war wunderbar. Er erschien mir und stand hoch aufgerichtet neben meinem Bett. Er begann zu reden. Und wie redete er von der Freude, die ihn jetzt umgebe! In die Naturwelt blicke er jetzt wie in die Geschichtswelt. Ihm immer Verschleiertes sei nun offenbar. Und erzählend leuchtete er strahlenden Angesichts in begeisterter Freude. Hätte ich diese Rede niederschreiben können! Es war ein unvergeßlicher Lobgesang.

Es geht heimwärts. Aber noch einmal Rast im Land der ersten Jugend.

Ein stiller Herbstabend. Ich gehe auf der Wiese; rechts das hohe Ufer mit Gebüsch und Hecke von Dorn und Haselstauden und wilden Rosen. Das Gezweig blau von Schlehdornbeeren. Einzelne Brombeerranken wiegen sich im Abendwind darüber hin, und falbe Gräser und Halme. Ich wende mich und stehe auf der Waldwiese, grüner Bucht im braunen Buchenwald. Das Gezweig der Bäume unten grün, weiter aufwärts rost-

farben, aber blätterlos schon oben die Baumkronen. Da flackert an der Haselnußhecke dicht am Waldrand das kleine Hirtenfeuer. Sie sind im Begriff, die Kühe zum Weg hinab zu treiben, aber das Feuer glüht noch unter moosigen Rinden und Ästestücken. Bläulich steigt die feine Wolke des Rauchs am Wald empor. —

* * *

Nun schreiben wir 1895.

„Alte Leute — sagte Prälat Bengel — machen gern Personalien." So macht die Menschheit, weil sie allgemach alt wird, auch Personalien. Es ist wie kaum je ein Zug für Geschichtschreibung vorhanden. So eingehend wie jetzt sind Archive nie durchstöbert. Die Menschheit macht Personalien, denn sie schreibt ihre Geschichte, und wir machen's ihr nach.

Außer dienstlichen Akten und Bearbeitung etwa von Kirchenberichten die tägliche Arbeit: Kirchengeschichte. Kommt da etwas zu stand und wird gedruckt, so .... bin ich denn doch gespannt. — Man hat einiges studiert, aber damit ist man noch nicht gerechtfertigt.

Nun aber kommt der Frühling.

Im Wald schon rauschen grün und schlank
Belaubte Siegesbogen,
Mit Flöten und Schalmeienklang
Bei Wachtelschlag und Amselsang,
Im Fliederduft
Kommt durch die Luft
Der König Lenz gezogen.

So sein Bote, der Dichter. Und da kommen die Frühlingsboten vom Osten gefahren, und rufen zur Fahrt in's Land.

Die lieben Freunde von F. laden uns nach Königswinter ein. Mit ihnen nach Kloster Heisterbach.

Hier sind wir im Mittelalter. Hierher „zum Thale des heiligen Petrus" kam Bruder Cäsarius. Und als er, seit 1220 etwa im Kloster, Novizenmeister ward, schrieb er zur Erbauung für seine Scholaren die uns aufbewahrten Wundergeschichten, jetzt unschätzbares Material für die Geschichte der Kultur jener Zeit. Es ist schon davon geredet.

Godeschalk von Volmarstein steht am Altar, und celebriert die Messe. Siehe, da hält er statt der Hostie ein wunderschönes Kind in der erhobenen Hand. Er küßt's. Dann wird's wieder zur Hostie. — Bertolf, Priester zu Ellekom, schläft. Er erwacht um Mitternacht. Da, o Entsetzen! — erscheint ihm ein Geist aus dem Fegefeuer. Es ist leibhaftig der wilde Hillebrand, der mit Heulen sich als Mörder bekennt. Und Bertolf, erschüttert, verläßt die Welt und eilt ins Kloster Hardehausen. — So doziert der treuherzige Cäsarius mit Geschichten, daß den Novizen die Haare zu Berge stehen. Denn der Teufel macht bei ihm nicht viele Umstände.

Er führt die Missethäter bei lebendigem Leibe davon und poltert außerdem des Nachts in Refektorium und Kreuzgang, daß es zum Entsetzen ist, während der Klosterhof voll Menschen steht, so entsetzt, und alles schreckensbleich dasteht. Alles das, aber auch wie das Kloster in der Hungersnot die Armen speist, findet man in Cäsarius großem Dialogus der Visionen und Wunder. —

Der schöne, hohe Chorbau steht noch mitten im Grün. Und dort die Mauer, und darin das Pförtlein. Es führt unmittelbar in den dunklen Bergwald. Da mag wohl Bruder Petrus hindurchgeschritten sein, als er über dem Worte sann, das tausend Jahre vor dem Herrn wie ein Tag. Und tief in der Waldnacht stand er nun, und stand und stand, als der Wundervogel im Gezweig über ihm so himmlisch sang, den ganzen Tag, den langen Tag. Und als der Gesang schwieg, da wankte er eisgrau endlich durch die Klosterpforte zurück, und sank im Chor in sein Gestühl. Entsetzt umstarrten ihn die Brüder, und wichen entsetzt zurück. Da schlug endlich der Abt des Klosters Chronik auf, und fand, daß ein Bruder Namens Petrus, der oft zweifelnd über jenem Wort gesonnen, vor tausend Jahren in den Wald gegangen und nimmer, nimmer wiedergekehrt, sondern gar verschollen sei. Da ergriff ein Beben den ganzen Konvent, der den Greis staunend umstand, und bekreuzten sich. Er aber schloß das Auge und gab seinen Geist auf. — Das war: Petrus Forschegrund.

Über die Berge gehts dann von Kloster Heisterbach nach dem Drachenfels. Der Fels selbst schon ist nach

Form und Gestein, in Zacken und Schluchten, ein Stück Romantik.

Welch eine Aussicht oben den Strom hinauf wie den Strom hinab! Hier muß der Dichter reden, der's 1839 hier oben genoß und malte:

In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelroten wie der gelben,
Sah ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.
Das ist ein Kelch! Die Sage träumt
An seinem Rand auf moos'ger Zinne,
Der Wein, der in dem Becher schäumt,
Ist die Romantik, ist die Minne.

---

Der liebe Pastor Pestalozzi am Großmünster in Zürich schickt die zweite Auflage seiner „Christliche Lehre in Beispielen". Man möchte nur wünschen, daß jede solche stupende Belesenheit auch für andere Menschen soviel abwürfe, oder daß jeder was er hat, so verwertet, wie der, an des Tisch wir in Zwingli's Stube zusammen saßen.

Zweite Bibliotheksreise. — Da ist wieder Kassel. Da steht im Habichtswald oben der alte Christoffel.

In Kassel gedenke ich immer der Gebrüder Grimm. In dieser Bibliothek arbeiteten sie. Und in Dörfern und Spinnstuben ringsum sammelten sie die Hausmärchen. Noch zögerten sie mit der Veröffentlichung. Da kam Achim von Arnim. Er nahm das Heft des Gesammelten in die Hand, und ging laut lesend im Zimmer der Brüder auf und ab. Der Grimmsche

Kanarienvogel saß ihm dabei auf dem Kopf. Es war, als ob er zum Lesen den Takt mit den Flügeln schlüge. Dann schalt und wetterte Arnim, bis die Brüder versprachen, drucken zu lassen. Nun kamen die Hausmärchen an den Tag. Und wie heimeln sie an! — Später dann fuhr hier der liebe Landau mit hessischen Ritterburgen, Jagd und Falknerei fort. Die Hessen sind konkret. Ich wüßte nicht, wer so im heimischen Boden wurzelte, als sie. Mehr Urschiefer und Basalt, als Lehm hat dieser Boden. Wenigstens schlagen jene immer durch.

Nun, sie waren ja auch von Haus aus echte Hessen, diese beiden Grimm. Jakob, der älteste, sah 1806, wie die hessischen Soldaten die Gewehre in wildem Zorn auf den Pflastersteinen zerschlugen. Die Gardegrenadiere mit ihren Bärenmützen zogen, die Thränen im Auge, nach Hause. Sie hatten keinen Schuß auf die Franzosen abfeuern dürfen. Ganz so wie es Vilmar „Zur neuesten Kulturgeschichte“ erzählt.

Da kam der Kurfürst wieder. „Wir liefen, — so erzählt Jakob Grimm — an dem offenen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren.“ — Das hatten die Brüder von ihrer Mutter. In ihrer Sterbensnacht phantasierte sie. Sie rief laut, daß die Franzosen verlören und die Hessen aufwärts stiegen.

Den ersten öffentlichen Streit in meinem Leben aber hatte ich doch Jakob Grimm zu verdanken. Er schrieb über den Wert der deutschen Grammatik als Gegenstand des Unterrichts in der Volksschule. Er sagte, daß diese steife Pedanterie gerade das „lebendige

Sprachgefühl“ töte. Das teilte ich in meinem Sonntagsboten aus seinen Schriften mit. Er sagt auch: „An der einfach althergebrachten Stellung der Landschulmeister haben die Einflüsse der neueren Zeit viel gerüttelt und manches verdorben, nicht ohne Mißgriffe derjenigen vorgesetzten Behörden, die mehr aus der Schule machen wollten, als ihr zu sein gebührte. — — Soviel man für die Lehrer bedacht gewesen ist, waltet nirgends tieferes Mißbehagen, als gerade unter unseren Schulmeistern, wie sie nicht einmal gern heißen mögen; sie ziehen dem mehrsagenden alten Namen den weniger enthaltenden vor.“ —

Da kam Erzähler aber schön an!

Er hatte gründlich in ein Wespennest gestoßen. Die von Diesterweg gebildeten „Lehrer“ taumelten und schwollen an wie ein Strom.

Aber ist's denn nicht richtig? Leiden wir nicht an dieser Lehrerschaft, die für die Dorfschule selbst alles wissen soll, also nie zufrieden ist, die schließlich Sozialdemokraten macht?

Anders die verachteten Raumer'schen preuß. „Schulregulative“. Sie sagen S. 65: Die Schule nimmt die teuer erkauften Kinder in sich auf, die ein Recht haben auf alle Güter der Heilsordnung. Und sie sagen: „Der Lehrer soll geheiligt sein an Christi Statt zu sprechen: Lasset die Kindlein zu mir kommen — — —“ Die Regulative kamen aber auch schön an! Der Freisinn schwoll an und fegte sie fort. Ich glaube wohl, daß auch hochmütige Pastoren manches verdorben haben,

denn nur das lebendige Christentum versöhnt. Der alte Dekan Hofacker visitierte einst den ebenso alten würdigen Schulmeister Abele. Dieser mußte katechisieren. Er sagte: Liebe Kinder, wie nennt man diejenigen, die keine Güter besitzen? — Arm. — Gut, Kinder. Und nun kam er auf die geistliche Armut: Was müssen also die geistlich Armen vor Gott und dem Heiland sein? — Bettler. — — Genug, genug, rief der gestrenge Herr Dekan. Das war ihm zu arg, am Ende sollte er auch noch ein Bettler sein! Aber, aber, ein paar Jahre darauf (es war im vorigen Jahrhundert) lagen der Herr Dekan krank an der Wassersucht und seine große Wolkenperücke hing am Himmelbett. Da ward der alte ehrliche Abele vorgelassen. Darf ich fragen: Wie geht's Ew. Hochwürden? — Und siehe da, siehe da! Der alte kranke Herr sah ihn mit liebreichen Augen an: Ach was Hochwürden — sagen Sie: Nichtswürden!

Ja, die dicken Perücken und einiges andere herunter und an die Wand gehängt, — darin besteht ja unser ganzer Lebensgang.

Dies bei Gelegenheit von Jakob Grimm.

Nun ade, du alter Christophel da oben, dich kenne ich sehr gut. Stehe fest und trage! Die hohen Stämme der Rüstern und schwarzen Tannen beugen im Sturm sich um dich her und rauschen zu deinen Füßen. Aber immer leuchtet Morgensonnenschein auf deiner Stirn von Erz. Stehe fest und trage!

In Göttingen auf der Veranda bei Freund Rup-

recht. Von hier jeden Morgen in das schöne neue Lesezimmer der Bibliothek. Wo der alte Planck geschrieben, ist immer noch Nachlese möglich und sogar notwendig. Der freundliche Direktor machte die achttägige Arbeit auch leicht.

In Dresden glänzendes Quartier und freundliche Aufnahme in „Pension Simla". Jeden Morgen in's Japanische Palais. Und hier Handschriften Hoës und Löschers.

In Berlin das beste, billigste und freundlichste aller Hotels: Louisenufer 1. Und morgens zur Bibliothek, der alten wohl bekannten. Sie hatte die Speise dem Studenten gereicht, als die Lehrer, die er in seiner Thorheit für Meister hielt, nur Steine hatten. — Und dann Arbeit im Archiv. Und hier — wunderbar sind Gottes Wege — — sitze ich am Tisch, wo die Herren der Monumenta Germaniae arbeiten, dem Sammelwerk, welches damals vor nun dreiundfünfzig Jahren den Weg durch die Kloster-Annalen, durch Städte- und Reichsgeschichten in die Theologie zurückwies. —

Hier sitzt zur Linken der alte Geheimrat Mommsen. Er sitzt immer übergebeugt ausschreibend, und bei der Arbeit unaufhörlich flüsternd. Unermüdlich doch dieser alte Herr, der gelehrte Verfasser der Römischen Geschichte! Und ich lese ungedruckte Briefe von Spener.

Nachmittags aber die Fahrt mit Freund v. Rh. durch den Grunewald nun nicht mehr, wie früher, möglich. Nur das schöne Gedenken bleibt.

In Hamburg auf der Stadtbibliothek. Hier liegt die

Handschriftensammlung des seligen Ratsherrn von Uffenbach zu Frankfurt a. M. in mindestens 72 Folianten. Hamburg hat sie angekauft. Da trat dann auch der Senior Goeze, den Lessing mit wenig Glück bekämpfte, aus seinen Schriften lebendig entgegen. — Abend beim lieben Pastor P. M.

Dann bei unserm Veteranen, Pastor E. und bei seinem Schwiegersohn Pastor B. in Celle. In Wolfenbüttel kam ich nur übel an. Herr von Heinemann zeigte freundlich die Bibliothek. Aber — für Arbeit war kein Raum, denn es regierten grade Scheuerlappen mit Wasserkübel und Bürste. Aber, es ist wahr, wo hat man einen schöneren Handschriften-Katalog, als hier!

Und nun nach Hannover. Vom Haus der lieben Schwägerin abermals des Morgens über den schönen Friedrichswall hin nach der Bibliothek. Die Krone der Handschriftensammlung: Leibniz' Briefwechsel. Dabei stand immer die große schwarze Perücke vor Augen, unter der der Hofrat in seiner Mietwohnung auf der Schmiedestraße saß, im Schlafrock mit Pelz gefüttert, die Beine in Pelzstrümpfen und großen Socken von grauem Filz. Und dann wieder, wenn der freundliche Rat Bodemann immer hilfreich eintrat, erschien mir im Geist die Liselotte, das deutsche Fürstenkind am Hof von Versailles, die verkaufte, die Bodemann in ihrer urwüchsigen frischen Grobheit uns gezeichnet hat.

Hier denke ich immer an Verwandte und Freunde. Sie erbringen leider noch immer den Beweis, daß der kirchliche Gedanke noch nicht kräftig genug ist. Sie

müßten sonst die Verschiedenheiten, die immer bleiben werden, selbst die entgegengesetztesten politischen Überzeugungen, nicht die Macht gewinnen lassen, daß sie die Einheit der Kirche oder die kirchliche Vereinigung in Frage stellen. Die Kirche hat nur ein kirchliches Bekenntnis, kein politisches. Als Kirche hat sie die verschiedensten politischen Überzeugungen als solche, als Sache immer nur der Einzelnen, zu tragen. Hier handelt, und leidet vielleicht, jeder einzelne für sich. Aber kommt Zeit, kommt Rat, denn gut Ding will Weile haben.

Gehe ich über den Friedrichswall oder durch die Straßen, so treten die Bilder jener Mitglieder der geistlichen Behörde vor die Seele in ihrer Bedeutung. Und ich möchte auch von einem einstigen guten Bekenntnis dieser Behörde erzählen.

Der Kultusminister in Berlin wollte sie bewegen, einen sich lutherisch nennenden unierten Theologen Preußens zu prüfen, um ihn in Dienst der hannoverschen Landeskirche zu nehmen. Er stellte als Grundsatz auf, die Behörde müsse jeden ihm Präsentierten zur Prüfung oder zum Kollegium zulassen, dessen „Nichtzugehörigkeit zu einer Kirchengemeinschaft, deren Bekenntnis das Bekenntnis zur luth. Kirche ausschließt,“ feststehe.

Das Konsistorium erwiderte, die Sache verhalte sich umgekehrt. Der Betreffende gehöre gar nicht zur luth. Kirche. Deren Grundanschauung aber sei es „daß die Kirche ein Bekenntnis habe von dem was sie aus Gottes Wort erkannt hat“. Die Union habe kein Bekenntnis. „Kein Bekenntnis haben — setzte die Behörde hinzu —

grundsätzlich kein Bekenntnis haben wollen, die Notwendigkeit eines Bekenntnisses leugnen, ist also auch ein das lutherische Bekenntnis ausschließendes Bekenntnis." Und nun fügte die Behörde ganz vortrefflich den alten kirchlichen Grundsatz der objektiven Kirchenzugehörigkeit hinzu, den sie so ausdrückte:

„Wer einer Kirche anderer Konfession, und nicht der Kirche lutherischer Konfession angehört, der ist nicht rechtgläubig im Sinn der luth. Kirche, und es ist gar nicht erforderlich, in die Prüfung seiner subjektiven Rechtgläubigkeit einzutreten, weil die objektive Voraussetzung, die Konfessionsangehörigkeit, fehlt."

Von dieser Entscheidung der damaligen Behörde habe ich immer gern gelernt. Und wenn sie selbst auch später, nachdem der Keil der Mittelpartei ins Land getrieben war, von diesem Standpunkt abging, so hatte sie doch den richtigen Standpunkt ein für allemal völlig klar gegeben, wofür man ihr immer auch danken wird.

---

Nun der letzte Akt. Die Hausfrau weilte bei der Schwester zu Pyrmont. Hier aus den fünf Bibliotheks-Lesezimmern eingetroffen, setze ich mich auf den Balkon unter Linden oder blicke über die Wiesen und Kämpe nach Lügde hin, oder ich gehe zur Bibliothek von Corvey.

Da hatte doch damals der Herzog mir einen wahren Liebesdienst, ich müßte wohl sagen eine: Gnade erwiesen, als er mir die Karte schickte, welche im Stift

Corvey ich nur vorzuzeigen brauchte, um in der Bibliothek Einlaß und mein Zimmer zu erhalten. Denn als ich zum erstenmal hier arbeiten wollte, hatte ich's mit einem so vollständig steifleinenen und in allen Fugen knarrenden Rentmeister zu thun, daß absolut kein Auskommen war. Aber nun vollständig umgestülpt! Denn er hatte extra seine Anweisung von Schloß Raudten aus erhalten. Nun die Liebenswürdigkeit selbst. — Dies ist ja das schöne Corvey, wo Hoffmann von Fallersleben vierzehn Jahr arbeitete und dichtete, wo Weber's Dreizehnlinden stehen, wo alles an alte Sachsenart mahnt und an Ansgar und die Mönche, die von hier aus als Äbte berufen wurden und bischöfliche Stühle bestiegen oder predigend in das dunkle Nordland drangen. Hier ist die Klosterkirche, in welcher vor alters immer die weiße Rose erschien, wenn einer der Brüder des Konvents im Tod sollte abgerufen werden. Dann lag sie im Chorgestühl auf seinem Sitz. Und er nahm sie und ging, und befahl Gott seine Seele und starb. — In Höxter auch im freundlichen Haus des Prinzen Salm.

Dann ordnete ich meine Auszüge. Es sollte ja eine Geschichte der evangelischen Kirche geben. Dann aber zwei längst geplante Besuche.

Von Rinteln aus über die Schaumburg in, bitte um Verzeihung, Hemdsärmeln, sintemal es der heißeste Tag im Jahr war. Dann durch die Dörfer weiter. Mit Vergnügen gedenke ich der guten Bauerfrau. Denn ich saß matt von der Sonnenglut oben an der Hecke, an der Einfahrt zum Gehöft. Weiter ging's nicht,

absolut nicht. Ich saß so da. Da kam des Wegs zum Glück ein junger Bauer. Vor uns unten lag das behäbige westfälische Haus breit hingelagert zwischen seinen Eichen, mit hohem, weit offenen Thor und dunkler Dehle dahinter. Ich bitte den jungen Mann hinunter zu gehen, weil ich zu matt dazu, und mir ein Stück Brot zu holen. Er kommt wieder und bringt, und die gute Bäuerin schaut hinter ihm her: Brot drei Finger dick, darauf Butter einen halben Finger dick, darauf Käse einen ganzen Finger dick. Herz, was willst du mehr! Und nun konnte ich, wenn ich mit dem, was die Liebe bot, auch einige kleine Veränderungen vornahm, weiter gehen. Noch einmal Einkehr in eine Dorfschenke und volles Behagen zwischen zwei Fuhrleuten und einem Händler mit Töpferwaren am Eichentisch, und dann — der zivilisierte Mensch verzeihe nochmals — in Hemdsärmeln, den Rock über der Schulter, durch die Straße der höchstlöblichen Stadt O. hindurch, wo die behäbigen Bürger so gemütsvoll mit langen Pfeifen auf den Bänken im Schatten ihrer Häuser sitzen. — Dann freilich vollendeter Szenenwechsel. Neben der Äbtissin, der treuen Freundin, nun bei jeder möglichen Erfrischung im Gartensalon, indem der Blick über das schöne weite Land schweift.

Bei Fußwanderungen genießt man Schönheiten und kleine Abenteuer auf Schritt und Tritt. — Bald darauf neben dem dicken prächtigen Bauer, der zu seinem Rechtsanwalt und zu Markt fährt, hinter seinem raschen Fuchs auf der Landstraße. Gleich darauf abermaliger Szenen-

wechsel. — Zu Tisch bei Sr. Exzellenz, dem Kammerdirektor mit Gespräch über Land und Leute, über Freund Grote und über die ganze Familie. Dann im Bahnwagen vierter Klasse Bauern und damit Land und Leute studiert. Da sind die Türme der alten Stadt. Wie oft war ich als Gymnasiast hier bei meinem Oheim eingekehrt und im vorigen Jahr noch bei seinem Sohn. Jetzt am Bahnhof. — Gut, sage ich mir, daß dein opulenter Vetter hier nicht auf dem Perron steht! Denn bei all seiner Klugheit und Liebe würde er doch nur sehr schwer begreifen können, daß sein Vetter — in dieser Klasse — mit diesen Leuten, die auf solchen Körben sitzen, und solch unbegreiflichen Tabak rauchen —

Aber nun im Pfarrhaus bei Neffe und Nichte. Und Bibelstunde auf der großen Dehle von Person. Der weite Raum voll von improvisierten Bänken, hergestellt aus Bohlen, Brettern und Dielen, die über Fässer und Kisten gelegt sind. Rechts die Kühe, links Pferde und Jungvieh; alle Köpfe auf die Dehle gerichtet. Oben an den Wänden die Hühnerkörbe und von obenher von der dunklen Decke herab grüßt — alles altbekannt — die stattliche Reihe von Speckseiten und Würsten. Die Schwalben fliegen ein und aus, und der allgemeine Hilfs- und Reiseprediger sitzt am Herd, wo der Eisentopf hängt. Mächtig begleitet der Posaunenchor den Gesang der Gemeinde.

Endlich Rückreise. Bahnfahrt vierter Klasse, heiterer Morgen. Man geht im Wagen frei hin und her, sieht ungestört bald rechts bald links zum Fenster hinaus.

Dann auf weiße Röcke mit rotem Futter und Bauern darin und Pelzmützen obendrauf. Szenenwechsel wieder: Zu Tisch im Kloster Fischbeck, nachdem wir die romanische Krypta besehen, bei der Frau Äbtissin. Und nach Tisch Urkunden von Otto I. und Kaiser Heinrich II. Jetzt zum Badeort zurück.

Aber der letzte Akt ist noch nicht zu Ende. Die Hausfrau ist zu ihrem Bruder, dem lieben Oberamtmann im kleinen Vaterland, begleitet. Ich besuche den alten Freund in Schmillinghausen in dem alten Pfarrhaus, in welches mich als Kind der Großvater schon im grünen Filialwagen mitnahm, und besuche als Schluß vor Eintritt des Winterhalbjahres und vor Rückkehr an die Arbeit zuerst die liebe einzig noch mir erhaltene Schwester an der klarwelligen Eder und dann den Neffen, und mache mit dem hochgebildeten Forstmann eine Fahrt mit seinen raschen Trakehner Pferden durch seine Wälder. Und nun Schluß. Mit Oberförster Kruhöfer, und — welches denkwürdig ist, mit seiner Hausfrau, welche mit von der Partie sein will — einen allerletzten vielstündigen Berggang.

Aber sollen wir nicht lieber hiermit schließen? Ist's wirklich nicht schon langweilig genug? — Ich ermesse das ganze Gewicht dieser Frage. Dennoch sage ich: nein, der Leser soll, — er mag's ja überschlagen — nicht betrogen werden. Das Rotlager-Gebirg soll er kennen lernen.

Vom Forsthaus aus früh am Morgen auf den Ettelsberg. Es ist nun Spätherbst und welche Pracht vielfarbiger Moose auf dem kahlen Rücken des Berges!

Graue Farben neben den tiefgrünen, und im Grau die roten Blätter der Preißelbeere. Daneben das Rotbraun der Heide, dazwischen weiße Riedgräser, die Halme unter Morgentauen gebeugt. Über das Ganze die feinen Herbstfäden silbern gezogen. Und wie eingestickte Arabesken auf diesem Grund die Bogen von Brombeerranken mit feuerrotem und tief dunkelbraunem Blattwerk. Das ist ein Teppich wie in keines Fürsten Schloß. Das ist eine Zusammenstellung von Farben, wie kein Maler sie erdenkt. Wir streifen hindurch, und lassen zur Linken auf dem First des Berges die Wettertannen, unter denen das Rotwild wechselt und das Birkhuhn, auf denen auch der Auerhahn balzt, wenn seine Zeit ist.

Nun geht's in die Tiefe. Der Jagdhund schlägt an und verfolgt den Hasen. Der Oberförster greift vergebens nach seinem Gewehr. Und nun so auf und ab im Wald. Die Buchen prangen in allen Farben vom Grün an den Stämmen bis zum Braun und Rot, und bis zum Gelb der Zweige, die sich, anmutig getragen, in zierlichen Spitzen hell zum Waldrand vorschieben. Der Ahorn aber steht vollbelaubt im prächtigsten Karmin. Welch ein Reich! — Und hier auf dem Steinwall im Waldgrund wieder die alte Ulme und zu ihren Füßen der uralte Stein moosbedeckt. Über ihm das grüne Blättergewirr, ringsum hoher Ginster und Waldglocken, und das Gefunkel des ins Walddickicht verirrten Sonnenstrahls und Gedüft von feuchtem braunen Blattwerk und von Thymian. — Und nun im Heidgestrüpp aufwärts, welch ein Reichtum der Farben!

Und wir wandern drei bis fünf Stunden durch die Forsten meist ohne Weg und Steg. Da schließen sich so recht die Geheimnisse des Waldes auf, in Schluchten, wo am Gerinn des Quells die mannshohen Farnkräuter stehen, in Einöden, wo der Specht an den Borken alter Stämme hämmert und hackt, und höher hinauf decken mächtige Pilze und Schwämme den feuchten Grund, in lauschigen Waldsäumen, wo ins dunkle Gehege die schimmernde Waldwiese schneidet, auf welcher das Reh steht. —

Der geneigte Leser wird sagen: Immer Wald! Zuviel Wald! — Aber nun geht's ja auch nach Haus.

Es ist wahr, bei: „Wald" geht dem alten Verfasser immer neu das Herz auf. Freilich, wieviel hat er da wieder in den Tag hinein geredet! Geschwätzig ist das Alter ja. Aber indessen dennoch steht's fest:

Stimmet die Lauten und Zimbeln nun rein,
Vögel im Laubversteck fallet mit ein.
Schalle ernstkräftig du Waldespsalm auf;
Wirble mit Weihrauch zum Himmel hinauf.
Ehre und Preis sei dem Bauherrn der Welt,
Der sich als Tempel den Wald hat bestellt.

Es geht durch zweigverschlungenes Dickicht zuerst. Bald ist der Pfad verloren. Es geht in die feuchte Tiefe durch den moorigen Grund der Schlucht, durch Farnkräuter bis an den Leib, über moosiges Gestein zwischen dem das Waldwasser rinnt, und nun hinauf, und zu den Bruchhäuser Steinen, der Wasserscheide von Weser und Rhein.

Dahin haben die Guten ihren Wagen bestellt und sie fahren mich zur nächsten Bahnstation. Habt Dank!

Übrigens höre man noch zu des Schreibers Entschuldigung:

„Eine Empfindung für das, was man die Poesie des Waldes nennen kann, und was dem deutschen Gemüt so eigen ist, wird man in der Gefühlsweise der antiken Humanität nicht finden.“ So Max Schneidewin in seinem: „Die antike Humanität“. 1897. S. 425.

* * *

Ein kleines bleiches Mädchen sitzt vor der Hausthür im Frühlingssonnenschein. Die kleinen Füße stehen auf schmaler Holzbank. Die Sonne legt durch das Gezweig des Baumes hindurch spielend goldnes Gefunkel über das arme Kind. Und seine Hände, so durchsichtig und weiß, liegen matt im Schoß. Aber in einer hält's blühende Veilchen.

Denn der Frühling ist ins Land gekommen. Es ist der Frühling 1896.

Und vier alte Herren gehen dahin des Wegs. Alle tragen Strohhüte, nur die Farbe ist verschieden.

Der eine, unser Alterspräsident J., erzählt wie er bei Heinrich von Schubert in München war, wie er auf einem Alpenübergang in Todesgefahr kam und wunderbar gerettet ward. Aber sein ganzes Leben war ja

sichtbar voll Gebetserhörung und Gnadenführung. Er lernte unzählige fromme Christen kennen, und sein letztes Amt war die Leitung einer protest. Rettungsanstalt als Direktor. Seine schlichte Einfalt und schmucklose Frömmigkeit wird immer unvergessen sein.

Der andere, Dr. H..... erzählt, wie er nach dem Krieg von 1870 nach Nancy gesendet wurde, im dortigen Archiv nachzuforschen, welche Akten etwa an Deutschland zurückzugeben, von diesen beim Friedensschluß zu fordern seien. Er erklärte nach genommener Einsicht, daß es Schade sein würde, diese Bestände zu zersplittern, daß man nichts fordern solle. So geschah es denn auch. Er erzählte vom alten Palast Karl des Kühnen, von der breiten Treppe, die der mächtige Herzog hinauf ritt, um sich von oben dem Volke zu zeigen, von den Gobelins in den alten Gemächern. Er sah das Ganze unmittelbar vor dem Brande, der es zerstörte. Er erzählt auch vom Berliner Archiv. Der Leser errät, daß er Archivdirektor ist und es kann hinzugefügt werden, daß er, aus einer Gelehrtenfamilie stammend, recht eigentlich Gelehrter, auch Herausgeber einer Zeitschrift ist.

Der dritte, Dr. H., führt uns häufig nach Belgien namentlich nach Brüssel, wo er lange im Pfarramt stand, bis Leiden zur Emeritierung zwang. Er kennt genau die Verhältnisse am Dom zu Berlin, erzählt glänzend, ist überhaupt vieler Orten gewandert. Was Leiden an einem Menschen geistlich thun, kann man an ihm studieren. Er ist Schriftsteller und sein gutmütiger, feiner Humor thut niemandem weh.

Der vierte endlich kann nur von dem erzählen, was in diesem Buche steht. — Und alle, so verschieden sie sind, bekennen von verschiedenen kirchlichen Standpunkten aus die Herrlichkeit ihres Erlösers.

---

Unser Mitglied Dr. H. hat dem Klub den ungemein zutreffenden Namen: „Alpenklub" gegeben. Die Höhe, welche der Klub ersteigt, die Hardt, es sind freilich 50 Meter nur. Dann aber erscheint schon das Eis. Im Glase wenigstens. In der Klubhütte ist's, wenn man es liebt. Der Klub verachtet es freilich, und geht nicht auf's Eis. Item, der geneigte Leser gönne den vier Alten ihr Privatvergnügen, wenn sie alle vierzehn Tage zusammen durchs grüne Feld marschieren.

Übrigens im grünen Eckzimmer, stillem Abschluß unserer kleinen Zimmerreihe Kreuzstr. 14 b eine Treppe hoch, nicht grade träge gearbeitet, wenn nicht Aushilfe für den Dienst der Pfarrer am Ort und in der Nachbarschaft unterbrach. — Von Parchim her sendet Freund Freybe seinen „Faust und Parzival" und thut extra damit dem Alter eine unverdiente Ehre an. Er denkt gewiß: Dafür darf ich dann wohl auch im September des nächsten Jahrs mit etwas, was ihn vielleicht beängstigt, über ihn herfallen. Das muß er dann schon leiden. Nun, was soll man machen!

---

Wieder laden die lieben von F., die aus dem Osten kamen und nun an der Mosel saßen, dorthin ein. Und wir fahren durch die Eifel und treffen die Freunde in Trier.

Von der Porta nigra bis zum Amphitheater und den römischen Bädern besichtigen wir die Stadt.

Wir sind in der Residenz der römischen Kaiser in Deutschland, wir sind, wo die Kaiserin Helena, Konstantins Mutter, lebte, wohin der große Athanasius verbannt war, wo St. Martinus vor den Kaiser Maximus trat, und für die Ketzer bat, die jener mit dem Tode bestrafen wollte. Wir fahren im Gedächtnis der Zeiten umher bis zur Arena und allen alten Resten.

Als alter Bücherwurm natürlich in die Bibliothek der Jesuiten. In den düsteren Gewölben liegen Schätze aufgespeichert. Hier liegt der Codex aureus. Die Schwester Karls des Großen schenkte ihn der Abtei. Der vordere Deckel des Einbands ist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst. — Übrigens war die älteste Kunst im Thal der Mosel — so wollen wir hier einschalten — nach den neuesten Funden eine voritalienische, eine griechische. Das hängt, schrieb man neulich mit der Gründung Triers zusammen, die nicht direkt von Rom, sondern von Südfrankreich aus geschah. Hier aber hatte sich schon zur Zeit der Blüte Griechenlands die mächtige Kolonie der Phokäer Massilia entwickelt, die vor allem die Aufgabe hatte, den Zinnhandel aus Britannien auf den Landweg durch Gallien zu leiten. Das Zinn war zur Verfertigung der griechischen Bronzewaffen unentbehrlich. So kam es, daß Cäsar in Südgallien eine völlig hellenisierte Bevölkerung antraf, die sich beim Schreiben der griechischen Schriftformen bediente. Ihre Thon- und Glasindustrie beherrschte den italienischen

Markt, und auch in der Folge erhielt sich das griechische Wesen, wenn auch mit römischem Firnis überzogen. Diese „Gräko-Romanen" zogen nach der Mosel und gründeten Trier. So sieht man hier in der Nähe Denkmäler, deren Vorbilder und deren Formen in der Provence zu suchen sind. Also die römische Kultur ist hier die spätere.

Hier in Trier im Kloster lebte ja auch zurückgezogen am Ende seines Lebens Regino, Abt des Klosters Prüm.

Als Student in Berlin schon hatte auch dieser alte Abt gefesselt, als ich seine Arbeit über Kirchenvisitationen und Disziplin las. Sein Chronikon, „die erste in Deutschland verfaßte Weltgeschichte", geht, auf Beda und Paul Diaconus gestützt, bis 811 nach Christi Geburt. Jene Arbeit aber zeigt vortrefflich die Lage und Bedeutung der Kirche nach dem Zusammenbruch des Römerreichs. In jenen Völkerstürmen bröckelte unter den Franken die römische staatliche Verwaltung ab. Alles kam ins Rollen. Da sehen wir, wie die Bischöfe durch die kirchliche Verwaltung dann noch die Masse binden und tragen. Der Sprengel, die Diözesanverfassung, ist das Wurzelgeflecht, welches am Bergabhang das rollende Gestein und den rinnenden Sand allein noch umklammert und vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt. Wie der Bischof auch das fürstliche Sendgericht damals hegen mußte, das zeigt Abt Regino uns deutlich.

Es ist ein ansprechendes Bild, ein Bild, welches wir aus der Welt vor tausend Jahren vor uns haben. Wollen wir's einmal ansehen?

Von Rastort zu Rastort hat sich der Bischof mit seinem Gefolg bewegt. An Sendkost hat's nicht gefehlt. Wo er übernachtet mit Knecht und Pferden, dort findet er hundert Scheffel Hafer und Hunderte von Bunden Stroh. Für Sendgefälle hatte der König ja gesorgt.

Der Bischof hat die Grenze seines Sprengels jetzt überschritten. Die Boten kommen. Sie melden, daß er naht.

Und dort tritt der Zug aus dem Schatten des Buchenwalds, und windet sich durch Feld und Weide. Jetzt kommt er näher.

Da sieht man den Bischof auf seinem hohen Sessel, den der Wagen trägt. Ihm zur Seite vorn und hinten Kleriker, damit täglich die Messe würdig gelesen werde. Sie stimmen jetzt den Psalm an. Rings um den Wagen Gefolg und Geleit zu Roß und zu Fuß.

Jetzt ist der Zug an der Kirche angekommen. Unter dem Geläut der Glocken wartet der Pfarrer des Orts mit dem geweihten Wasser. Der Bischof tritt ins Gotteshaus, verrichtet kniend sein Gebet am Altar, und die Messe beginnt.

Ist es früh am Tage, so beginnt auch sofort die Visitation.

Denn der Oberhirt hat seine Diözese zu visitieren,

1. auf daß er das Angesicht seiner Herde wohl erkenne und seine Schafe betrachte,

2. damit die Schafe seine Stimme hören und er sie führe,

3. auf daß er zu allen hingehe, zu denen er gesendet ist, und allen Auftrag, der ihm vertraut ist, ausrichte,

4. damit er ausrotte und zerstöre Irrtum und Mißbräuche,

5. damit er das Sakrament der Firmung spende,

6. damit er für die im Glauben Gestärkten das Versöhnopfer darbringe, und so mit ihnen in Christo eins werde.

So reicht denn der Bischof zuerst den Geistlichen den heiligen Leib. Es erschallt dann das: Komm heiliger Geist. Und nach kurzer Ansprache beginnt die Erörterung der Fragepunkte.

Die ersten fünfzehn Fragen betreffen die Kirche: wem sie geweiht, wie sie gehalten, welcherlei Art die heiligen Gefäße, Gewande und Tücher. Dann wird nach Wissen und Wandel der Geistlichen geforscht. Das geschieht in achtzig Fragen.

Der zweite Tag gilt den Laien.

Dann setzt sich der Bischof auf die Dingstatt; hier unter der Linde vor der Kirchthür wird das Gericht gehegt. Der Bischof legt auf den Steintisch vor sich das Evangelienbuch. Daneben legt man Schere und Rute, damit man an Haar und Haut die Strafe gleich vollziehen kann.

Nun wählt der Bischof sieben Männer aus der Laienschaft. Die Gewählten treten vor. Auf die „Pfänder der Heiligen", die mitgeführten Reliquien, werden sie mit feierlichem Eid zur Rüge verpflichtet. Und der Eid, den die Sendzeugen schwören, schließt: „So wahr mir Gott helfe und jene heiligen Reliquien."

Jetzt fragt der Bischof, umgeben von den Geistlichen seines Gefolges und den Priestern der an der Sendstätte vereinigten Gemeinden, welche ihm Urteil und

Recht finden. Er fragt nach Zauberern, Wahrsagern und Wettermachern, nach heidnischem Dienst und Notfeuer.

Dort steht der Kessel mit der „wallenden Woge“. Die Beschuldigten treten vor. Der Freie aber kann sich loskaufen, will er der Gefahr der verbrannten Hand entgehen. Ins Priestergewand gehüllt erscheint der zur Probe des kalten Wassers Verurteilte. Und nun wird das Element des Wassers beschworen. Wird der Verklagte obenauf schwimmen und also schuldig sein?

Soll die Unschuld im Zweikampf erhärtet sein, so werden dazu die Waffen von einem der Priester geweiht. Das Eisen, welches der dazu Verurteilte, um seine Unschuld zu beweisen, in der Hand tragen soll, wird während der Messe vor dem Altar unter den dazu bestimmten Gebeten geglüht.

Und ist auch also das weltliche Sendgericht gehandhabt, so zieht der Bischof weiter, wie er gekommen.

Soweit vom Bischof Regino, der hier im Kloster Maximin zu Trier seine letzten Tage verlebte.

Dann wurde der Dom besehen, der uralte Bau. Als Bischof Nicetius in die Trümmer Triers nach der Völkerwanderung, etwa 530, einzog mit königlicher Pracht, stellte er den Dom wieder her. Dazu ließ er italienische Meister kommen. Man sieht noch die Spuren fränkischen Baustils. Wer aber dächte hier nicht auch an den Einzug Karls des Kühnen zum Tag mit dem Kaiser? Eine alte Münchener Handschrift erzählt von „Herzog Carels non Burgundien einreytten vnd Hofhalten So er tätte zur Triere“. Die Herren gehn in die Kirche.

„So ist der Chor geziertt gewesen je rings vmb mit uil Costlichen tuechern — nach dem Chor ist die kyrch auch ganz zurings hinumb mit Costlichen deppichen umbhangen daran statt Troya Zerstorung jst vast huebsch vnd begirlich ze sehen.“ Also Trojas Zerstörung ganz naiv in einer christlichen Kirche dargestellt! Das sieht wie die Renaissance aus. Man spricht von einer ersten, zweiten, und wer weiß wievielsten, im Mittelalter. Genau genommen findet man aber kein Jahrhundert, in welchem nicht vorchristliche Kunstelemente und Motive stark verwendet wurden.

Stromabwärts nach Bernkastel. Ihm gegenüber der Geburtsort des Nikolaus von Cusa, Cues mit seinem Kloster. Und nun im offenen Wagen übers Gebirg nach Trarbach. Vorher Rast im stillen Thal.

Das ist so arm und schlicht und klein
Wie ein verlornes Waisenkind,
Und niemand als der Sonnenschein
Besucht es und der Hochlandswind.

Ja, dieser Dichter versteht's. Und nun in Trarbach zur heitern Weinprobe, zum Malen für einen jungen Hasenclever. Denn hierher bezieht unser Doktor seine Weine. Er dachte aber: Probieren geht über Studieren.

Aber das Schönste von allem: Die Fahrt nach Elz, der uralten Burg. Denkt ihr noch dran, ihr fernen Freunde? Auf unaussprechlicher Droschke ohne Federn das enge Waldthal hinauf. Dreizehnmal durch's Wildwasser. Da steigt aus dem Urwald die alte Burg auf der Felsplatte über uns wie ein Waldmärchen empor.

Über den Gipfeln der mächtigen Rüstern und Erlen steht in lautlosem Schweigen der weltverlorenen Schlucht, in welche der Fels vorspringt, dies wunderbare Dornröschenschloß.

Und nun hinauf den rechten Pfad. Hier überall läßt man glücklich einmal wachsen, was da wachsen will. Kein Axtschlag erschallt hier, kein Haselstock wird abgeschnitten. Das ist eine Wildnis! Und nun hinein ins alte wilddüstere Gemäuer, einen Bau aus der Urväter Zeit, verworren, an dem alle Jahrhunderte geflickt haben. Und nun hindurch durch das Gewirr finsterer Gänge und Treppen. Zum Glück ist wenig restauriert. Und nun wenden wir uns mit Wehmut ab von diesem vom Wildbach umrauschten, vom Wald umhüllten Geheimnis. In grüner Tiefe liegt's hinter uns. — — Bald geben der Ton der Lokomotive und der Rauch der Schlote uns der Gegenwart wieder.

Das war der erste Akt der Sommerfahrten.

---

Nun dritte Bibliotheksreise. Schöne Tage im Hause Zahn in Erlangen. Der schöne Abend! Die Tafel im Garten gedeckt. Die Herren auch der theologischen Fakultät bei Mondenschein und Lampenlicht. Auch die Geschichte vertreten durch Professor von B., jetzt in Bonn. Der lieben Hausfrau war's völlig geglückt. Sie sinnt mit den Töchtern auf Liebeserweisungen. Wer kehrte dort nicht gern wieder einmal ein! Besuch der Bibliothek.

Der liebe Senior Eichhorn und die Philadelphen.

Dann bei der alten Freundin E. v. O. im Kinderheim zu Nürnberg. Zusammenkunft hier mit dem Universitätsfreund Obermedizinalrat v. Z. in München. Wieder einmal im alten lieben Neuendettelsau. Sie verpflegen, die lieben Freunde, herzgewinnend gütig im Hospiz. Es war ein schöner Sonntag. Ich gedenke der Kaffeestunde bei der lieben Oberin und des langen Abendspaziergangs mit Dr. Bezzel bis zum Kruzifix am Waldrand, wo unter ihrer Lehrerin, der Tochter des lieben von Zezschwitz, die grüne Schule, das Bild des Herrn umgebend, das Abendlied sang. Im Eindruck des stillen Friedens, der über der Stiftung des seligen Löhe wie ausgebreitet ruht, zog ich dann fröhlich meine Straße.

Station Fulda, Station Lauterbach! Der Gastfreund empfing, und die große Halle des Hohauses umfing uns. Den Vater der Frau des Hauses sah ich einst in Gartow. Abends Ausfahrt. Gang in die Kirche. Alle die Gestalten auf den Steinmonumenten, den Grabsteinen rings umher im Gotteshaus, alle die steinernen Schläfer, es sind die Alten derer von Riedesel. Sie knieen in ihren Rüstungen vor dem Gekreuzigten. Die Bibliothek oben im Herrenhause. Rambachs Predigten. Generalsuperintendent Fresenius widmete sie in Quart, mit schöner Zuschrift und Segenswunsch der Familie. Der Segen bleibe auch über dem jetztlebenden Geschlecht!

In einem Waldthal, einem der vielen, in denen der Vogelsberg hier sich zum Flachland senkt, liegt auf grüner Höhe das Schloß Eisenbach. Man fährt durch

Wald und Park hinauf in schönem Bogen. Jetzt durch's erste Thor. Es schützte die äußere Ringmauer zugleich. Man fährt durch ein zweites Thor in einen weiten Hof. Und endlich geht's durch's dritte Thor in den inneren Burghof. Man hält dem mächtigen alten Turm gegenüber, dem Bergfried. Hinter seinen starken Mauern war Sicherheit auch noch dann, wenn die übrige Burg schon in des Feindes Hand war. Hier war die allerschönste Gelegenheit für stürmendes Volk mit Blechkappen und Hellebarden sich an diesen Mauern das Kopfweh für immer zu vertreiben.

Steigt man ins Haupthaus hinauf, tritt man durch die altertümlich gehaltenen Gemächer auf den weiten Altan hinaus, so hat man vor sich die alten Türme der äußeren Umwallung, verwittert, epheuumrankt und, wie die Umgebung, anmutig gärtnerisch verwendet. Und von unten blicken Wald und Wiesen herauf, durch die der Bergbach rauscht.

Hier saßen wir beim Thee, als die Gastfreunde mit raschen Pferden ihren alten Gast hierhergeführt. Und dann ins eigene Zimmer oben eine Treppe höher, wohin der liebenswürdige Schloßherr nach und nach die Bücher seiner Bibliothek trug, welche für Arbeit in der Reformationsgeschichte nur erwünscht sein konnten.

Denn hier wohnte Johann von Riedesel, Sächsischer Kämmerer. Mit ihm war Luther im herzlichen Verkehr. Er hatte ihn zum Paten eines seiner Kinder gewählt. „Meine Käte und euer Pate lassen euch freundlich grüßen. Euer Pate will ein thätiger Mann werden,

er greift zu und will sein Sinnchen haben" — so schrieb er ihm am 6. Dez. 1532. Und ebenso am 4. Oktober 1535, wo er auch des jungen Riedesel erwähnt, der in Wittenberg studiert. Dies mag Adolf Hermann gewesen sein, der spätere Erblandmarschall von Hessen, welcher den Illyrier Flacius, Luther's guten Freund, auch auf dieser seiner Burg länger schützte und herbergte. Er führte ihn auch, den gelehrten gewaltigen Theologen, von hier aus nach Fulda, wo er an des Abts Tisch mit den Jesuiten disputierte. Und Flacius ehrte seinen Gastfreund. Er widmete ihm Otfrieds Evangelienharmonie, für deren Druck derselbe auch beigetragen, in öffentlicher und geschichtlich höchst interessanter Zuschrift, wie sich's fand.

Denn da saß man nun oben im alten Schloß; umher all die ersten Drucke und Pasquille auf das Interim, die von Cyriacus Spangenberg, Flacius' Freund, voran. An Trotz und Knorrigkeit gaben sie einander nichts nach. Da saß man nun hinter den dicken Mauern. Im Hauptturm weltabgeschieden las ich den Otfried und den alten Flacius. Es war mir, als müßte ich mich an den Kopf greifen, und besinnen, ob nicht doch einmal einer draußen über den Estrich stampfen, ob nicht die Thür sich könnte aufthun, und der alte tiefsinnende, oft wilde Flacius mit tiefen Falten auf der mächtigen Stirn dröhnend in's Gemach treten.

Die Auseinandersetzung mit ihm würde nämlich, wenigstens auf gewissen theologischen Gebieten, nicht immer so ganz glatt verlaufen und nicht immer so ganz

angenehm gewesen sein. Er hatte doch etwas zu bestellen, der trotzige, alte Jenenser.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, und man blickt in die grüne Bucht hinunter. Dort zu Füßen der Burg rauscht der Waldbach hinab. Hier die alte Kapelle. Da legt sich der verwitterte Baum, von wildem Geisblatt umwoben, von Farnkräutern umstanden, über das klare Gewässer. Und oberhalb der Kapelle hier der stille Weiher. — So still, so still, als ob er bei Schloß Hülshoff läge.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede! —

Im scharfen Trabe ging's zur Bahn. Ich gedachte des Generals von Riedesel und seiner heldenmütigen Gemahlin. Sie hatte die alten blaugelben Fahnen der braunschweigischen Regimenter bei der Kapitulation von Saratoga gerettet. Sie hatte die Fahnen in ihre Kleider einnähen lassen, damit sie nicht in die Hände der Amerikaner fallen sollten.

Bald lagen Burg Eisenbach und das Hohaus in blauer Ferne und es blieben nur Gedächtnis und rückwärts zu sendende Grüße.

---

Einen Monat in Stille daheim. Dann rief das Amt. So im September 1896 zur Kollegial-Sitzung in Berlin. Da blieb Zeit, Geheimrat Wattenbach zu besuchen und ihn nach diesem und jenem auszuforschen. Also immer noch die alte Passion! Der Gang war ein guter. — Und dann ging's nach Hessen zur einzigen Schwester. Und von Offenhausen ging's zur Eder.

Da lag denn wieder einmal das alte Fritzlar mit seinen verwitterten Mauertürmen. Da denke ich immer an Hermann von Fritzlar.

Der geneigte Leser halte doch nochmals still! Ich möchte ihm eine charakteristische Gestalt vorführen. Eine Episode aus dem lieben Hessenland.

Also nach Fritzlar. Hier in Fritzlar war einst Wigbert Abt gewesen, welcher Sturm erzogen, den mächtigen Diener Gottes an der Diemel und Fulda, welchen Bonifazius seinen Eremiten nannte. Und hier über dem weiten, grünen Thal saß jetzt Hermann in seiner Vaterstadt und beschrieb das Leben der Heiligen.

Er war weit gewandert nach Welschland und Hispanien und gen Paris. Nun griff er an der schlanken Eder, da wo weit über hundert Jahr früher Herbert das Lied von Troja gedichtet, zur Feder.

Er schrieb von vielen Heiligen. Über die Apostel aber und die ihnen nachfolgen schrieb er in seinem Heiligenleben, welches er mit 1343 begann so:

„So sollt ihr nun merken vier Stücke an diesen Aposteln und auch an anderen; und wer die noch hat, der ist ein Nachfolger der Apostel.

Das Erste: daß sie woneten in dieser Welt als in einer Wüste; ihres Leibes waren sie nie sicher, denn der Ungläubigen Drängen war so viel wider sie, daß sie sich allewege des Todes versahen, und auch von denen die Christen zu sein schienen, wie St. Paulus klagt in seiner Epistel: Alles, was ich leide, das thut mir nicht so weh, als was ich leide von falschen Brüdern: Dies sprach auch Christus: Ich sende euch als die Schafe unter die Wölfe.

Zum Andern: daß sie zu Niemandem Zuflucht hatten, als zu Gott allein. Denn die Maus flieht in ihr Loch und der Vogel in sein Nest, und der Mönch in sein Kloster; die weltlichen Leute fliehen unter den Schutz ihres Herrn, aber die Apostel fliehen zu niemand, als zu Gott allein. Das hieß sie auch unser Herr und sprach: Nehmet Zuflucht zu mir, denn ich habe die Welt überwunden (ich han di werlt verwunden).

Das Dritte: sie waren Gott gehorsam ohne Widerspruch in allen seinen Worten. Darum konnte er mit ihnen wirken alles, was er wollte, denn sie hatten eine Liebe, der Niemand widerstehen konnte. Darum gingen sie getrost vor Fürsten und vor Herren ohne Furcht, denn unser Herr sprach: Ihr sollt euch

nicht fürchten vor denen, die euch den Leib nehmen mögen.

Das Vierte: daß die Apostel mit Freuden mochten: ihren eigenen Tot ansehen, und das sieht man bei St. Andreas. Denn als Egeas das Kreuz ließ bereiten und ihn dazu führte, da kniete er nieder und klagte über seinen Leib und sprach: Du armer Leib, an dem ich so schwer getragen habe, und der du mich oft gehindert hast, und oft gestanden bist zwischen mir und Gott, nun freue ich mich, daß ich dein ledig werden soll. Darauf grüßte er das Kreuz mit großer Freude und sprach: „Gegrüßet seist du gebenedeites Kreuz, denn du bist geziert gewesen mit dem Leichnam Christi und geweiht mit seinem Blute; vorher verschmähet unter allen Hölzern, bist du nun eine Ehre der Heiligen geworden; obgleich ich deiner unwürdig bin, habe ich deiner doch lange schon begehrt.“

So ehrten alle die heiligen Apostel das Kreuz, daran der arme Christus gemartert war.

Denn „man schreibt, — sagt Hermann, — in den alten Büchern, da Adam unser Vater wart neunhundert Jahr alt und zwanzig Jahr alt, da wahrt er sich und hatte Sorge, daß er sterben sollte, und sprach zu seinem Sohne: Mein Sohn, willst du, daß ich lebe, so laufe balde vor das Paradies und bitt den Engel, der davor steht, mit einem feurigen Schwerte, daß er mir sende eine Frucht vom Holze des Lebens, daß ich es esse und daß ich lebe und komme wieder in meine erste Jugend! Und er thät dies, und der Engel gab ihm ein Reis vom

Baum, da Adam und Eva hatten das Gebot gebrochen. Und da der Sohn kam mit diesem Reise, da war Adam tot! Das Reis aber ward zu seinen Häupten in die Erde gepflanzt und ward ein großer Baum daraus. Und da der König Salomo den Tempel baute, ließ er auch diesen Baum dazu fällen. Und legte ihn in den Tempel. Da kam die Weissagerin Sybilla zu Salomo, die sprach: Da liegt das Holz, da der Juden Herrschaft soll ein Ende nehmen! Da ließ der König das Holz fünfhundert Klafter tief in die Erde graben. Aber das Holz wuchs bei Jahren heraus, daß es wurde ein Steg über das Wasser. Und als der König von Oriente zog zu Jerusalem ein, mußte er vor diesem Holz, da er es erblickte, die königliche Krone abnehmen (iz wirkete got durch in). Aber das Wasser wuchs und ward ein Teich Bethesda, der hatte große Kraft durch dies Holz. Und als unser Herr leiden sollte, legte man's auf seine Schulter. Und er litt daran. Und als unser Herr gestorben war, da vergruben's die Juden, aus Furcht vor der Weissagung der Sybilla, hundert Klafter tief unter die Erde. Sancte Helena, Kaiser Konstantins Mutter, fand's unter großem Erdbeben. Und sie schnitten das Kreuz in drei Stücke. Eins blieb zu Jerusalem, das andere kam zu Konstantinopels, der dritte Teil führte Constantinus zu Rome, da es noch ist. Diz ist di historje wol zu halbeme wege von dem heiligen Kruze, also si genomen ist uz den alden bucheren und von gewissen Lêrern der Kristenheit."

Das Kreuz aber hat, — sagt Hermann — vier

Orte. Der erste ist tiefe Demütigkeit wider Hoffart. Der andere Ort ist willig Leiden gegen die Wollust des Fleisches. Der dritte Ort ist lauter Armut gegen Gierigkeit nach Gut. Der vierte Ort ist fleißige Übung am Gottesdienst gegen die Hauptsünde, die da heißet Trägheit am Gottesdienste.

Aber Hermann belehrt uns noch weiter.

Denn die heiligen Apostel haben auch die, so unter dem Kreuz gestanden zur letzten Ruhe getragen. Denn unsere Fraue begehrte, daß die Aposteln alle kämen zu ihrem Ende. Und die Aposteln kamen und legten ihren Leichnam auf eine Bahre und trugen ihn in das Thal zu Josaphat, da sie ein Grab gemacht hatten. Unser Herr aber hatte seiner Mutter ein Reis der Palmen durch einen Engel aus dem Paradis gesandt. Und der Engel sprach zu ihr: das ist das Zeichen deines lieben Sohns, daß er dich nehmen wolle von dieser Welt, denn du sollst sterben! — Diesen Zweig der Palmen trugen die Apostel vor der Bahre her. Da aber der heilige Leib sollte bestattet werden, da kam eine Wolke und umfing die Bahre. Indem ward der Leichnam aufgenommen in den Himmel.

So erzählte Bruder Hermann von allen Heiligen, Aposteln und Märtyrern auf ihre Tage, und ließ es aufschreiben. Er erzählte in Kindereinfalt alle die Wunder, die da geschehen sein sollten. Er erzählte, daß tausend Ochsen und Pferde angespannt wurden, um die heilige Lucretia, die da stand, zu Boden zu reißen. Er erzählte mit frommer Treuherzigkeit von den Zügen

von Engeln, die der Heiligen Leiber trugen und von den Tausenden von Teufeln, die nach Bamberg fuhren, um die Seele Kaiser Heinrichs abzuholen.

Diese Predigten auf die Heiligentage sind ein wildes Gebirge. Fromme Wundersucht hat's aufgetürmt. Die finstern Schluchten sind mit der alten Drachenwelt gefüllt, die nun verwandelt ist in die Welt teuflischen Spuks. Aus Rissen und Spalten im Gestein, aus feuchten Gründen wuchert und rankt ein wild Gewirr uralten Aberglaubens. Und doch liegt über dem Ganzen der warme Sonnenschein der Gottes-Minne. Und doch klingt über das Ganze hin der silberne Ton der Glocken der einsamen Waldkapelle und des Klausners an der Felswand und des hohen Münsters im Thal.

Und aus diesem wirren Gebirg mit seinen Gestalten, bald zum Lachen, bald zum Weinen, alle angehaucht von dem süßen Krist — fließt klar und silbern die mystische Betrachtung.

Was hat nicht alles das alte Fritzlar erlebt! Auch damals als, man schrieb 1427, Erzbischof Konrad von Mainz mit sechshundert Pferden einzog gegen den Landgraf von Hessen. Stattlich gesorgt hatte der Erzbischof. Für sein Reitersvolk und — seine Hofhaltung hatte er 31 Fuder Wein in die Stadt gelegt. Aber Landgraf Ludwig verstund nicht Scherz. Und als es zum Dreinschlagen kam, sprach er vorher also die Seinen an: „Sie haben meinem Vater nicht Frieden gelassen, der war ihnen zu fromm; gewohnten sie das von mir, so müßte ich ihnen allezeit gereidt sitzen als ein Zins-

meyer und meine arme Unterthanen müßten sie nähren und keinen Frieden dazu haben — heute Landgraf oder keiner mehr, und wer ein getreuer Hesse sein will, der folge mir!"

Und damit in den Feind. Der verlor vierhundert Pferde, dazu die Gefangenen. Und der Wein in Fritzlar wird, denke ich, den braven Hessen danach auch nicht übel gemundet haben.

So das Jahr 1896. Nun bricht der späte Herbst herein. Aber in Erlangen hatte die liebe Hildegard mir Gedichte von Professor von Hofmann abgeschrieben. Von dieser Seite hatte ich ja Hofmann, den ich einst auf der Rückkehr von Wien besuchte, noch gar nicht kennen gelernt.

Der Herbst ist da. Aber die Sommerzeit ist auch nicht verloren, meint er. — Und auch im Winter nicht. Da birgt sie sich nur tiefer in die Flur. Und dann horcht sie:

Die Stürme rauschen schnell vorbei
Die währen kaum der Monden drei.
In tiefem Frieden wohnest du,
Und hörst dem wilden Treiben zu,
Und wartest in dem stillen Grab
Das Ende deines Feindes ab.

Denn enden muß was traurig ist,
Es gönnt ihm Gott nur kurze Frist,
Die Freude stündlich steht bereit,
Zu werden eine Ewigkeit.
Du lieber, lichter Sonnenschein,
Bald wird es allzeit Sommer sein!

* *

Schöner stiller Winter. Nun sind wir im März und in 1897. — Erster Besuch: von Professor Zahn, der von Cambridge zurückkam, wo man ihn in Scharlach gekleidet und den Doktorhut aufgesetzt hatte. Wir waren des Freundes und Geschichtschreibers des Kanon froh. Dann reiste er ostwärts und heimatwärts.

Die liebe Emmy von Götze hatte Bericht über den Katharinen-Verein gesendet, und ich freute mich.

Es wird mir ganz kindlich zu Sinn. Was jetzt junge Herren in Bonn thun, das hatten wir bei Vatke weit anziehender früher in Berlin, als wir studierten oder nicht studierten. Er warf die ganze Patriarchengeschichte in's Gebiet der Sage, die er nach seiner Phantasie grau in grau malte, so daß alles hineinpaßte. Mich hatten diese Kritiker glücklich auch soweit, daß ich der Theologie den Rücken wenden wollte. Jetzt können wir schon lächeln, wenn wir von unseren westlichen Hochschulen diese seltsamen Dinge sehen. Auch diese neutestamentliche Kritik mit immer neuen Konjekturen erinnert wirklich an den blassen Kritikaster:

Er saß und sann und sann und saß,
Studierte über alle Maß,
Daß er das Einmaleins vergaß,
Total verdreht und ungescheut
Vor lauter Wissenschaftlichkeit.

Ich selbst war in Gedanken viel im zwölften Jahrhundert und bei den deutschen Realisten, die gegen die französischen Dialektiker wie Gilbert von Poitiers und Abälard aufstanden. Die Bibliothek des Wohnorts, in welche einst die Bibliothek des Jesuitenkollegs überging, gab auch mannigfache Mittel.

In den Zeitungen lese ich oft von unseren polnischen Schmerzen, und ich gedenke lebhaft einer Visitationsreise nach Posen und Gnesen.

Mit Superintendent Kl. damals auch eine dienstliche Fahrt in ein echt polnisches Dorf. Das ist sicher, daß man ein deutsches Haus hier schon aus der Ferne als solches erkennt. Denn es hat einen kleinen Garten, hat Bäume und Blumen. Es ist, als ob der polnische Bauer die Bäume nicht liebe. Aber nie hatte ich freilich geglaubt, unter den Polen so stattliche, hohe Menschen, solch schlanke Figuren zu finden. Und wie stattlich und selbstbewußt gingen diese Bauern in ihrer alten, schönen, farbenreichen Nationaltracht einher!

In Posen selbst sieht man dann freilich, wenn man die schöne von unserer Gemeinde im reinsten gotischen Stil neu gebaute Kirche verläßt, ein wirkliches Stück Mittelalter: den Haufen der Bettler, auf den Treppenstufen vor den katholischen Kirchen liegend, die Heraustretenden flehentlich um Gaben bittend. —

Der alte Freund, Gen.-Sup. Geß war besucht, als die Fahrt nach Gnesen ging, zur dortigen Gemeinde. Etwas asiatisch sieht's hier allerdings aus! Am Grab des heil. Adalbert in der alten Kathedrale, wo die

polnischen Könige gekrönt wurden, schwere, altertümliche Pracht, auf den Straßen — diese unschönen Gestalten. — Und doch erinnern sie an ein unglückliches Volk, bestimmt, unser Bollwerk gegen das Moskowitertum zu sein, und nun, wenn auch nicht ohne eigene Schuld, bleibendes Denkmal unglücklicher Kabinettspolitik.

---

Des Abends zuweilen in die städtischen öffentlichen Lesezimmer, eine Zuflucht und Nachhilfe zugleich für junge Leute in allen Geschäften und industriellen Werken. Auch für alte Leute wie den Schreiber, welcher dort die Mittel findet, nicht zu versauern, sondern die neuesten Berichte von dem zu sehn, was unsere Gelehrten und Reisenden für Anthropologie und Völkerkunde draußen wie in der Heimat finden.

In Rom steht unter dem Monte Pincio der Obelisk der Piazza del Popolo —. Welch ein Denkmal! Drei Jahrtausende sind über ihn hingegangen. Ramses III. schrieb seine Thaten darauf. Dann stand er vor dem Sonnentempel von Heliopolis. Zu ihm blickten hier Plato und Herodot empor, als sie in diesem Mittelpunkt alter Kultur und Bildung wandelten. Zu ihm blickten Assyrer, Perser und endlich die Legionen der Römer. — Aber doch redet er nur von drei Jahrtausenden. Von welch ungeheuren Zeiträumen aber redet jetzt oft die neuste Wissenschaft!

Indes stimme ich Zöckler bei. „Wo nur immer, die wissenschaftliche Kritik den betreffenden Traditionen näher getreten ist, hat sich entweder ein rein mythologischer, oder ein cyklisch vergrößernder, oder ein tenden-

ziös erdichteter Charakter der auf viele Tausende oder Hunderttausende von Jahren lautenden Zahlenangaben herausgestellt.“ So ist's in der That. Hat sich diese Ansicht hinsichtlich Ägypten's durchaus bewährt? So durfte schon K. E. von Baer sagen, daß das Alter der Menschheit nicht viel größer sein könne, als die Angabe der heiligen Schrift es ansetze.

Es geht den pomphaften Hofhistoriographen der alten Welt doch wohl zuweilen wie unseren alten, deutschen, biederen Chronikenschreibern. Sie fangen die Geschichte der Vaterstadt am liebsten von der Eroberung Trojas an. Von da sind die stolzen Vorfahren mit Odysseus gewandert und haben sich endlich in Schöppenstedts Fluren niedergelassen. Jeder Mensch will etwas aus sich machen. Und am meisten der Stolz assyrischer und ägyptischer Alleinherrscher, die vom Himmel kommen.

Aber die unermeßlichen Zeiträume, welche man für die Bildung unserer Erdrinde annimmt? Diese Annahmen sind oft auch auf die angeblich so unendlich lange Dauer der Bildung der Kohlenschichten begründet gewesen. Göppert aber zeigte, daß Steinkohlen in zwei bis sechs Jahren werden können. Er fabrizierte sie nämlich in diesem Zeitraum aus richtigem Holz selbst.

Und ein Dutzend geachteter Altertumsforscher thut dar, daß jene unendlichen Dynastien-Reihen und daß der Luxus von Jahrtausenden, mit dem die Völker ihre Vorzeit ausstatteten, vor der Wissenschaft oft ganz unerwartet zusammen schrumpften, und umsomehr, jemehr man auch beachtete, welch rasche Entwickelung an-

zunehmen das Kindheitsalter überhaupt, also auch dasjenige der Menschheit, zuläßt.

Und ebenso zweifelhaft ist seit der Blüte des Darwinismus, soweit wir wissen, die Annahme erfunden, als sei Vielgötterei überall die erste Stufe der Völker gewesen.

Eine Gotteseinheit vielmehr war zuerst vorhanden. Wenn Ptah, der Gott der Feuers und Lichts, 9000 Jahre ganz allein ohne andere Götter regiert, so haben wir darin Andeutung eines ursprünglichen Monotheismus zu erblicken, auch wenn der Papyrus Prisse nicht spräche. Die Lokalgötter, als Göttervielheit, traten daneben dann hervor. Die verschiedenen Namen der einen Gottheit wurden zu ebensovielen Göttern erhoben. Und endlich sank das Bewußtsein zur Stufe des Tierdiensts. Die heiligen Tiere, Stiere, Krokodil und Katzen, sie schienen nun in ihrem dumpfen Schweigen bessere Darstellungen der Götter, als der Mensch.

Immer bleibt doch das Bild ursprünglicher Einheit des Geschlechts auch heut noch durch die Flutsagen uns vorgehalten.

„Die alten Flutsagen des Menschengeschlechts, die wir gleich Trümmern eines großen Schiffbruchs über die Erde zerstreut finden, sind für die Geschichtsphilosophie von der höchsten Bedeutung. Die kosmogonischen Überlieferungen der Völker haben allerorten denselben Charakter, eine Familienähnlichkeit, die uns in Erstaunen setzt.“ Dies sagte damals Alex. von Humboldt mit ganz besonderer Beziehung ausdrücklich auf die Völker am Orinoko und auf die altmexikanischen Denkmäler.

So damals. Aber die Wahrheit der wesentlichen Übereinstimmung aller der Flutsagen, welche Lücken so treu gesammelt hat, wird sich dem unbefangenen Beobachter immer neu wieder aufdrängen. Diese Sagen sind oft wunderlich lokal gefärbt. Sie sind partikularistisch verengt. Sie sind fast unkenntlich in fremdartige Elemente oft gehüllt. Losgelöst aber von den erdigen Zuthaten des Fundorts zeigen sie deutlich Spuren des höchsten Alters. Sie zeigen, daß sie nicht späterer Reflexion, daß sie ältester Überlieferung entstammen.

Es ist doch auffallend. Am Fuße des Blaubergs, auf den unendlichen von Büffeln, Giraffen und Antilopen durchschweiften Jagdgebieten wandern Kafferstämme, welche den gar nicht zu verleugnenden Eindruck einer fast unbegreiflichen Berührung mit Semiten machen. Von hier aus schreibt ein Reisender: Es ist nicht zu leugnen, daß die Kafferstämme in Berührung mit Juden gekommen sein müssen. — Die Geschichte der Sündflut ist ihnen lebendig, die Arche Noah bekannt, das Gebirg Ararat ist ihr Ausgangspunkt. — Die Reinigungs- und Speisegesetze nähern sich denen der Juden in überraschender Weise. —

„Es ist, wie Hermann Post März 1894 sagte, als er Kaukasien besprach, kein Zweifel, daß man schließlich auf einen Bestand stößt, welcher sich bei allen Völkern der Erde wiederfindet, auf einen Bestand, welcher ein gemeinsames Eigentum des genus homo sapiens überhaupt ist.“ Dahin rechnet er ein Universalrecht, „dessen Existenz wohl kaum mehr in Zweifel gezogen werden kann“.

Mancher neue Fund hat es bestätigt, daß die Völker nicht aus ursprünglicher Roheit heraufklommen, daß es sich umgekehrt verhalte. Das zeigen wieder die babylonischen Funde, die Entdeckungen von Hayner und die Studien Hilprecht's über Nippur. Sie zeigen älteste Kultur und die Pyramidenform, die wir in Ägypten finden.

---

Im Mai die betrübende Nachricht vom Tod des Präsidenten von Stählin.

Es ist wahr, man hat manches zu Anfang an ihm nicht verstehen können; aber, wie von Buchrucker im Nachruf an Stählin's Grabe sagte: „Er konnte sich freuen wie ein Kind, er war demütig wie ein Kind, er war ohne Falsch wie ein Kind.“ Das erklärt seine unzerstörbare, liebenswürdige Vertrauensseligkeit. Wer ihn persönlich kannte, versteht ihn in seiner großen Treue.

Er schrieb mir einmal, es war im März 1883: „Ich bin was ich bin durch eine Art Succession geworden. Mein seliger Vorgänger hat mich noch auf seinem Sterbebette zu seinem Nachfolger empfohlen. Alle Welt glaubte, daß diesmal gewiß ein Jurist an die oberste Kirchenstelle gerufen würde. — Aber wiederum sollte es ein Theologe werden, und zwar ein Theologe, den man von mehr kirchlichem, als staatlichem Gesichtspunkt aus gewählt hat. Der Justizminister sagte zu mir: Darin habe ich Herrn von Lutz von Anfang recht gegeben, daß an diese Stelle kein Jurist, sondern ein positiv gläubiger Theolog gehöre. Die Minister waren mir soviel als unbekannt, ich habe mich in höhern

Kreisen gar nicht bewegt, und doch bin ich Präsident geworden. Unvergeßlich bleibt mir die Unterredung mit Herrn von Lutz vor meiner Ernennung; er hat lediglich über rein kirchliche Dinge gesprochen, und dies vom durchaus positiv christlichen Standpunkt aus. Die Kirche ist bei uns wirklich eine geistige Macht, und es ist gradezu selbstverständlich in den höchsten Regionen, daß sie vom Bekenntnis aus gebildet wird.

Nun, der Grund, auf dem ich stehe, persönlich und amtlich, ist die Gnade Gottes in Jesu Christo, ist der Glaube an meinen Herrn und Heiland, zu dem ich spreche: Dich Jesum laß ich nicht, oder: Jesus, Jesus, nichts als Jesus soll mein Wunsch sein und mein Ziel — ist: das gute Bekenntnis meiner luth. Kirche.

Man ist mir von allen Seiten mit viel Vertrauen entgegen gekommen. Ich betrachte auch dies als Gnade. — — — —

Ihr Stählin."

Man urteile, und man wird achten und trauern.

Es war unter uns die Befürchtung ausgesprochen, daß Preußen, weil jetzt politischer Vorort, selbst unwillkürlich, schon nach dem Gesetz der Schwere und Anziehung, für den Bestand lutherischer Landeskirchen, für welche doch jeder Fußbreit Bodens zu verteidigen ist, gefährlich werde.

Von Stählin antwortete, es war April 1895: „Glauben Sie nur, daß uns, daß namentlich mir alles daran liegt, uns als eine luth. Kirche zu erhalten, und daß wir Preußen keine Linie nachgeben, wenn dadurch

etwas von unserer luth. Eigenart preisgegeben werden sollte."

Und wir möchten noch ein Stück amtlichen Bekenntnisses hier verzeichnen.

„Auch bei uns handelt es sich auf dem Gebiete der modernen Theologie nicht um einen theologischen Streit gleichberechtigter Richtungen, sondern um das Bekenntnis oder die Leugnung des ewigen Gottessohnes, der bei dem Vater vor Grundlegung der Welt und, nachdem er die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst gemacht, sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe. Dieser Gesichtspunkt wird uns auch ferner bei unseren Maßnahmen leiten." So der bayr. kirchenregimentliche Erlaß von 1896.

Der Entwurf war von Stählin's Hand.

---

Am Sonntag Trinitatis Predigt für unsern Heidelberger Pastor, Freund W. in Frankfurt a. M. Lebhaft in dieser Stadt an den alten Molitor erinnert und an die stille Gemeinde über den Konfessionen. — Und in diesem Hause, v. M., unter solchem Schutz bestbewacht und dazu sogar so gepflegt! —

Allemal bei Bingen gedenke ich an das Kloster oben auf dem Rupertsberg. Da lehrte ja als Äbtissin die heilige Hildegard. Früh war sie dem Herrn verlobt worden. Ihre Hand ward mit dem Altartuch umwunden. Unter Litanei und Lichterglanz war das Kind dann als des Himmels Braut in das enge Gemach der einsamen Klause geführt. Dann diktierte sie als Äbtissin ihr

Geschichte. Und der heilige Bernhard feierte sie. Die hohe Frau überragte ihre Zeit. Hören wir: „Mögen sich die, welche die Schlüssel des Himmels verwalten, wohl hüten, was sie schließen sollten, zu öffnen, und was sie öffnen sollten, zu schließen. Und ich hörete eine Stimme, die zu mir sprach: Wer hat den Himmel geschlossen? Gott. Wer öffnet den Himmel den Gläubigen? Gott. Wer ist ihm gleich? Keiner.“

Fahrten im Dienst. Diesmal Visitationsreisen. Predigt auch in der St. Annenkirche zu Berlin. Standquartier beim lieben L. Wie schön bei ihm die Familienabende! Wie heimisch fühlt man sich in dieser Gemeinde immer wieder von neuem!

Dazwischen nur kurze Unruhe, denn der Maler ist auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatz. Endlich Postkarte ab Elassona über Galata:

„Herzlichen Gruß aus dem Hauptquartier in Larissa. Du hattest recht, Vater, man sieht hier fabelhaft malerische Sachen. Es ist eine Bereicherung für das ganze Leben. Hoffentlich bin ich in 14 Tagen wieder zu Hause.

Euer Th.“

Der Vater des reisigen Sohnes dagegen war in ruhigerem Schaffen in Berlin. Und hier auch eine Stunde bei Geheimrat Wattenbach. Wer kennte nicht seine zweibändigen „Geschichtsquellen!“ Das ist für uns, für jeden ehrlichen Bücherwurm ein unentbehrliches Werk. Worauf sein Verfasser nun hinwies, es war

auf einen Marburger Professor, der in einer erwünschten Richtung geforscht hatte, und das danke ich ihm. — Und als wir fertig waren, und die Thür aufging, trat in der Hausfrau die Vermittlerin alter lieber Beziehungen zum einstigen Konkommissarius und dessen liebenswürdiger Lebensgefährtin an der Leine in die Szene. Die trockne Gelehrsamkeit ging rasch in heitere Erinnerungen über.

Rückfahrt über Leipzig. Fahrt mit Luthardt durch das Rosenthal. Vom Scherbelberg aus zeigt er mir die Wohnung Professor Hauck's in Gohlis, und ich schrumpfe in Gedanken ein wenig zusammen vor der Arbeit, die ich für ihn oder seine „Realencyklopädie" (ein fürchterliches Wort!) noch zu liefern habe.

Fahrt über Greiz nach Halle. Bei Freund L. wie immer eifrigstes Gespräch.

Vor seinem Fleiß habe ich immer einen ebenso großen Respekt gehabt, wie einst schon sein alter Stiefelwichser Opfermann in Jena. Wenn dieser früh 5½ Uhr eintrat, so traf er seinen Studiosus schon bei seinen Büchern sitzend. Und als die Weihnachtsferien kamen, und sein Student sich auf vierzehn Tage bei ihm verabschiedete, da sagte er zu ihm: „Herr L...., sagen Sie Ihrem Herrn Vater, ich hätte schon Hunderte von Studenten in der Wichse gehabt, aber einen so fleißigen noch nicht." Mit solch einem Zeugnis konnte nun freilich der Studiosus froh seine Ferienreise antreten und vor seinen Vater hintreten.

Immer mehr nun heimwärts. Dort der blaue Harz zur Linken. Wie altbekannt! Dort Wernigerode. Da

beriet ich mit dem lieben Präsidenten von Gerlach (Bd. I. S. 407). Ein anderes Mal saß ich dort neben Major von Gauvain auf seinem Balkon. Vor uns den Harzwald, plauderten wir. Welch ein eiserner Mann! Man höre: „Tieferschüttert von den Anzeichen, daß der Herr es dulden werde, wie sein evangelischer Leuchter bei uns umgestoßen werden möchte durch die Namen-Christen, habe ich einen theologischen Hippokrates um die sicheren Todeszeichen befragt, wo er nur noch Moschus geben würde? Dies war seine Antwort: wenn Evangelische den Versuch, von außen durch welt-regimentliche Aufforderung — etwa unter dem Titel, daß gutes Beispiel gegeben werden müsse, oder wie sonst — christliches Leben zu erwecken, nicht mehr als Blasphemie zornglühend von sich weisen, vielmehr dankbar für solche Unterstützung sich erfreut die Hände reiben: alsdann verordne ich Moschus und bestelle gleichzeitig den Sarg."

Beobachtung vom Wagen aus. Eine kokette Diakonisse ist doch etwas Abscheuliches. Aus Häusern wie aus denen von Hannover, Neuendettelsau, Kaiserswerth, Dresden habe ich dergleichen niemals auftauchen sehen. — Der Übergang zu einer „Rote Kreuz-Kokette" mit wogendem Haar, von welcher der Berichterstatter der Kölner Zeitung neulich aus Athen berichtete, ist wie es scheint leicht.

Nun neben dem prächtigen alten Goslar und neben Hildesheim hin, den altbekannten Stätten. In Elze wird eine Karte an den lieben Superintendent B. aus

dem Wagen gereicht. Jetzt Hameln, wo der Jugendfreund Pastor H. als Emeritus sitzt. Nun biegt der Zug in die Berge.

Dort auf der Höhe zur Linken ein liebes bekanntes Dorf. — Es war einmal eine arme, alte Tagelöhner-Frau, eine Witwe, die kein Obdach hatte. Sie war gebrechlich und kein Dorf wollte sie, da der Mann gestorben, haben. Eines schob sie dem andern zu. So kam sie endlich in dieses Dorf. Das war ihre Heimat. Drum mußte es auch gute Miene zum bösen Spiel machen. — Da saß die arme Witwe nun im Heimatsdorf hoch oben in den Bergen, und saß im Hirtenhaus und spann. Aber sie betete auch und sang leise am Ofen ihr geistlich Lied — hoch oben über der Welt. Denn man sieht von diesem Ort aus weit umher; auf der einen Seite über die Fläche bis zum Köterberg, auf dessen Spitze die Grenzen von dreier Herren Ländern zusammenstoßen, und der König von Preußen, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Waldeck können hier eine Partie mit einem Blinden spielen, und jeder sitzt auf seinem Sessel in seinem Land. Auf der anderen Seite sieht man über das Blaue Gebirge zum Sollingerwald und zum Harz hin. Und endlich sieht man auch das Weserthal hinab und sieht weit, weit in dämmernder Ferne das Wiehengebirg. So weit blickt man von hier.

Aber die alte Witwe blickte noch weiter. Sie blickte, wenn sie so gebückt dasaß, und um sie her standen die Weidenkätzchen, Veilchen oder die Schlüsselblumen, welche

die Kinder ihr gebracht hatten, oder um sie schnatterten auch die jungen Gänse, welche vom Anger her durch die offene Thür gedrungen waren — sie blickte mit ihrer Hornbrille, wenn sie in Gottes Wort las, weiter und tiefer. Sie blickte in das stille Antlitz des Menschensohns. Und immer höher stieg es ihr empor, und immer tiefer sank sie als eine arme Magd herab. Immer tiefer, bis sie sich zu seinen Füßen fand und sie umfaßte und rief: Aber doch, Herr, essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen! — Und als sie soweit war, ging eine Kraft von ihr. Den Kindern, die ihr Blumen brachten, und den Alten, die in der Dämmerstunde sie besuchten, erzählte sie von dem, der sie gezeichnet hatte mit dem heiligen Kreuz und zu seinem Hofgesind genommen, und die Menschen kannten ihn nicht und ehrten ihn nicht. Von dem erzählte sie. Und es ging ein stilles, heiliges Feuer von ihr auf die Hörer. Mit der Alten sangen sie die alten Lieder, welche die Väter einst sangen, und eine spätere Zeit verwässerte sie. Und es ging eine Erweckung von dem alten Mütterchen in die Gemeinde. Sie war ihr aufgedrungen, man hatte sie mit allen Kräften abwehren wollen. Und nun war sie die Gottesgabe und der Segen für das Dorf. Und es spricht, soweit es ernste Menschen birgt, nur mit Rührung von ihr. — — — Diese Mutter freuen wir uns im Himmel zu sehen, wenn Gott unser Licht bleibt.

Wir sind daheim. Es ist noch Mai. Der Maler schreibt:

„Heute Morgen bin ich aus dem Biwak einer türkischen Kavallerie-Division in Begleitung eines freundlichen vorzüglich deutsch sprechenden höheren türkischen Offiziers nach Domokos, und von dort allein an unendlichen Fourage-Zügen vorüber in glühender Hitze nach Pharsalus geritten. Seit vorgestern Abend lebte ich mit meinem Rappen von $^3/_4$ Cakes und Quellwasser, etwas, was man bei all' den malerischen und aufregenden Vorgängen so leicht vergißt, wenn auch manchmal der Magen revolutioniert.

Vorgestern Morgen brach ich mit einem sehr freundlichen Herrn Dr. Fetzer aus unserm Schlupfwinkel von der Furka auf und wir ritten mit der Kavallerie über die Paßhöhe auf Lamia zu, lange ohne vom Feind etwas anderes zu verspüren, als hin und wieder einen umgestürzten Protzkasten, weggeworfene Patronentaschen 2c.; Reste des am Abend vorher stattgefundenen Gefechts.

Niemals in meinem Leben werde ich den Eindruck vergessen, den wir hatten, als oben auf dem Kamm der Paßhöhe das Thal des Spercheios mit den schneebedeckten senkrecht daraus emporkletternden Bergriesen sich aufthat. In der Morgensonne blickte ein Teil des Meerbusens von Lamia im Südosten auf, darüber die Bergkette, in der man deutlich den Thermopylenpaß eingeschnitten sah. Es war ein majestätisches Bild hehrsten Friedens, und man hatte den Eindruck, daß auch die

Türken sich dem vor ihnen aufgerollten herrlichen Bilde nicht entzogen.

Dann plötzlich zerriß der erste Schuß von griechischer Seite das Friedensbild. Mit Kriegsgeschrei von den Bergen herabspringende, ihre Gewehre in die Luft feuernde Arnauten stürmten an uns vorbei, die Bergartillerie nahm die Höhe links, und auch wir gingen freudig mit vor. Zwischen dem türkischen Generalstabschef und mir pfiffen die Kugeln durch. Auf die Steine klatschten sie, in der Luft sausten sie, bis plötzlich die Bergartillerie mit einigen sicheren Sprenggranaten das feindliche Feuer zum Schweigen brachte, und kurz darauf ein griechischer Offizier im schlanken Trabe, von einigen Türken eskortiert, den Berg heraufkam, an einer Lanze ein schneeweißes Fähnchen. Es war der Parlamentär. In 10 Minuten bliesen die Trompeten überall „Gewehr in Ruh“.

Das Gefecht — und wie wir alle glauben — der Krieg, ist aus, da man über einen Waffenstillstand schon energisch verhandelt.

Nun sitze ich wieder in unserm jetzt noch reiner ausgeplünderten Pharsalus bis morgen frühe. Ich wollte gern weiter reiten bis Dolos, aber mein Pferdchen war weder mit Peitschenhieben noch mit Güte weiter zu kriegen.

Hier sitze ich nun unten in meinem alten Quartier. Der Dragoman von der Nahmer's, meines guten Freundes, brachte mir Rotwein. Ich bin zwar hungrig, doch noch mehr müde. Ich höre von oben herab, wo von

der Nahmer, Rittmeister von Stetten, Hauptmann Morgen, Baron Giesl-Gieslingen und Major Falkner von Sonnenburg hausen mit einer Anzahl von Dragomännern, Proviant ꝛc. — eine Stimme: „Ist denn der Hammel noch nicht bald gar?" Das fehlt auch noch! Nun, ich weiß ja, daß ich nur hinauf zu gehen und mich zu zeigen brauche, um dazu eingeladen zu werden — aber nein — ich thue es nicht. Es wird wohl der letzte karge Tag sein. Dann kommt das griechische Volos und ein europäisches Hotel.

Nun ist's genug für heute. Tellerklirren und Messer- und Gabelgeräusch schallen von oben herab. Gute Nacht."

Er war nämlich von Saloniki mit zwei anderen Herren, einem Berliner und einem Engländer, auf einem Militärzug nach Karaferia gefahren. Von dort ritt er nach einem originellen Nachtquartier im Hause des Kaimakan, in Begleitung eines Flügeladjutanten des Sultans in die Berge über die Bistritza nach Seffidiche, welches mit Militär vollgepfropft war. Nach einem königlichen Gastmahl auf Kosten des dortigen Paschas, des Oberpräsidenten der Provinz, und einer vortrefflichen Nacht im Hause eines seiner Unterbeamten ging es zu Pferd gegen den Olymp zu und alsdann hinab nach Elassona im Anschluß an ein freiwilliges Armaiden-Regiment. Von hier führte uns, schrieb er, der Weg dann über den Mylonapaß an einer wunderbar großartigen Felsenquelle vorbei nach Larissa und von da über Pharsalos nach Domocos, wo der Beginn der Entscheidungsschlacht abgewartet wurde. Er wohnte nach einander bei den

beiden Flügeln der türkischen Truppen dem Kampf in dem wilden Gestein des Kasiadiari-Gebirgs bei. Am Tage darauf begab er sich in die Nähe des Tuckopasses, an dessen Eingang er einem Gefecht zusah. Sich der türkischen Reiterei (sechs Schwadronen Tscherkessen) anschließend, übernachtete er in einem durch die Vorposten geschützten, am Ufer des Nazarosees liegenden Dörfchen. Am folgenden Morgen wurde die Reise über den herrlichen Paß, angesichts des Meerbusens von Lamia, der Thermopylen, des Oeta fortgesetzt. Nachmittags kam der griechische Parlamentär, und der Waffenstillstand wurde geschlossen. Über Volos ward auf einem Pester Lloyd-Dampfer die Heimreise über Saloniki angetreten.

---

Der „Friedebert“ von F. Stockhausen ist mit großem Interesse gelesen. Wir haben eine wirkliche Dichterin vor uns. —

„Engelbert Arnoldi“ von Ludwig Spitta, Skizzenbuch zu dem Leben eines einsamen Konfessors, kam als freundliche Gabe. Es reicht nicht an die „Herzogin Mathilde“, das wahrhaft glänzende Buch des nämlichen Verfassers. Das kommt nicht von Ungeschick, sondern von der Beschränktheit des Stoffes.

Im Juli traf Freund Schmidt aus Preßburg ein und von Schulpen in seiner Begleitung.

Die Freunde v. F. hatten eingeladen. Es war im Juli. Nun saßen wir unter Weinlaub vor Hotel Douqué, links Burg Lahneck, rechts Stolzenfels, und schauten und sprachen bei kühlem Wein maßvoll — heiter,

wie betagten Leuten ziemt und lachten — und lasen den Bericht vom Meerdrachen, wie von Banth der Mönch Nikodemus ihn gibt. Und lasen auch von der Mückenplage und vom fröhlichen Waldeskonvent. Abends saßen wir im Mondenschein, und früh waren wir wieder auf unserer Terrasse frisch und freudig beisammen und grüßten die Morgensonne. Denn, wie Scheffel sagt:

Was da kreucht im dunklen Thale
Und den Zug zu Gott verspürt,
Wird von ihr und ihrem Strahle
Morgenfreudig angerührt.

---

Und nun zum zweitenmal nach Berlin im September. Zwei Tage lang Pastoralkonferenz mit Vorträgen und Besprechungen; dann zwei Tage lang Sitzungen der Kommission für die Gemeindeordnung. Dann im großen Saal des Johannistisch Gemeindeabend mit Ansprachen und viel altbekannten Gesichtern und Händedrücken. Am Sonntag Kirchgang und Ruhe. Und dann Zeit für eigene Studien.

Besuch bei Professor Dümmler Augustastr. 53. Er hatte Rupert von Deutz besprochen. Jetzt wies er mich für Gerhoh auf De Lite III. Dann das, was nicht abreist. Über den guten Honorius von Autun, den unvermeidlichen, sprachen wir natürlich. Wer er war, bleibt offene Frage, wo er war, bleibt Rätsel. Daß er ein Deutscher, glaubt auch Dümmler. Dann sprach er für deutsche Geschichte die Ansicht aus, daß das neunte Jahrhundert kulturlich höher stand, als die folgenden, daß im zwölften

allerdings eine neue Hebung eintrat. So Dümmler, der nun wohl nach Wattenbachs Tod die Leitung der Arbeiten für die Monumenta Germaniae hat.

Aber noch eins. Ich kann nicht unterlassen, auf Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reichs hinzuweisen. Eine Stelle aus dem ersten Bande wird vielleicht mitgeteilt werden. In das erste Mittelalter fällt durch diese Geschichte, wie durch Georg Kaufmanns Arbeiten für die alte Gelehrtengeschichte, erwünschtes Licht.

Abschluß endlich in der alten Heimat. Ich sitze auf der Bank am Eichholz. Vor mir in Abenddämmern die alte Vaterstadt mit dem mächtigen Schloß, welches darüber Wacht hält. Unten im abendlichen Feld treibt der Schäfer die Herde in die Hürden. Ich höre, wie er mit der Axt die letzten Pfähle einschlägt. Ich höre das Gebell seines Hundes. Sonst alles still bis zum Wald.

Wie liegt die Welt so stille,
Als hätt' ein heil'ger Wille
Sie fest mit Schlaf umhegt.
In Büschen und in Bäumen
Die Vöglein alle träumen
Kein Blättchen sich mehr regt.

Da tönt wieder vom Turm der Vaterstadt die Betglocke: — Über allen Wipfeln ist Ruh, warte bald schläfst auch du!

* * *

Komm, lieber Frühling, tritt herein,
Wer wird denn gar so schüchtern sein?
Noch starrt vom Winterreif dein Hut.
Den klopfe ab. Komm kurz und gut,
Und wärm dir die erfrornen Glieder!
Nun schau mich an: die alte Art —
Nur etwas mager, blaß und zart,
Dem sollst du jetzt mit vollen Händen
Maiblumen aus dem Walde spenden.

So dacht' ich mit der Dichterin, der Freiin von Gaudy, die ich nur ein wenig umformte, und steckte mein alt Gesicht zum Fenster hinaus und legte die Brille zur Seite. Wir schreiben 1898.

Hier vor mir ein neues Buch. Wie erinnert's mich an meine Jugend und an Wien! Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: General Radowitz war beim König. Dieser sagte: „Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich davor". Der General erwiderte: „Ich glaube an Gespenster, aber ich fürchte mich nicht davor." Es war 1853, wo alles, auch Radowitz, Versuche mit klopfenden Tischen machte. Der Prinz schildert ihn vortrefflich — — — —

Zöckler schickt seine Arbeit, welche, wie die Anthropologie, so die Geschichtswissenschaft betrifft, aus den Blättern „Beweis des Glaubens". Und Haußleiter sendet seine Abhandlung über die Loci praecipui von

Melanchthon, und seine Festschrift: Aus der Schule Melanchthons. Mit Bendixen eine kleine freundliche Auseinandersetzung im „Beweis des Glaubens". Wenn man immer einen solchen Gegner vor sich hätte, wäre ja das Bücherschreiben wirklich ein Vergnügen. Professor S. Fritschel am Wartburg-College denkt auch wieder an mich. Die Kirchliche Zeitschrift der Iowa-Synode enthält immer Wertvolles. Mit Dr. L. gibt's einen freundlichen Briefwechsel im Literaturblatt.

Marie Eichhorn und Gretchen Buresch werden nun kommen.

Freund Fick sendet Grüße aus Meran. Der Professor ist als Sanskritforscher schon lange Stütze für die Passion, welche an Zentralasien als Quellort der europäischen Arier festhält. Möge der treue mich lange überleben!

Pöhlmann: „Aus Altertum und Gegenwart" hat recht erfreut. Er hat auch recht, wenn er Mommsen der Leidenschaft zeiht. Wenn man die sullanischen Proskriptionen in Rom eine Adelsthat nennen kann, so kann man die Septembermorde Dantons auch eine Bürgerthat nennen.

---

Nun möchte ich aber dem früher Erzählten ein Erlebnis noch anreihen, welches ich aus guter Quelle schon einmal mitgeteilt habe.

Der Baron von Gasser lag im Jahre 1713 zu Wien an der Pest danieder. Er lag im Verscheiden und hatte eben die letzte Ölung empfangen. Der

Priester, welcher ihm das Sterbesakrament erteilt hatte, war mit dem Todkranken allein im Zimmer; da wandte er sich im Weggehen noch einmal und rief ihm mit lauter Stimme ins Ohr, er solle sich allein auf das Verdienst Christi verlassen, die Heiligen könnten ihm nicht helfen. Das ist das tiefe Gewissen der katholischen Kirche, welches unter den Formen der römischen Sätze klopft und auch aus diesem Priester sprach. Und der Todkranke nahm es sich zu Herzen. In einem langen Starrkrampf und Scheintod ward ihm in wunderbaren Bildern ein Gesicht von der Allgenugsamkeit des Blutes Christi gezeigt. Und als er endlich dann wieder aufstand, da konnte er es nicht verschweigen, was er gesehen hatte, und verkündigte den Priestern, daß es mit den zweihundert Messen nichts wäre, die man für ihn hatte lesen lassen wollen. Darüber ward er verfolgt und mußte eiligst fliehen. In Augsburg hatte er einen wunderbaren Traum. Er war in einer Kirche. Über dem Altar hing der Herr am Kreuz. Er kniete davor nieder. Das Bild sah ihn so beweglich an, daß er anfing, in herzlicher Reue laut über seine Sünden zu weinen. Da sah er einen Priester neben dem Altar stehen. Zu dem faßt er ein Zutrauen, beichtet seine Sünden und empfängt von ihm die Absolution. Er blickt nun den gekreuzigten Heiland innig und dankbar an, und der macht seine beiden Arme vom Kreuze los, steigt herab, drückt ihn an seine Seitenwunde und spricht: „Trinke mein Blut!“ Und wie er seine Lippen an Jesu Wundenmal legt, da hört er seines Heilands Stimme abermals:

„Du bist mein Kind, ich habe dich erlöst.“ Sein Vater und seine Verwandten aber stürmen herbei und wollen ihn von Jesu losreißen, und ein greulicher schwarzer Hund zerriß seine Kleider. Er aber hing in seines Heilandes Armen. Da, da erwachte er. — — Ein paar Tage danach kam er nach Memmingen. Sein Wirt wird zu einer Hochzeit geladen und bittet ihn mitzugehen. Er denkt: „Du willst doch einmal sehen, wie es bei den Evangelischen hergeht,“ und willigt ein. Und wunderbar, wie er in die Kirche kommt, da findet er's genau so, wie er's im Traum gesehen hat, sogar der alte Superintendent Wachter trägt die bekannten Züge. Ein paar Tage nimmt er bei den jungen Eheleuten Quartier. Er sah da zuerst eine Bibel, und als er sie aufschlug, da stand: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ Das waren die Worte, die er zu Wien in seinem Gesicht im Starrkrampf gesehen hatte, wo sie in einer hellen Wolke prächtig zu lesen waren. Nun hielt ihn nichts mehr zurück. Der alte Wachter hat ihn unterrichtet und in unsere Kirche aufgenommen. Die Verfolgung der Katholiken war aber so groß, daß er in den besonderen Schutz des Stadtrates gestellt werden mußte.

Dieser Vorgang wurde dem Erzähler aber bald durch einen andern deutlicher, den er erlebte und verbürgt. Die kranke Frau eines hessischen Pfarrers lag mit dem Gesicht zur Wand gewendet, während der Pfarrer selbst eine Beerdigung hatte. Sie lag im

Krankenzimmer. Und nun sah sie den Leichenzug durchs Dorf sich bewegend. Sie erkannte deutlich auch die Leidtragenden, die paarweise dem Sarge folgten, alle einzeln und im langen Zuge. Sie wunderte sich dabei, warum jeder der Leidtragenden außer der Ordnung, nicht an der ordnungsmäßig ihm gebührenden Stelle gehe, warum aber andere, die im Geleit nicht fehlen durften, dennoch nicht erschienen seien. Es ergab sich denn auch später, daß dieses Gesicht bis ins kleinste hinein das Thatsächliche treu wiedergegeben habe.

Dort wie hier die Bestätigung, daß wir alle großartig veranlagt sind. Wir sind mit Organen und Kräften begabt, welche in dieser Welt verborgen in uns liegen. Sie weissagen aber deutlich einen höhern Schauplatz, auf welchem sie endlich sich entfalten können. Und darauf warten wir. Und jenen Schauplatz suchen wir.

---

Besuch von Rev. D. Lenker, Verfasser von „Lutherans in all lands“. Sein Gedanke ist vortrefflich. Er gibt Übersicht über die Verbreitung der lutherischen Kirche über die Erde. Er schildert mündlich nun das wunderbare Wachstum unseres Bekenntnisses in Nordamerika, und rühmt die Thätigkeit der Norweger hierfür.

---

Freund Wilkens schickt aus Kalksburg bei Wien seine Anzeige von Krumbachers byzantinischer Litteraturgeschichte. Jetzt erst komme ich dazu, auf die Sache einzugehen. Von der Bibliothek hole ich mir Krum-

bachers schweres Werk in zweiter Auflage selbst. Wilkens hat gestaunt und ich staune auch. Eine solche Übersicht haben wir Deutschen niemals bisher gehabt. Das ist tauglich für tüchtige Winterarbeit.

Mit Professor Hauck, unserm Dynasten, bin ich im reinen. Also nun ein wenig nach Byzanz. Das lockte schon weit früher, und die Bibliothek von S. Marco frischte nur auf.

Siehe da: Carte postale photographique. Constantinople 9. April.

„Mittwoch gehts nach Thessalien. Bin hier herzlich bei den Landsleuten aufgehoben. Es kann hier manches sich ereignen. Der Sultan gibt mir einen Flügeladjutanten zur Begleitung. Theodor.“

Und da nun der Sohn als Maler in Thessalonien und Byzanz sich aufhält, so darf auch gleichzeitig der Vater ruhig in seinem Krumbacher lesen. Was bedeutet übrigens in der Geschichte dieses Byzanz? Krumbacher gibt fast nur Litteratur. Fallmereyer, Gregorovius, Karl Neumann, Hammer-Pingstall aber geben Reichsgeschichte und überhaupt Kultur. Man muß sie auch befragen.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten die Tenne gefegt.

Gelimer kam in Ketten nach Byzanz. Er erschien unter den ehernen und steinernen Gefangenen allen, welche schon Kaiser Konstantin hierher geschleppt hatte. Denn hier sah man das Schlangengewinde von Erz, welches die von den Griechen nach dem Sieg bei Salamis dem pythischen Apoll zu Delphi geweihte

goldne Schale trug. Hier sah man die Denkmäler der Pracht des nun gesunkenen Altertums, das Riesenbild der Juno aus dem Tempel von Samos, den Herakles von Lysipp, einst zu Tarent, die vier Bronzepferde im Hippodrom. Und der gefangene Vandalenfürst, von Kaiser Justinians Truppen auf den Trümmern seiner afrikanischen Herrschaft gebunden und im Triumph hierher geführt, stand umstarret vom Hohn der Höflinge und des Volkes. Er stand schweigend im Purpur vor dem kaiserlichen Thron. Er weinte nicht. Aber immer sprach er vor sich hin die Worte: Alles ist eitel!

Dies die Stimmung, zu der die lange Reihe wilder Kriegsfahrten führte, welche in Feuer und Blut die Kultur des Altertums begruben. Dies die Stimmung mit welcher das Mittelalter anhub.

Man könnte wohl sagen: mit diesem Kaiser Justinian beginnt ein neues Weltalter. Er steht vor uns, die eine Hand auf dem römischen Gesetzbuch, die andere auf dem Grundriß der wiederherzustellenden gewaltigen griechischen Sophienkirche. Das ist der Tod des Altertums, der Anbruch des Mittelalters.

Die Philosophenschule zu Athen löste er auf. Dagegen geht er täglich, in leinene Tunika gekleidet, er geht an jedem Morgen, den Fortschritt des Baues zu besichtigen. Endlich steht die Hagia Sophia wieder vollendet da. „Ehre sei Gott, der mich würdig erachtet, solch ein Werk zu vollenden; ich habe dich besiegt, o Salomo!“

Der Triumph Christi war mit dem Glanz des

Heidentums geschmückt. Aus Griechenland und seinen Inseln, aus Kleinasien, Ägypten und Gallien war das kostbarste Gestein herbeigeschafft. Acht Porphyrsäulen, welche Kaiser Aurelian im Sonnentempel aufgestellt hatte, waren mit unendlichen Kosten herbeigeführt, acht andere Säulen aus grünem Marmor schenkte der Senat von Ephesus. Die Ehre der Heiden zog in die Hagia.

Mit diesem Kaiser beginnt das Mittelalter.

In diesem aber lag auch der Schwerpunkt zunächst am goldnen Horn. So mächtig stand das oströmische Reich, daß der Einfluß von Byzanz in Politik, Kultur und Kunst vom Schwarzen Meer bis zur Garonne reichte. Es bedurfte nicht erst der Thätigkeit der griechischen Gemahlin Kaiser Ottos II. Griechische Kunstformen, Werkstätten für Gold- und Email-Arbeiten in dieser Art waren schon verbreitet, und nicht nur in Trier. Karl d. G. hatte Säulen und Mosaiken aus Ravenna nach Aachen führen lassen. Und Karl der Kahle ging, wie Dümmler erzählt, in lang herabfallender Dalmatika, um das Haupt eine seidene Umhüllung mit Diadem. Denn „alle Gewohnheiten der Frankenkönige, so klagen die Fulder Annalen, verachtete er, und hielt die griechische Herrlichkeit für das Höchste.“

Aber wir kehren nach Byzanz zurück. Wollen wir noch einen Blick auf das nun vom Byzantinertum überdeckte klassische Land und auf Athen werfen?

Versunken, verödet; sein Glanz ist nach Byzanz

gewandert, oder liegt unter Mauerschutt. Warägische Soldknechte, Slaven, Bulgaren haben die Stadt nochmals und nochmals geplündert, und arabische Piraten haben seinen Hafen gesperrt.

Kaum hörte man im Abendland von der verödeten Stadt. Mönche, die auf Pilgerfahrten sie berühren, beten im Parthenon an, jetzt Tempel der Mutter Gottes.

Von den Metopen und Friesen des Phidias hören wir nichts. Selbst Säwulf der Isländer, von dem Gregorovius erzählt, bewundert, um 1100 pilgernd, nur die ewige Lampe und den Geburtsort des heiligen Dionysios. Jene Lampe von Gold, ein Werk des Kallimachos, hielt Öl für ein ganzes Jahr. Ihr Licht allein, nicht mehr der Glanz der unvergleichlichen Arbeiten alter hellenischer Meister, entzückte die Wanderer, welche in diesen Jahrhunderten über die Stadt des Perikles berichten.

Wie Bischof Hildebert von Tours über den Trümmern Roms, so um 1200 Erzbischof Michael Akominatos über denen von Athen.

Um den Schutt der Stoa Poikile weideten die Schafe; die Straßen ruinenhaft, menschenleer, mit Gestrüpp durchwachsen. Der Erzbischof hat seine Bibliothek klassischer Werke im Allerheiligsten des Parthenon geborgen und aufgestellt. Die Worte fehlen ihm, den Verfall der Stadt zu malen. Die Häuser sind zerfallen, ruft er, die „Mauern liegen danieder, der Landmann ackert auf den Wohnstätten“.

So steht er, eine einsame und ehrwürdige Säule über den Trümmern der alten hellenischen Pracht. Ringsum das Gewühl zuströmender Franken, Lombarden und Venetianer, ringsum Fürstentümer und Burgen französischer Ritter, burgundische Barone und italienischer Nobili das alte Hellas überdeckend. Er steht, einziger Vertreter des byzantinischen Humanismus im Parthenon der Akropolis. Und als dies eine Frankenburg wird, lebt er einsam auf der Insel Keos, während Nikolaos, sein Bruder, ebenso einsam nach dem Sturz des Thrones von Byzanz zu Nicäa sein Geschichtswerk schreibt. Von der Insel Keos aber hören wir des Erzbischofs Zorneswort über die abendländischen, die Stätten althellenischer Weisheit ausplündernden, Barbaren.

Doch diese standen schon längst, und fünfzig Jahre früher unter dem langen Harald in Byzanz.

Also kehren wir nochmals zum goldnen Horn zurück. — Hier glänzte alles. Psellos, der Platoniker, schrieb, verbannt in der Einsamkeit des mysischen Olymp, seine Memoiren, und im Kleid des Geistlichen kommt er an den Hof zurück. In der einen Hand das Schwert, in der andern die Schutzfahne mit dem Bild der Gottesmutter, so ziehen die Kaiser in die Schlacht.

Und ein Hochmut ohne Grenzen beseelt sie, denen einst der fränkische Karl zu Aachen als Eindringling in ihr Reich erschien.

Papst Johann hatte den Kaiser Nicephorus, wie uns Luitprand erzählt, „griechischer Kaiser“ genannt:

„Ein Barbar — riefen die Griechen — ein armseliger Wicht in Rom schämt sich nicht, den allgemeinen, großmächtigen und alleinigen römischen Kaiser einen Griechenkaiser zu nennen! O Himmel! O Erde! O Meer.“ —

Und doch war diese Herrlichkeit hohl genug.

Längst schon waren von Nord die skandinavischen Händler gekommen. Auf ihren riesigen Einbäumen schwammen sie durch die sieben Stromschnellen den Dnjepr herab. Aber nun kamen von Norden auch die Streitäxte. Die Wikingerfahrten gingen von Island bis zum goldenen Horn. Sigurds Sohn, Harald der Lange, den wir erwähnten, der Norweg von riesiger Kraft, war nun auch mit seinem Bankgenossen Halder Snorreson nach Süden gezogen. Und — er war bald in Byzanz Befehlshaber der Waräger, der ganzen kaiserlichen Leibwache. So kam's, daß er hier über Soldtruppen zugleich aus aller Herren Ländern unter der Kaiserin Zoe schaltete. Da hatten die Normannen als Herren des Reichs das Heft in der Hand, und nicht die Kaiser. Und wie die Nordlandssöhne geradewegs, so kamen dann die französischen Normannen. Über Unteritalien kamen sie, wo sie sich hineingekeilt. Abenteuernd zu Kriegsdiensten stürmten sie zum goldnen Byzanz. — Das stürmte dann so weiter, bis die Kreuzfahrer über die Mauer stiegen.

Das that venetianische Handelspolitik im Bund mit der Abenteuerlust der abendländischen Barone. Das that der alte, neunzigjährige Doge. Der Papst blickte anfangs etwas sauersüß drein, dann machte er mit und

ward allzeit bereiter Mitschuldiger. Alle diese Gewalthaufen trugen das Zeichen des heiligen Kreuzes. Alle halfen am Frevel der Zerstückelung des unglücklichen Reichs, der Fortsetzung des Griechen- und Römertums in christlicher Form, der Brustwehr, und Mauer Europas gegen sarmatische Fluten, gegen skytische und sarazenische Einfälle.

Und endlich kamen die Türken. — — —

Karte aus der Türkei. Salonichi 16. April. Viele tausend herzliche Grüße von Eurem

Theodor. Bedri Bey.

Also ist der Maler mit Bedri-Bey, den der Sultan ihm mitgab, in Salonichi wenigstens, in Makedonien.

Nun, er malt nun neue, sein Vater malte alte Geschichte. Auch eine Art Kompagniegeschäft.

---

Viel über das heil. Abendmahl gedacht.

In der Sorbonne in Paris fand ich im großen Saal als Wandgemälde eine schöne Kopie der Disputa von Raphael. Das Geheimnis im Altarsakrament bildet die Mitte der Kirche und der Welt. Von ihm, in welchem Himmel und Erde einander durchdringen, strömt das Licht aus. Die Väter Augustin, Ambrosius, die Scholastiker wie Thomas, das kirchliche Denken bewegt sich um diese Mitte. — Es ist nicht richtig, der katholischen Kirche vorzuwerfen, daß der Mariendienst alles überwuchere, so lange in ihr, mit jeder Messe noch, diese Mitte festgehalten wird.

Dies Sakrament ist auch uns, nachdem es dem Gehäuse seltsam mittelalterlicher Erfindungen von uns enthoben wurde, Höhe und Mitte.

In unserm Gottesdienst erscheint dies auch so, wenn der Pastor durch Eifer oder Redseligkeit die Gemeinde nicht in Versuchung bringt, die Kirche schon vor dem Segen zu verlassen. Unsere Liturgien sind gut, und erst die Pietisten mit ihrer maßlosen Subjektivität richteten den Hauptgottesdienst als Einheit durch die Breite des Redestromes vollends zu Grunde. Hier war Spener der Meister. Und er hatte reformierte Einflüsse in sich aufgenommen.

Der Gottesdienst ist, bewahrt die Predigt nur die nötige Kürze, immer im Steigen begriffen, „bis man nichts höheres mehr um sich hat", wenn man auf den zweiten Gipfel angelangt ist, wie Löhe sagt. Und daher ist die Feier des Nachtmahls, — wie wir 1841 schon es ausdrückten, „die Krone des ganzen Gottesdienstes, worauf alles Vorausgehende vorbereitet, und wodurch der Segen der Predigt einem jeden erst vollständig zugeeignet, und die Gemeinde als der Leib des Herrn mit ihm in die tiefste, innigste und seligste Gemeinschaft gesetzt werde".

Immerhin bleibt dies wahr. Perrone sagt: „Die Lutheraner stimmen mit den Katholiken im Bekenntnis der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn in der Eucharistie überein." So in seinen in Paris gedruckten lat. theologischen Vorlesungen. Dies ist richtig. Im Bekenntnis der wahrhaftigen Gegenwart des Herrn

im Sakrament selbst stimmen wir mit den Katholiken überein. So stimmen wir denn auch darin zusammen, daß dies im Sakrament objektiv Eintretende für Gläubige die Seligkeit, für Ungläubige das Gericht bedeutet, weil sie nicht unterscheiden den Leib des Herrn.

Die Sonne speist die Pflanze, und sie wird sonnenhaft. Aus dieser Sonne nimmt die Rose ihren Wohlgeruch und der Schierling sein Gift. Und aus dieser Blume nimmt, wie unsere Alten sagten, die Biene ihren Honig und die Spinne ihr Gift. Auch diese Himmelsblume also, die aus dem Paradiese Gottes in diese Welt herabhängt und ihren geheimnisvoll mystischen Kelch ihr zugeneigt öffnet, und den Samen des Lebens in das Thal der Verwesung streut, ist den einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den anderen aber ein Geruch des Todes zum Tode. So hat die rechtgläubige Kirche in ihrer Mitte also die Mysteria etiam angelis tremenda, wie eine braunschweigische Agende das Altarsakrament nennt, die Geheimnisse, welche auch die himmlischen Heere mit zitternder Ehrfurcht umringen.

So beginnt ja die Feier des hochheiligen Geheimnisses mit dem: „Wahrhaft würdig und recht"; und wir danksagen dem Vater durch Christum, unsern Herrn, durch welchen seine Majestät loben die Engel, anbeten die Herrschaften, fürchten die Mächte, die Himmel und aller Himmel Kräfte samt den seligen Seraphim mit einhelligem Jubel preisen. Und die Gemeinde fällt ein: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, voll sind Himmel und Erdreich der

Ehren dein. Hosianna in der Höhe! Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe!

Und nun zieht die Gemeinde lobsingend dem himmlischen Herrn entgegen, welcher in ihre Mitte tritt. So aber grüßt sie ihn, um nun das unaussprechliche Geheimnis zu empfangen.

Man muß wie Mose in der Wüste in ernster Stille geatmet haben, um unbeschuht und gesenkten Angesichts Gott in seinem Sohn, um den eingebornen Sohn, voll Gnade und Erbarmen mitten im Heiligtum am Altar leibhaftig gegenwärtig zu glauben. Leibhaftig, indem er selbst, wie in der Nacht, da er verraten ward, ruft: Nimm und iß, nimm und trink, das ist mein Leib, das ist mein Blut! Er ruft, er spendet unsichtbar selbst, denn er bedient, um hörbar und sichtbar in dieser Welt zu werden, sich der Lippen und der Hand seiner Diener. Würde uns das Auge aufgethan, wir könnten den Glanz nicht ertragen. So aber öffnen wir nicht sehend, also gehalten, dem heiligen Leib und dem heiligen Blut frohlockend die Lippen.

Das ist aber unsere Trauer, daß die Landeskirchen unseres Bekenntnisses, deren Rechte und Stellung wir doch auf's äußerste verteidigen helfen müssen, durchschnittlich in der Lage sind, in diesem Kampf erlahmen zu müssen, ihn auf ihrem Gebiet nicht aufnehmen, und ihn mit der heiligen Rücksichtslosigkeit nicht führen zu können, welche, um das Heilige zu schützen, so durchaus notwendig ist.

Das Heilige zu schützen! Denn viele nun seiner Jünger, die das höreten, sprachen: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? — Von dem an gingen seiner Jünger viel hinter sich und wandelten fort nicht mehr mit ihm.

Mit dem Luther in Worms waren sie zufrieden, unsere reformierten Freunde, mit dem Luther in Marburg aber nicht. Diese Rede war ihnen zu stark, und ihnen und ihren Wegen folgten dann in dieser Hinsicht Scharen von Gleichgültigen und Ungläubigen.

Aber an der Lehre vom Nachtmahl erkennt man das Wesen einer Kirchengestalt, wie die innerste Art einer Pflanzengestalt an ihrer Blüte. Darum müssen die Angriffe aller Gegner sich gegen unsere Eigenart, gegen unser Bekenntnis vom Altarsakrament richten. Und sie thun es. Ihr Halt ist die That von 1817.

Überall sind die Geister der Verneinung geweckt, welche den Grundpfeiler zu zerbröckeln und abzutragen beflissen sind, den Pfeiler, welcher der Kirche deutscher Reformation ihre Eigenart, und Rom wie Genf gegenüber ihre Bedeutung zugleich verbürgt, indem sie mit ihm in den auch natürlichen Gründen des Reiches Gottes fußt. Sänke der Pfeiler dieses Sakraments, so würde dieses Kirchentum in das Meer allgemein unierter protestantischer Verwaschenheit zerrinnen. Und das will man.

Aber der Pfeiler steht noch und trotzt der Geistesschablone. Und wir dürfen rufen: Viel Feind viel Ehr! — wenn wir hinzufügen: Der Herr ist der rechte Kriegsmann!

Das Wort, die Rechtfertigung aus dem Glauben, haben wir mit unseren reformierten Freunden zum Teil gemeinsam, aber der Sakramentsbegriff begründet unsere Sondergestalt in der Mitte der Bekenntnisse und damit unsere bedeutungsvolle Bestimmung und Stellung als natürliche Mitte, unsere Weltstellung.

Das Geheimnis ist groß. Unsere Mathematik reicht nicht aus. Aber den „Grund des Widerspruchs und der Leugnung bildet die Thatsache der neuen inmitten der alten Schöpfung“. So Frank mit Recht. Hier der Kern der Frage. Man will nicht sehen, daß der himmlische Herr in dieser sichtbaren Welt geheimnisvoll nicht nur eine neue Welt, sondern auch eine neue Menschheit bereitet, welche sichtbar einst in verklärten Leibern in jener verklärten Welt, offenbar den Geistern Gottes, loben und preisen wird. Unzählige Stellen der Schrift machen dies doch deutlich genug.

Immer hat dieses Sakrament dennoch etwas geheimnisvoll Prophetisches. Es ist eine thatsächliche Verkündigung des Todes des Herrn bis daß er kommt. Der Empfänger rüstet sich, zugleich das Licht des Glaubens neu aufleuchtend zu machen und zugleich mit dem hochzeitlichen Kleid innerlich sich schmücken zu lassen, um überkleidet erfunden zu werden, und so dem Herrn an seinem Tage entgegen zu gehen.

Nur aus dem Ganzen heraus begreift man das Einzelne. Unser Sakraments-Begriff wird nur aus dem Ganzen der heiligen und natürlichen Geschichte verstanden. Sie hebt an mit der Tiefe, da der Geist

Gottes über dem Wasser schwebt, und gipfelt in der Höhe des neuen Himmels und der neuen Erde und der Stadt Gottes, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Sie umkreist die kurze Spanne der Zeit, in welcher wir atmen und tasten.

Immer haben wir, wenn wir über das Geheimnis dieses Sakraments reden, eins auch uns vorzuhalten.

Es ist das, was Ehrenfeuchter so richtig sagte: „Für diese Weltzeit sind die ethischen Verhältnisse, die im Licht des Bewußtseins stehen die vorwiegenden; die kosmischen Beziehungen erscheinen mehr andeutungsweise und nur wie weissagend.“ Wir wandeln also, betrachten wir die Stiftung im großen Ganzen auch dieses Hintergrundes, wie in einem heiligen Zwielicht, wie in dem österlichen Dämmerlicht, welches über dem Meer von Tiberias lag, an dessen Ufer der Herr mit den Jüngern das Mahl nahm. Er offenbart sich. Aber er setzt ein Verborgensein voraus, aus welchem er nur hier oder dort hervortritt.

---

In unseren Lesezimmern findet man oft recht Erfreuliches. Für die Einwanderung der ältesten Völkerschicht Ägyptens aus Asien tritt, wie der „Globus“ vom Oktober vorigen Jahres zeigt, L. Henning nun auch auf Hommels Seite; ebenso fand ich, daß Schlagintweit in seinem Indien, Leipz. 1890 S. 185 sagt, das Gnadenbild Dschaganâth in Puri habe eine Ähnlichkeit mit zentralamerikanischen Figuren. Dies in Bezug auf Früheres dieses Bandes.

Am 20. Nov. v. J. sprach, fällt mir dabei ein, O. Olshausen in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft über Hissarlik. Das erinnert mich an Schliemann. Ein einzigartiger Mensch, an den man immer wieder denken muß, wenn man ihn kennen lernte.

Er war ja in Amsterdam ein reicher Kaufmann geworden. Das hatte, wie er erzählte, sein Rostocker Schneider bewirkt. Der hatte gesagt: „Jung' willst du rik warden? dann mötst du ümmer dein'n linken Faut tauirst an= un uttrecken." Nun war Schliemann wirklich „rik". Er opferte mit Freuden im großen Stil Tausende über Tausende für die Wissenschaft. Aber in kleinen Dingen war er auch sehr vorsichtig. Als Dr. Grempler, dem Schliemann nachträglich sein Troja Leipz. 1884 widmete, aus Troja zurückkam, erzählte er, das sei doch eigentümlich gewesen. Wenn die Herren der Kommission, welche untersuchen sollten, ob Schliemann wirklich die Reste von sieben Städten übereinander, oder nur eine Nekropole, Verbrennplätze für Tote, entdeckt hätte — wenn also die Herren der Kommission abends sich bei Schliemann in dessen Zelt versammelt hätten, so hätte er Zigarren angeboten und herumgereicht. Diese aber wären in der That unter jeder Beschreibung, völlig unqualifizierbar, sie wären von der allerbedenklichsten Sorte gewesen. Man hätte oft die Bemerkung gehört, wie es nur möglich sei, daß Schliemann solches Zeug rauche.

Im Globus vom 16. April erzählt Graf v. Pfeil

die Reise, welche er mit seiner Gemahlin von Tanger nach Fez machte.

Ist man alt, so taucht auf Schritt und Tritt immer alte Erinnerung zugleich mit auf. Er stieg damals noch als Knabe in die Schule, unser kühner Afrikareisender, als ich in naher Beziehung zu seinem Vater stand. Denn wir machten mehr als eine gemeinsame Fahrt, wenn es zur Kirchenvisitation in irgend einer Pfarrei ging. Und einmal, als er im tiefen Winter den Schlitten durchaus selbst lenken wollte, und den Kutscher zur Seite schob, weil dieser für diese bedenklichen Wege von Esebeck her ihm nicht sicher genug schien, warf er uns gehörig und gründlich in den Schnee. Als die hochwürdige Kirchenkommission sich mit einiger Mühe aus der fatalen Lage herausgewickelt hatte, kam sie mit Ach und Krach auch glücklich heimwärts. — Hernach besuchte ich den Grafen, welcher sich aus dem Amt zurückzog, auf seinem Gut im Osten, und er zeigte mir nach Tisch seine Anlagen. Dabei sagte er, ein wirklich edler Mann, etwas, was mich sehr an unsern Unfall erinnerte, und was mancher Herr, der in Dinge hineingreift, die er nicht versteht, sich merken könnte. Er sagte: „Sehen Sie, mein einziges Verdienst auf dem Gut ist dies, daß ich — alles meinem Inspektor überlasse!“ — Also nicht mehr selbst lenken wollen!

So taucht nun, da er selbst nicht mehr unter den Lebenden ist, sein talentvoller Sohn auf. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie der Vater erzählte, daß er ihn nach Afrika geschickt habe. — Da sieht man, wie alt man ist.

Wir hören jetzt von Deschamps Reise auf Cypern.

Der Leser nehme gefaßt also noch dies hin. Der Schreiber darf ja jetzt als Emeritus mit gutem Gewissen darauf eingehen, und dieses lapidare Handbuch der Geschichte der alten Welt aufschlagen.

Ein steinerner Kodex. Wir lösen jetzt Blatt um Blatt. Wir lesen, seit der Forschungen von Cesnola schon, diese Blätter, die wie die in der Erdrinde verklebten, stumm übereinanderliegen, und doch so laut reden.

Denn am besten zeigt uns gerade dies Cypern in seinen übereinandergelagerten Schichten alter Kulturen die Geschichte dieser Welt des Mittelmeers. Am tiefsten liegen die phönikischen Reste und ägyptischen Skulpturen, darüber vielleicht persische. Denn die Insel gehorchte auch dem mächtigen Darius. Es folgt nach der Oberfläche hin die Anlagerung griechischer, dann römischer Monumente. Es folgen die Reste byzantinischer und arabischer Herrschaft. Dann erscheinen genuesische und venetianische Trümmer, und endlich türkische Anlagen. Wir haben, folgen wir Cesnola wie in einer Sammellinse auf diesem Eiland die Geschichte dieses Meers, also der Mittelmeerkultur, auf welcher unsere heutige Weltkultur fußt.

Wie mögen Völkerstimmen auf diesem Eiland laut geworden sein, und Seelen der Heiden, Seefahrer, Ansiedler, Weltweisen und Dichter, über dem Geheimnis der Dinge gesonnen haben!

Und ebenso auf der entgegengesetzten Seite unserer alten Erde.

Eine überraschende Entdeckung machte vor zwei Jahren der Mineraloge William Niven aus New-York in dem mexikanischen Staate Guerrero. Als er in genanntem Staate mineralogischen Studien oblag, hörte er unbestimmte Gerüchte über eine nordwestlich der Hauptstadt des Staates gelegene alte Ruinenstadt. Er suchte den Gerüchten auf den Grund zu kommen. Er fand nach langem Fragen einen Indianer, der ihn nach jener Stätte zu führen versprach. Die Reise dorthin ging durch eine äußerst wilde, fast unbewohnte Landschaft und nahm zehn Tage in Anspruch. Dann stieß man auf Spuren einer jener großen, aus Zement gefertigten Heerwege, die während der Blüte des aztekischen Reiches die wichtigsten Orte miteinander verbanden. Die Straße führte in ein weites Thal, in dem der überraschte Forscher überall die Spuren eines ehemaligen hohen Kulturlebens erblickte. Nach Dutzenden zählten die charakteristischen Tempelpyramiden und Opferaltäre. Auch fand er zahlreiche unterirdische Gemächer. Da Niven auf die genauere Erforschung der Ruinenstadt nicht vorbereitet war, so kehrte er nach New-York zurück und wußte dort für die neue Entdeckung einen reichen Mann so zu interessieren, daß dieser die Geldmittel zu einer wohlorganisierten Expedition hergab. An der Spitze der letzteren brach Niven dann aufs neue nach Guerrero auf. Die nun nach New-York gelangten ersten Berichte über die Expedition melden, daß bisher die Ruinen von 22 altindianischen Tempeln bloßgelegt und zahlreiche aztekische Bildwerke aufgefunden wurden.

Verschiedene der Tempel bedecken eine Grundfläche von mehr als 200 qm. Die Wände der Tempel sind zum Teil noch gut erhalten und zeigen den mit leuchtend roten, weißen und gelben Farben bemalten Figurenschmuck in Stucko. Ungeheure Massen zertrümmerter Töpfereien liegen umher, desgleichen Stein-Idole im Gewichte von mehreren hundert Kilogramm. Eine zu Füßen eines Altars aufgefundene Terrakotta-Vase enthielt 72 Perlmutter-Schnitzereien: Götterfigürchen, Köpfe, Tiere, Schmucksachen u. dergl. Oberflächlicher Schätzung nach erstreckt sich das ganze Ruinenfeld über ein Gebiet von vielen Stunden. Die inmitten des Gebietes gelegene Hauptruinenstadt kommt, wie Niven schreibt, in ihren Grenzen dem Umfang der Stadt New-York fast gleich. Da öffnet sich das Grab der alten Kultur, welche die Spanier zum Teil noch blühend fanden, als sie Mexiko unterwarfen.

Aber an noch ältere Gräber treten wir. In den unermeßlichen Wäldern von Zentralamerika erheben sich die Bauten der Maya. Die Ruinen in Jukatan und Guatemala, Honduras und Nikaragua sind die großartigsten, welche Amerika kennt. Ein uraltes Kulturvolk hatte hier seine Mitte.

Vierundvierzig größere und kleinere Städte, mit Pyramidentempeln, Türmen, Palästen und Gräbern tauchen aus der Waldnacht in den Ebenen und auf den Hügeln auf. Die Bildwerke, Skulpturen und Statuen auf Terrassen und Tempeln stehen höher, als die der Azteken. Alles setzt uns in Erstaunen und Ratlosigkeit.

Ist diese Kultur, welche Spuren des Astartedienstes zeigen soll, punischen Ursprungs? Entstammt sie der von Bogota, welche japanische Herkunft nicht verleugnet? Hier hört jede Geschichte auf, aber die Zuwandrung dieser Völker aus Ostasien liegt uns klar. Die Kunstgelehrten helfen dieser Einsicht am meisten. Die indische Tempelpyramide geht vom Nil bis zum Golf von Mexiko. Und *Mothes* entdeckt in asiatischen, in siamesischen Bauten Züge, „welche an aztekische und toltekische Bauten“ uns mahnen.

Und auf Tausenden der Altäre auf dieser Heidenwelt: Menschenopfer, Menschenblut! Und all das unermeßliche Blut, welches hier rann, zeigt das tiefe, tiefe Dürsten der armen Menschenseele nach Herstellung der Einheit mit Gott durch Vergebung der Sünde. Und wie mögen auch hier von Priestern, Dichtern und Weltweisen die Augen zu den Sternen fragend emporgehoben worden sein!

Darum zum Schluß dieser mit Reminiszenzen durchsetzten Blicke in die alte Heidenwelt, ein Seufzer wie aus dieser alten Welt. Welch ein Seufzer!

Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Seit tausend, tausend Jahren!
Wo bist du Gott? Wir suchen dich!
Willst du dich offenbaren?
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich
Mit Angst und Händestrecken!
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Warum spielst du Verstecken?

Und plötzlich aus der Tiefe stieg
Ein Kreuz mit schwarzen Armen,
Und eine große Stille schwieg,
Ein schweigendes Erbarmen.
Und hoch am Kreuz, wie Tropfenfall
Aus einer Todeswunde
Klang es erschütternd durch das All
Aus einem bleichen Munde:

Mein Gott, Mein Gott, warum hast du
Mich so verlassen? — Schweigen —
Fern ging das schwere Wort zur Ruh
Wie Klang zersprungner Geigen. —

Wer ruft so? Ein neuster Dichter. Und wir antworten ihm: Nein, nein, es möge das „schwere Wort" nicht zur Ruhe gehn, bis es wirke, wozu es ausging.

---

Gretchen Buresch hat uns Lieder von Robert Schumann gespielt. Und wie! —

Unser schöner Klub der Vier ist gesprengt. Der liebe Dr. H. starb im Herbst. Und der Direktor J. ist so schwach geworden. Und der älteste Freund, Ruprecht ist nun auch heimgegangen. — So geht's uns Alten. Halten wir ein jeder mit frohem Gewissen auf seinem Boden ein erkanntes Gut fest, dann ist's wirklich wie Wilhelm Grimm im Mai 1820 an Ludovike von Haxthausen schrieb: „Stollbergs Tod, und die traurige Geschichte vorher, hat mich betrübt. Das Herrlichste und Schönste, was wir besitzen, ist etwas, worüber kein Streit möglich

ist, was uns allen, die wir wirklich Christen sind, eigen ist, ja worauf unser besseres Dasein beruht." — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eben ein Brief aus Griechenland.

Volo, 5. Mai 1898.

„Vom Südabhang des Pelion springt hoch oben aus einer wilden Schlucht ein kristallklares Berggewässer schäumend von Fels zu Fels, in entzückendes Helldunkel eingehüllt von uralten Platanen, die in wildfantastischen Formen und niegeahnter Mächtigkeit von allen Seiten aus den schroffen mit Blumen und stark duftenden Thymian übersäten Felswänden und zerklüfteten Bergeschründen herabklettern, um sich am frischen Bergwasser zu netzen und dann die uralten Zweige mit jugendfrischem Frühlingsgrün der Sonne entgegenzustrecken. Hoch oben über der Schlucht hängt am Abhang ein Dörfchen, Karabasch.

Es ist Sonntag, d. h. das Fest des heiligen Georg. Vor dem Kaffeehaus ragt eine unglaublich mächtige Platane empor. Ihr Geäst spendet dem ganzen großen Dorfplatz Schatten und erquickende Kühle. Wir, mein türkischer Korporal und ich, sind in glühender Sonne zu diesem Felsenwinkel emporgestiegen auf Felsentreppen. Nun plötzlich diese Frische! — Es ist Feiertag, und die Griechen sitzen weit herum an den Tischen im Schatten des Baumes. Wir setzen uns an einen Tisch, an dem uns die Leute bereitwillig Platz machen. Sie geben uns die Hand. Alles blickt uns an. Den Kaffee, den wir trinken, zu bezahlen ist unmöglich.

„Olmache," sagt der Älteste, wohl der Ortsvorsteher, und ich muß wohl oder übel mein Geld wieder einstecken. Welch' ein Friede! Ich trete in die uralte griechische Kirche ein. Der Chor, das Allerheiligste, ist abgeschlossen durch die geschnitzte Holzwand mit uralter byzantinischer Malerei. Die Lichter werden angezündet. Der Geistliche beginnt zu zelebrieren.

Durch die geöffnete Seitenthür schaut die Schlucht und der himmelblaue Golf von Volo aus der Tiefe herauf. —

Zurück nun müssen wir, um vor Abend noch Volo wieder zu erreichen. In Sprüngen geht's in die Schlucht hinab. Zwischen den idyllischen Steinhäusern spielt die Jugend, erquicken sich Pferde, Esel im riesigen blumigen Gras, im Schatten der Kirschenbäume, aus deren üppigem Grüne hochrot die Früchte glänzen. Die Berggipfel und unser Felsendörfchen (oder ist's ein Städtchen) scheinen in der Abendsonne flammend aufzugehen.

Immer wieder muß ich stehen bleiben, den Blick zurückwenden. O Gott, wie ist die Welt so schön. Doch weiter, immer sprungweise. Wir müssen unbedingt den Weg, zu dem wir hinauf $1^1/_4$ Stunden gebraucht haben, hinab in $^1/_2$ Stunde zurücklegen.

Überall rauschen die kühlen Bäche, künstlich durch die Olivenhaine hin abgeleitet, künstlich in kleine von entzückenden bunten nie gesehenen Blumen umduftete Gräben geführt, um nach kurzer Zeit in übermütigen Sätzen von Fels zu Fels der Mutter unten in der

Schlucht jauchzend wieder zuzuspringen. Rote Granatblüten winken überall im üppigen Grün.

Bald winkt das blaue Meer mit seinen weißen Segeln. Die wilden Sprünge des berggeborenen Gewässers hören auf. Wie ist die Welt so wunderschön!

Das waren $1^1/_2$ Stunden am Golf von Volo.

Euer Theodor."

— — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Schwester.

Du sitzest da ganz friedlich und still am Fenster Deines schönen Eckzimmers oben, und vor Dir, unserer Familien-Archivarin und Sammlerin, liegen die Briefe von Eilenburg, von Auguste und Natalie, und Gott weiß woher noch weiter. Und Du blickst aus dem Fenster auf die Waldberge, aus denen die frische Eder kommt. Du blickst auf den klarwelligen Fluß und die Wiesen daran, auf denen jetzt die Gänse mit ihren kleinen gelben Gösseln gehen, und die Mädchen des Dorfes begießen die weißen, zur Bleiche ausgebreiteten schönen, schimmernden Linnen, und die Knaben blasen und flöten um die Wette auf den Rohren und „Flötepfeifen", die sie kunstgerecht aus den Rinden der Weidenruten sich machten, und Frühlingsklang tönt mit fröhlichen Stimmen jauchzend über das Thal.

Zu mir tritt aber Frau Sophie, meine liebe Hausfrau, herein, und bringt einen Brief meines freundlichen Verlegers Georg Böhme in Leipzig.

Der kündigt mir an, daß es absolut nicht anginge, mit dem Druck zu warten bis Weihnacht, wie ich

wollte. Und nun will er Handschrift haben. Also in Gottes Namen denn! Grüße Anna!

Eben komme ich aus dem lieben Hause des Präsidenten von Müffling. Wie schön war's da wieder! —

Gott mit Dir! Ich bin und bleibe Dein treuer Bruder. N. N.

---

## Cicero: De senectute.

Abends wenn die Gedanken nach den Wäldern und Bergen der irdischen Heimat gehen, so stehen diese Alten da.

Es ist wahr, unschön sehen sie aus, die alten Wettertannen oben auf dem Grat im Gebirg. Die Stürme haben ihr Gezweig zerfetzt. Eckig, bleich, oft kahl oder mit spärlichen Nadeln, zackig starrt's in die Weite. Denn die Jugend ist längst dahin. Ruhe ist in den geschützten Tiefen, hier oben sind alle Wetter los. Und Nebel umwittern den rauhborkigen Stamm, der mit spärlichen Flechten grau in grau umwoben, hier noch trotzt. Alle Wetter und Schlagregen sind hier aus erster Hand zu haben. Wozu sind sie also noch nütze auf Erden? Der Zimmermann will die morschen Stämme nicht haben. Nutzholz steckt nicht mehr drin. Und der Schreiner kann nicht einmal mehr einen Sarg daraus machen.

Das hat seine Gründe, daß das alte Holz so abständig ist. Es hat des Lebens Last getragen. Mit Stürmen hat's gekämpft und mit allen Wettern gerungen. Die eisigen Nebel troffen an den alten Stämmen nieder,

und rannen durch die breiten Schrunden ihrer Borken Tage und Nächte. Der Reif legte sich ihnen um Schläfe und Weichen und deckte sie mit eisiger Rinde und hartem Glanz Tage und Nächte. So sehen sie ungestalt aus. Denn die Kunst hatten sie nicht gelernt, sich rechtzeitig zu bücken. Darum standen sie so ungeschützt und ungedeckt. Wie aus uralter Zeit blicken sie in ein junges Geschlecht hinein. Und dieses, die seltsamen Gestalten erblickend, faßt sich an die Stirn und weiß oft garnicht, was es aus ihnen machen soll.

Dies schadet aber den Alten freilich nichts. Eins haben ja diese Alten des Gebirges doch noch voraus.

Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Es ist im Menschenleben wie im Wald.

Die alten Fichten stehen da gedrängt an der Bergwand oder oben auf dem Kamm einzeln. Die glühende Mittagssonne liegt über dem weiten dunklen Revier, über den Forsten in den Tiefen ringsum. Hinten im duftigen Blau der Ebene leuchtet der schmale silberne Faden des Stroms, hier im Gebirg aber schreit das Wild nach Wasser und sucht die tiefsten Waldgründe. Und weithin lechzten in Dürre die jüngeren Bestände im sandigen Boden.

Aber diese alten Tannen senken die braunen Wurzeln tief in den Grund, wo unter Farnkräutern und moosigem Steingeröll die verborgenen Wasser rinnen. Man sieht sie nicht, man hört sie nicht. Aber leise rieseln sie im Geklüft. Sie sind Brunnen, und die alten Stämme trinken draus die Gottesgabe. Nun, das haben sie voraus.

Wo junge Stämme vielleicht nichts finden, die alten finden's. Die Pfahlwurzeln reichen eben tiefer hinab. Denn alte Leute und Stämme haben ja tiefe Quellen der Kraft schon in Erinnerung mancherlei und Erfahrung. So sind sie, wenn sie das Leben nicht verschlafen haben, immer an sich schon noch von Bedeutung. Und unter Umständen sind sie Prediger in der Wüste. Diese aber tragen härenes Kleid. So stehen die Alten, wenn auch mit Schrunden und Moosen bedeckt. Nur im Umgang sind sie oft etwas schwierig. Denn wenn die glatte, weiche Rinde der Jugend auch nachgibt — hier knarrt eben alles und stemmt sich alles.

Und das hat doch auch wieder sein Gutes. Denn eins können sie doch wohl noch leisten die alten Wettertannen.

Ihre Wurzeln umspannen das Granitgeröll oder den Schieferblock. Kaum unterscheiden sie sich noch von der Farbe des mit grauen Moosen bedeckten Steins, den sie umklammern. Da lernten sie ja eben dem Nordsturm trotzen, und hoben über ihm das kahle sturmgepeitschte Haupt. Das Feststehen also können sie anderen wohl auch noch lehren. Sie stehen, wohin man sie gestellt, und sagen: Viel Feind', viel Ehr'! Und ist das nicht am Ende eine ganz gute Lektion?

Und dann können sie da oben in ihrer Art doch auch Wetterwarten sein und Wettersäulen auf dem Bergkamm, an denen man sich orientiert, und wahrnimmt, wenn's anderes Wetter in der Welt werden will. Dahin blickt schon einmal ein junger Wandersmann, der sein

Bündel schnürt, ehe er aufbricht. Er blickt hin, um zu sehen, wieviel Uhr es geschlagen hat am Himmelszelt, und ob da etwas zusammengebraut wird, und ein Dunst sich oben lagert. Ist's so, so nimmt er das Wachstuch und legts über das Felleisen, oder richtet sich mit seinem Schuhwerk danach ein, ehe er auszieht. Oder aber er zieht vor, daheim mit den Seinen den Holzlöffel erst noch in den Haferbrei zu tauchen, und danach erst wieder ans Fenster zu treten, und nach dem Gebirg oben auszuschauen.

Dazu sind sie auch oft noch Wegweiser im Gebirg, die Alten. Sie können dem verirrten Bergmann, oder dem Forstmann, oder den Holzknechten in Zwielicht und Nächten den Pfad anzeigen, den sie gehen sollen sintemal es auch Abgründe hat. Und der Krämer, der über den Paß will, findet sich auch im Nebel zurecht, wenn er nur erst die alte zackige Tanne sieht, und die Stümpfe seines grauen Gezweigs. Von Ferne zeigt wohl ein Vater einmal seinem Sohne den einsamen Stamm und sagt: Mein Sohn, den da halt immer im Auge, so kannst du gar nicht irren. Nun behüt' dich Gott! — Und das junge Blut hat Verstand und Grütze im Kopf und sieht und sucht den alten Stumpf, und hält sich immer fest in der Richtung. Aber wenn er bei dem Alten angekommen ist, setzt er sich auf die grauen Wurzelknorren. So, bis hierher ist er nun glücklich gekommen — nimmt den Hut ab, wischt sich den Schweiß von der Stirn, holt den Imbiß heraus und denkt an sein Mütterlein. Wie sorgfältig die es aber auch eingepackt hat!

Ja die Alten erleben viel.

Übrigens aber sind sie da oben doch so ganz dumm noch nicht. Ja ein guter Verstand zeigt sich darin, daß sie entsagen lernten, denn das ist ihr täglich Amt. Verzichten und Entsagen ist ihr schönes Erbteil. Sie dürfen nicht lüstern nach dem jungen grünen Volk ausschauen, welches wohlig und geschützt im geschlossenen Bestand da unten in der Tiefe steht. Die Einsamkeit muß einem Alten genügen. Dann aber hat er auch stille Freuden mancherlei Art. Das ist auch das Wunderbare, daß, hat einer sich in seine Stellung gefunden, die der liebe Gott dem Alter angewiesen hat, diese Einsamkeit nun täglich schöner, befriedigender, herrlicher wird. Ja sie ist die Freude selbst. Und wenn dem alten Stamm dann noch kleine Freuden dazu kommen, so ist das eine Extragratifikation seitens eines reichen Herrn, der ja, mit seiner Güte alle Tage neu, vor Güte nicht zu bleiben weiß.

Ist das nicht schon Extra-Freude, daß der Alte vom Berg so hoch steht, daß er in die Weite sieht? Das ist ja eitel Güte.

Er steht auf zweier Volksstämme Grenzen, und blickt in zwei Welten. Er hält Grenzwacht da oben. Und unter ihm wechselt nicht nur das Wild hinüber und herüber und streift den Tau vom Grase. Auch die Wandersleute die hinüber und herüber ins fremde Land wollen, rasten unter ihm, wie dargethan. Ein Vater geleitet wohl sein Kind bis hierher, da es auch wandern will. Und hier ruhen sie noch einmal beisammen.

Dann hält der Vater hier noch ernste Ansprache an den Wildfang, der in Jugendmut in die Weite will: Komm unverdorben aus der Fremde wieder, mein Kind, so sagt er, und Gott segne dich, mein Herzenssohn! — Dann schreitet gesegnet der junge Gesell jenseits hinab. Aber der Alte schaut ihm nach, dann setzt er sich wieder nieder und lehnt sich an unsern alten Stamm und betet, und seine Lippen bewegen sich. Solches sieht man selten, was der morsche Tann hier oben erlebt, und seine Nadeln rauschen dazu im Morgenwind.

Ja, eine reiche Einsamkeit die so ein alter Hüter im Gebirge hat. Welcher Weitblick über Land und Leute! Er erblickt zu Füßen den Dampf der Meiler, der den dunklen Tannenwäldern dort bläulich entsteigt, er sieht in blauen, dämmernden Fernen den Rauch der Züge der Eisenbahnen, die das Flachland dort durchschneiden, oder der großen Ziegelöfen, die für den Bau der Städte arbeiten. Er sieht die Schatten der Wolken über die schimmernden, endlosen Flächen gleiten und die Züge der Wandervögel zum Meere eilen. Er gewahrt auch zuerst, wie am fernen Saum der Ebene die Wetter sich ballen und langsam aufsteigen wie eines Mannes Hand. Und wenn des Nachts die silbernen Sterne funkeln, siehe, welches Heer der Gestirne Gottes enthüllt sich ihm von hier still und strahlend! Und dazu hat er zuerst hier in seiner stolzen Höhe den edlen ersten Frührotschein. Ihn vergoldet zuerst das süße Licht, wenn die Sonne aufgeht wie ein König und Held zu durchlaufen seine Bahn, und die Berge flammen und

die Erde glitzert in ihrem Geschmeide. Alles das sieht er. Ja er könnte stolz sein, wenn er ein Mensch und kein Baum wäre, und müßte beten. So aber hört man nur ein leises Flüstern, wenn der Morgenwind —. Ja, es geht auch durch das alte Gezweig und die spärlichen Nadeln, so oft der erste Morgensonnenstrahl sie nun vergoldet, ein leises Rauschen, das lautet in Menschenrede: Das Feld sei fröhlich und alles was darauf ist, und lasset rühmen alle Bäume im Walde, vor dem Herrn, denn er kommt zu richten das Erdreich!

Ja, dieser feierliche Bergpsalm und diese beständige Thatrede ist stille Weissagung im Frührotlicht vom kommenden König, der den Erdboden richten wird mit Gerechtigkeit und die Völker mit Wahrheit. — So preist und weissagt selbst eine alte trockene Wettertanne.

Des Morgens beginnt sie, den Abend aller Tage zu verkünden, und im Abend sieht sie ihren Abend. Wenn die Sonne sich zur Ruhe neigt und die abendlich rötlichen Strahlen auf die alternde Gestalt wirft, so ist's, als ob's in den spärlichen Nadeln des Gezweiges klänge: Bald ruhest auch Du!

Sie weiß ja, daß der Borkenkäfer in ihr bohrt bis in Splint und Mark. Sie merkt, daß Stück um Stück von den alten Rinden sich löst und niedersinkt. Aus der Waldestiefe tönt der Ruf des Uhu herauf und das Geschrei der Nachtschwalbe. Ihre Kraft nimmt ab, und sie spürt die Geschwader der Schloßen und Hagel, die herankommen. Aber sie vermag zu sagen: Schloßen und Hagel rühmet den Herrn, rühmet und preiset ihn

ewiglich. Denn sie gehört zu den Bäumen des Herrn, die er auch gepflanzet hat, die alte Wettertanne. Und wenn sie morsch zusammenbrechen soll, so ist's dieser Alten stilles Sehnen, so denke ich mir, daß es geschehe im Anblick der: Abendsonne. Denn diese ist jetzt doch ihr allerbester Trost und Freude. Denn sie predigt ihr: Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Der Herr ist allen gütig, und erbarmet sich aller seiner Werke.

# Feierabend.

„Um den Abend wird's licht sein!" Wie oft ist dieses von lieben Freunden mitten in Stürmen zugerufen worden. Und nun ist's erfüllt.

Hier sitze ich nun im kleinen grünen Studierzimmer, ein Greis von 75 Jahren, an meinem Schreibtisch und blicke ruhig sinnend zurück.

Sehe ich mich nur im kleinen Zimmer einmal um.

Hier die Silhouette meines Urgroßvaters mit Haarbeutel und Bäffchen. Er war der gelehrte Generalsuperintendent und Beichtvater des trefflichen Fürsten Karl. Unter ihm der Großvater, der uns abends, wenn er mit langer Pfeife, im bunten Schlafrock, die weiße gewirkte Zipfelmütze auf dem Kopf, aus dem Hause trat, auf der Bank sitzend erzählte. Darunter das Bild der lieben Mutter. Dann die der beiden Schwestern. An der Wand zur Linken: das Kirchenkolleg der Johanniskirche, und dort auf der andern Seite des Fensters unter dem farbigen Bild der Großmutter: die beiden Oheime, die auch an mir so viel in jungen Jahren gethan und darunter der

einzige Bruder. Sie sind alle heimgegangen. — An der langen Sofa-Wand eine Strandlandschaft, Ölgemälde der lieben Ferdinande von Prittwitz, darunter das Bild der edlen Frau von Löbbecke. Daneben ein Christophorus nach der Darstellung in einem hannoverschen Kloster von Hotzen gemalt, ein anderer vom Stöteroggischen Haus in Lüneburg. Es folgen der Kirchgang von Bendemann, Apostel von Schongauer auf Goldgrund, St. Sebalds Grabmal und der Eingang zum Dogenpallast in Venedig. Da sitze ich nun an meinem Schreibtisch mitten drin. Und an jedes Bild knüpft sich ein Reichtum alter Erinnerungen.

Ich bin der wirkliche alte Amtmann Hasenclever; ganz wie Hauff ihn schildert. Er sitzt einsam in seiner Stube: Nun stellt er Stühle in die Runde rings um sich her. Nun öffnet er sein Stammbuch. Die vergilbten Blätter nimmt er heraus. Reimspruch und Wunsch ernst und heiter und Namensunterschrift und Datum stehen auf jedem. Und jedes Blatt erhält nun seinen Stuhl und Platz angewiesen. Da liegt's. Nun grüßt der alte Hasenclever nach jedem hin, und hält Zwiegespräche mit jedem, und sinnt und sinnt.

Wie still umher, und immer stiller wird's werden.

Der alten Freunde aus der Schulzeit sind so viele heimgegangen. Dort nur wandern noch zwei des Nachmittags vier Uhr pünktlich die lange Eichenallee auf und ab. Und aus der späteren Zeit sitzt noch der alte Freund in seinem Pfarrhaus zu Schmillinghausen, vor

dem in Terrassen der Garten lieblich zum Dorf sich senkt; eine wahre Pfarridylle.

Die alten Freunde aus der Universitätszeit sind größtenteils nicht mehr auf Erden.

Zu den lebenden gehört vielleicht Freund M. Im Januar 1895 schrieb er aus Innsbruck: „Auch ich bin seit dem letzten Sommersemester emeritiert und habe mich hierher zurückgezogen.“ — Der liebe Oberbürgermeister, der mit Fürsten fährt, also ein sogenanntes „großes Tier“, schreibt in alter Traulichkeit: „Die lieben alten Töne aus der Jugendzeit klingen doch stets von neuem hell wieder an, sobald sie wieder geweckt werden.“ Jetzt hält ihm die jüngere Tochter verwitwet mit vier munteren Kindern Haus. Freund Exz. Br. sitzt munter am Saalestrand und Freund L. fleißig wie immer führt Karl v. Raumer's Geschichte der Pädagogik ergänzend fort. Und dort sitzt der Obermedizinalrat in München, der alte Freund. In Jena studierten wir, wie er schreibt, „in früher Morgenstunde bei Licht Hegels Philosophie der Geschichte zusammen“. Seine Doktordissertation hielt er über den Satz, daß das Studium der Anatomie die Ehrfurcht vor Gott vermehre und den Theologen daher zu empfehlen sei. Durch eine Äußerung des Bischofs von Osnabrück, den er besuchte, wurde der Freund, welcher damals noch „große Vorliebe für die katholische Kirche“ hatte, von dieser und ihrem Drang zu „weltlicher Macht- und Prachtstellung“ ab- und eigenem religiösen Denken zugewandt. Zuletzt hat er uns den Kongreß zu Chicago beschrieben.

Kommt er von England zurück, so will er einsprechen. —

Und ich sitze und schreibe Einsame Wege, die doch längst nicht mehr einsam sind.

Aber in einer Hinsicht freilich scheinen sie es im ganzen einstweilen noch bleiben zu sollen. Denn sehe ich auf meine kleine Schreiberei zurück, so hat sie unbewußt nur einem und immer demselben Gedanken gedient. Das Streben war, den Realismus, den Gedanken eines Lebens, welches zugleich Gestalt und Ausgestaltung ist, als Gedanken der heiligen Schrift anerkannt und nun nach allen Richtungen angewendet zu sehen wie für das Denken über das heilige Mahl, so für dasjenige über den Begriff der Kirche. — Macht man's nicht gut, nun so macht man's schlecht, man will aber doch.

Man sagt, das Alter mache griesgrämisch und sauertöpfisch. Davon fühlt der dies schreibt zum Glück nichts, obwohl er die Stille und Einsamkeit nun so sehr liebt. Aber von dieser Stille seiner Klause aus freut er sich desto mehr über jede Freundlichkeit. Und Gott hat ja viele Freunde gegeben von Hamburg, Parchim, Rostock und Hinrichshagen im Norden bis nach Erlangen, Nürnberg, München, Meran und Zürich im Süden, ganz abgesehen von denen im Osten. Daran braucht er ja nur zu denken. Also nur danken und nicht ein alter Griesgram werden, und mit der Zeit unzufrieden sein, die so schlecht wäre! Wer die Welt kennt, weiß, daß sie im Argen liegt. Und wer Geschichte kennt, weiß, daß es nie eine „gute alte Zeit" gab.

Um den Abend wird's Licht. So ist's geworden. Bei Gesundheit an Leib und Frische am Geist kann man, wenn die Schwäche des Alters sich auch spüren läßt, wie im Amt, so in den Gemeinden aushelfend noch dienen. Und dabei sitzt man unter Kindern und Enkeln.

Der Sohn, der Maler kommt, tritt ins Zimmer, und erzählt von Erfolgen oder Niederlagen, jedenfalls von Entwürfen. Oder er bringt Frau und Kinder. Und wir Alten können noch den Rhein hinab in sein Haus wandern, und nebenbei in seine Werkstatt treten, wo es in den Bildern, die auf der Staffelei stehen, selbstverständlich etwas wild hergeht.

Von der andern Seite kommt die Tochter mit oder ohne ihren Eheherrn, dem lieben Schwiegersohn, dem man im mühevollen Pfarramt immer gern hilft. Sie bringen ihre Kinder oder diese kommen allein, ein sehr vergnügtes Volk.

So spielen denn nun zehn Enkel um die Alten her. Und der größte Segen, daß Gott uns beisammen ließ. Denn Abend für Abend sitzen die alten Eheleute nach Tisch jeder in seiner Ecke des Sofa. Dies ist die beste, die schönste Ruhe. Freunde und Verwandte kommen, und man redet von der Vergangenheit. Jedes der Bilder der Zimmer erinnert ja daran.

Da taucht denn der Sinn nun oft und die Gedanken in die alte Zeit und die alte Landschaft ein. Da erscheint die Stadt mit dem alten Schloß, darunter sie geborgen liegt, mit ihren westfälischen Giebeldächern,

mit den dunklen, rauchgeschwärzten Dehlen, in deren Hintergrund der Herd, darüber denn am Hängehal der Eisenkessel hängt. Und neben dem Schloß das Pfarrhaus mit der hohen Steintreppe davor, auf welcher der Großvater sitzt mit der langen Pfeife. Die Blätter für litterarische Unterhaltung in der Hand, liest er, den Rücken der weiten Landschaft zugewendet, die in bläulichem Ferneduft in weitem Kreis vom Kloster Hardehausen bis zum Desenberg und den Basaltkuppen des Hessenlandes von hier überblickt wird. Dann kommt die Mutter aus der Hausthür, und ruft den Großvater zu Tisch und uns Kinder auch. Und welch ein Friede, denkt man an meine kleine Vaterstadt! Und welche Freuden, — wenn ich — ja, auch an den Schnadezug selbst denke! —

Oder weiß der Leser vielleicht gar nicht einmal, was ein Schnadezug ist? Nun, Bürgermeister und gesamter Rat ziehen mit den Stadtknechten hinaus ins Grüne durch Feld und Wald. Es ist, damit man der Stadt Weichbild umgeht, nach der Flurkarte die Mal- und Grenzsteine nachsieht, ob sie richtig stehen. Nun sind die langen, alten Flinten mit Feuersteinschlössern vom Nagel über dem Bett des Bürgers ernsthaft herabgeholt. Denn aus allen Zünften schließen sie sich an, und nehmen Sträuße und Bänder auf Hut und ins Knopfloch. Vor dem Rathaus flattert das große gelbseidene Stadtbanner, und auch das grasgrüne im Morgenwind am Kastanienbaum, unter dem die Kinder aufgehäuft stehn wie aufgeschüttete Erbsen. Und Pfeifer und Trommler voran ziehen Würdenträger und Nicht-

Würdenträger im geschlossenen Zug. Niemand zieht, ohne für Imbiß und ehrlichen Trunk eingehend gesorgt zu haben. Mit Kling und Klang geht's ins taufrische Feld lustig hinaus. Und ganz selbstverständlich alle Jungen der Stadt, wir alle stellenweis hinterdrein. Denn die Schule hat Urlaub.

Und so geht's ein paar Tage lang. Morgens Auszug, abends Rückkehr zur Stadt mit Trommeln und Pfeifen. Bei jedem Grenzstein ein Glas aus dem Ratskeller, nachdem einer der Buben von den Stadtknechten ergriffen ist, und — — unter dem dumpfen Dröhnen der dicken Trommel und einer knatternden Gewehrsalve. — — Nein, es muß der Nachwelt aufbewahrt werden. Wir sehen's beim letzten Grenzstein in voller Deutlichkeit.

Der mächtige Stadtsyndikus, schwarze Kravatte und hohe Vatermörder, steht im Eifer glühend, gestützt, — denn seinen Regenschirm führt sein Jüngster im Nachtrab als Flinte, — auf eine alte Hellebarde, welche er mit grimmiger Miene einem der Stadtknechte entreißt, und hält, nachdem ihm der Polizeidiener respektvoll Platz gemacht, diese Rede:

„Liebe, günstige Freunde! Blickt hierher, seht diesen Grenzstein. Seht hier die Burg mit dem Balken, seht dort die drei Klauen. Diese — — — diese drei Klauen gehören denen von Sausewind. Seitdem dieser Stein steht, haben wir Friede mit den Sausewinds. Es ist tiefer Friede zwischen der Stadt Hirten und den Sausewind'schen Hirten. Denn ein richtiger Markstein

macht ein Ende alles Haders. Item ihr Jungen dort, hört ihr's? Ein richtiger Grenzstein macht gute Nachbarn. Ehrliche Teilung, ihr Schlingel, das ist die Hauptsache. Klein und rein, und damit Punktum! Zum Henker mit allen herrenlosen Drieschen und Weiden, wo jeder und keiner befiehlt. Ich sage: Klein und rein! Hört ihr's? Und nun reicht mir mal den Burschen dort her!"

„Entschuldigen der Herr Stadtsyndikus," sagt einer der Stadtknechte, „das ist ja Juliuschen."

„So? So reicht mir Julium her. Will er mein richtiger Sohn sein, so soll er auch dieses Steins als Mal- und Grenzsteins unserer Stadt gedenken. Dies ist der letzte Grenzstein, und morgen sitzen wir am Schreibtisch. Nun stoßt zu!"

Die dicke türkische Trommel, zwei andere dito, drei Pickelflöten erschüttern die Luft, und ein Dutzend Flinten knallen dazu. Denn die Stadtknechte nehmen Julium, und stoßen ihn dreimal gegen den Grenzstein. Der Syndikus aber gibt in diesem feierlichen Augenblick seinem Söhnlein eine tüchtige Ohrfeige, und spricht mit Würde: „Julius, Julius, nimm's in acht! Hört ihr Jungen? — — Klein und rein!" — — Und nun donnert die dicke, alte, türkische Trommel. — —

Der Leser schüttle nicht den Kopf. Solche Dinge zu vergessen, ist aber unmöglich. Man müßte ja auch kein Junge gewesen sein und müßte nicht durch Strauch und Dorn und Stock und Block, sobald der Familienrat nur irgend gestattete, mit oder ohne „bewährte Leitung" und Aufsicht, des Nachmittags wenigstens mitgelaufen sein.

Wie denken doch Alte an die Kinderzeit! Dann kam der Ernst und die Trennung von der Heimat. — Ich denke dran: Tacitus! und dabei spielten wir am Bach unter den Weiden, wie die Knaben zu spielen pflegen. Da malte uns ein biederer, alter, hannoverscher Feldmesser eine Fahne. Als wir sie abholten, so war sie weiß. Und darauf stand: „Durch Dick und Dünn!“ Ich habe es ja anderwärts schon erzählt. — Das war gut gemeint! Also ging's nun aber auch hinfort, immer die Fahne voran, durch Dick und Dünn. Wenn's regnete und schneite, oder wenn herab vom alten, wurmstichigen Turmdach der guten Stadt Moringen im Sturm die Schieferstücke flogen — immer voran ging's fest zur Fahne, durch Dick und Dünn!

Es ist seltsam! Aber diese Fahne ist, so scheint mir's nun fast, für dies Leben doch etwas bezeichnend geworden. An Sturm hat's auch nicht gefehlt, ebensowenig als freilich auch an Thorheiten.

Ich dachte heut daran, als ich einen Brief des seligen Konsistorialrat Vilmar wieder las. Darin sagte er, es war im Januar 1863: „Sie haben noch viel zu erleben, wohl auch noch viel zu leiden; ich freue mich, daß ich nicht viel mehr zu erleben habe. Halten Sie die Fahne wie bisher hoch!“

Also wieder die Fahne! Nun ja, die war eben förmlich aufgenötigt und in die Hand gepreßt. Denn wer das Leben an einen Gedanken gesetzt, muß auch leiden was recht ist. Aber alles Schwanken, allen Irrtum auf dieser Bahn hat Gott immer überaus gnädig wieder zurecht gebracht.

Schön war's dann nach Studium und Wanderjahren im ersten Amt in der Heimat. Schön war's auch, wenn wir die Eltern der Hausfrau besuchten, auf der Domäne des Landesfürsten neben der Residenz. Wir saßen dann wohl im kleinen Garten an der Allee beim Glas Rheinwein, denn dessen war nie Mangel in jenem Keller. Wir saßen heiter plaudernd. Und neben uns bogen knarrend die schweren, vierspännigen Fuder Getreides vom Feld in den Hof hinein.

Dann kam Krieg. Das geschieht oft, wenn ein junger Pastor ein kleines Kirchenblatt herausgibt, welches als fixer Segler bald hier bald dort eine Kugel in alte Bretter jagt.

Dann kommen ja immer alte Würdenträger mit Land- und Seepolizei.

Es waren Zeiten auch mancher häuslichen Sorge.

Weiß der Leser, was es bedeutet, Zöglinge im Haus täglich allein unterrichten und erziehen zu müssen? Da geschahen aber auch manche Mißgriffe und Fehler. Man vergißt sie dann auch in der täglichen Arbeit. Aber einmal geschah es dem Verfasser, daß ihm seine Untreue gegen einen der Knaben grell beleuchtet wurde. Ja, er hatte einen derselben zu wenig beachtet. Er war nicht auf ihn eingegangen. Er hatte ihn vernachlässigt, und war eben deshalb grad auch zu streng gegen ihn als Lehrer gewesen. Da gab Gott dem ungetreuen Lehrer einen Traum. Ihm träumte, dieser Knabe stände vor ihm. Er sagte nichts, er that nichts, er stand nur still vor ihm. Er sah seinen Lehrer nur

an. Dieser Blick aber war erschütternd. Diese Wehmut, dieser tiefste Schmerz im Auge, und das Auge in diesem bleichen, abgehärmten Gesicht —! Das war entsetzlich, es war zum Steinerweichen. Nie, so alt der Verfasser wird, kann er diesen Blick vergessen.

Nur ein Traum sagt man. Nein ein Strafgericht in diesem Blick ohne Worte, ein Verdammnisurteil herzdurchbohrend — unaussprechlich. Das ist die Hölle. In der Nacht in uns schon steht sie.

Wieviele wohl solcher vernichtender Sprüche liegen in uns, und treten zu ihrer Zeit gegen uns auf! Daran denken wir nicht, daß nichts vergessen, daß es nur verhüllt ist, und in uns unter der Schwelle unsers Bewußtseins im Dunkel liegt. Wir bauen uns aus unseren Gedanken, Erkenntnissen, Ansichten, Einsichten, Umsichten und Einbildungen den Boden, auf den wir so sicher treten, und pflastern ihn mit Selbstgefälligkeit und guten Vorsätzen oder guten Werken — bis. Ja bis, und das ist dann Gottes Güte, bis dieser Boden bricht und wir in das Gewölbe herunterstürzen, wo unsere „kleinen“ Sünden alle, alle entsetzenerregend groß uns dann umringen. Hier die Tiefe, aus der wir rufen würden mit Jammerruf und Händeringen, wenn sie, sei es im Tode, sei es im Gericht, sich uns öffnet, ganz öffnet, entsetzlich öffnet. Denn schwere Träume und allgemeines Bußgefühl sind immer nur vereinzelte aus dieser Tiefe, die nichts verliert, wie Gespenster aufsteigende, und uns drohende Gestalten.

Im Mittelalter war das Gefühl reger. Darum

die Menge derer, welche oft plötzlich alles von sich warfen, und in die Klöster eilten, um die Seele zu retten. Statt des Gefühls bildet unsere Bildungswelt mehr die Erkenntnis aus. Ja, es scheint der Gang der Geschichte zu sein, daß die Fantasie mit ihrem Gefühls- und Traumleben, wie wir es bei rohen Völkern sehen, immer mehr zurücktritt zu gunsten des Bildungs- und Gedankenlebens. Aber wir sehen, daß diese Bildung nur die zu Tage liegende Fläche des menschlichen Geistes erreicht. Sie ist notwendig, denn diese Fläche soll geformt werden. Was in der Tiefe liegt aber wird nicht berührt. Darum ist das Insichgehen, das Ergriffensein seltener, die Erkenntnis des Heils also erschwerter. Der ältere Mann wird schwerer zum Erlöser gezogen, weil nicht das Gefühl bei ihm noch die alte Macht hat. Und die Seelen innerhalb alter Völker werden schwerer dem Heiligen geöffnet, weil die Verstandesbildung mit dem Kulturfortschritt überwiegt.

Doch genug des Geplauders. Das Alter macht zu geschwätzig.

In solchen Zeiten der Sorgen aber erfreute auch einmal ein anderer unvergeßlicher Traum.

Ich sah einen großen, großen Saal. Eine lange Tafel lief durch seine Mitte. Und an dieser saßen unzählige Kinder. Alle so jung wie schön, mit leuchtenden Augen. Diese waren auf eine Mitte gerichtet. Denn ein schöner, wunderbar schöner, junger Mann saß in der Mitte des Tisches unter den Kindern. Er war gekleidet wie die Herren in der Mitte des vorigen

Jahrhunderts, wenn sie Gesellschaftsanzug trugen. Auf dem Angesicht, wie im Auge der Ausdruck froh befriedigten Seelenlebens und inniger Freude. Schneeweißes Haar fiel vom blühenden Haupt noch ein wenig über den Rücken herab. Jetzt hob er still die Hand in die Höhe. Und die Kinder alle, deren Augen nur ihn sahen, begannen zu singen. Einen wunderbaren, unvergeßlichen Gesang sangen sie, ein Lied von einer Feierlichkeit und Majestät, für welche dem armen Erzähler auf Erden kein Ausdruck zu Gebot steht.

---

Also Land- und Seepolizei. Zweimal die freundliche Bemühung des Staatsanwalts. Denn die Kanzelparagraphen kamen ins Land geschneit. Dreimal im ganzen vor Gericht. Immer der Kirche wegen. So gehts aber, wenn man am 27. September geboren ist, dem Tag des preußischen Unionsedikts von 1817. Das war ja auch Freund Besser's Teil. Ein Astrolog alten Schlags hätte den unter den Aspekten dieses hohen Gestirns Gebornen gewiß auch das Horoskop demgemäß gestellt. — Das Bittere ist doch immer Kampf gegen liebe Menschen, die uns nicht verstehen, denen man freilich allen, Person und Sache scheidend, herzliche Liebe und Treue bewahrt, selbstverständlich. Es ging mir doch auch immer glimpflicher als dem Freund Ue., der in seinem Gefängnis im Egidienkloster zu Braunschweig sympathisch besucht ward. Denn dies konnte damals jedem blühen.

Einmal aber war innerlich volle Nacht ringsum, volle Nacht. Alle Zukunft schien abgeschnitten, ein Ruf

nach Paris war aus guten Gründen abgeschlagen. — Es war kein Stern, welcher dem Tiefverzagten leuchtete. Es war dort in der Lüneburger Heide. Wegelos wie die Heide war die Zukunft. Da ging eines Abends der Erzähler endlich in seine Kammer. Es war eine schlaflose Nacht. Er sah keinen Ausweg. Da stand er, da an Schlaf nicht zu denken war, auf, kleidete sich an, ging in seines Vetters Studierstube, ging von Trübsinn umnachtet unruhig darin umher. Alles im Haus lag im Schlaf. Er ging umher. Es war wie Jonas ruft: Wasser umgaben mich, die Tiefe umringte mich, Schilf bedeckte mein Haupt. Ich sank herunter zu der Berge Gründen, die Erde hatte mich verriegelt ewiglich.

Da kam der Gedanke, ans Bücherbret zu treten. Ich sah die heilige Schrift, schlug sie auf. Und das Auge haftete sofort an dem Wort: Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler! Und siehe da, in demselben Augenblick war die Seele mit einem Strom freudiger Gewißheit überflutet. Alle Traurigkeit war dahin. Ich war froh, ja ausgelassen in ganz untrüglicher Sicherheit der Hilfe. Ich sang und pfiff. Alles im Hause schlief noch. Ich klopfte an die Thüren und weckte alle, bis wir fröhlich beisammen saßen. In mir klang's: Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführet Herr, mein Gott!

Das ist unvergeßlich. Und wer dürfte auch solche Hilfe vergessen! Denn — seit jenem Augenblicke ging alles aufwärts. — —

Alles ging klar aufwärts. Das innere Leben ward stetig. Es war, als ob in die Angst unruhiger Kreisbewegung plötzlich befreiendes Licht gefallen, als ob damit die trübe, finstere Involution, in der ich nicht ohne eigne Schuld umgetrieben war, gebrochen, und einer fröhlichen Evolution auf jedem, auch intellektuellem, Gebiet der Weg eröffnet sei. Auch auf intellektuellem Gebiet — denn in jener trüben Gährung ging auch der Begriff der Rechtfertigung aus dem Glauben allein verloren. Es blieb nur ein dunkles Ahnen und Tasten nach anderen Mitteln der Seligkeit, und ich sank in Vorstellungskreise, die mir später abenteuerlich erschienen. Da kam die fröhliche Sprengung des Bannkreises, und in freudigem Staunen hatte ich den klaren Grund des Heils als frohen Fund, und begriff nicht mehr, wie man überhaupt ohne die Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit, ohne die Zurechnung des alleinigen Verdienstes Christi — jemals habe von Herzen fröhlich sein können.

Auch ein anderer Bannkreis war von jetzt an gebrochen.

Zu schrittweiser Verinnerlichung der Menschen strebt die Geschichte. Die göttliche Erziehung geht dahin, zu individualisieren, aus der Masse der Gattung immer mehr Personleben zu formen, und dies mit dem Bewußtsein der Selbstverantwortung auszustatten. Damit ist den Kirchengestalten, welche durch eine unfehlbare Hierarchie oder durch staatliche Machtmittel Massen banden und führten, nicht der erziehende und formende Wert, wohl aber ein Teil der Bedeutung für die Zukunft

abgesprochen. Sie werden nicht führende sein. Die große kirchliche Reform hat Gedanken gezeitigt, die erst nach Jahrhunderten begriffen wurden, ja welche jetzt noch kaum allgemeiner begriffen sind. So groß aber ist die Gabe, welche in Wort und Sakramenten unser Bekenntnis enthält und reicht, daß diese Gnadenmittel, in die Flut der Geschichtsbewegung gestellt, auf sich selbst stehend, souverän kirchengestaltend wirken, und Körper schaffen, welche immer neu nach innen und außen erzieherisch zu leiten und zu bilden vermögen.

Auch ein anderer Bannkreis also war langsam aber stetig von jetzt an durchbrochen. Erledigt ward die Frage: Wo hinaus geht's mit der Weltgeschichte und wo hinaus weist die Bestimmung der Menschen? Entweder Gebundenheit in festes von Päpsten und Kaisern garantiertes Kirchentum, oder volle Religions- und Sektenfreiheit? Für den Gedanken liegt nichts in der Mitte; er muß ins reine kommen. Was ist Sinn des Reichs Gottes, Sinn der heiligen Schrift? Wo liegen die Aufgaben? Das wurde dem Verfasser theoretisch völlig klar. Er fand, daß die Kirche Gottes ihre himmlische Erstgeburt für das Linsengericht irdischen Schutzes und irdischer Privilegien nicht verkaufen dürfe. Er fand, daß sie aller Hilfe von unten ledig, es wagen und in die Zukunft der modernen Völker sich werfen müsse, wie man den zitternden, zaghaften Menschen ins Wasser stürzt mit dem Ruf: Nun so lerne das Schwimmen!

So machts nämlich der liebe Gott. An sinkende,

geschichtlich bereits unterhöhlte Wände soll man sich nicht klammern. Das beleidigt die Würde Gottes. Es ist ein Vorwurf, als könnte er nicht helfen, als hätte er weder Ziel, noch Macht. Darum läßt er auch Wände unterhöhlen, und vermeintliche Säulen auf Erden zusammenbrechen. Aus Zusammenbruch und Trümmern schallt immer der weltgeschichtliche Ruf: Vogel friß oder stirb! Einzige Möglichkeit, dem zitternden, zaghaften Menschen gründlich zu helfen. Nur daß dieser nicht frivol, sondern pietätsvoll handelt.

Auch über die Zukunft der Kirche ward Verfasser also klar. Nun nicht mehr sehnsüchtig romantisch rückwärts und himmelblau, sondern munter vorwärts, wie es auch komme. Damit war man endlich ruhig und freudig. Und ist's noch heut.

Es kam die Zeit, wo der Erzähler in einer roten Droschke schön bequem in die Pfarreien fuhr. Dann kam die Zeit, wo von Droschke nicht mehr die Rede war, wo es dagegen oft wohl bis schier an die Knie durch Schnee und entsprechend durch ehrlichen Schmutz ging. Er entsinnt sich eines Ganges am lebhaftesten. Die kahlen Erlenzweige hingen von beiden Seiten herüber, und kleine naseweise Zaunkönige betrachteten von oben herab einen Menschen und sein Schicksal. Sie sprangen über ihn hin, sie sprangen hinüber und herüber. Der besagte Mensch aber war eben ein durchnäßter und eingeweichter Pastor. Er stellte in seinen kolossalen rindsledernen Nägelschuhen von Sondermann allgemeine melancholische Betrachtungen an, und stieß

seinen derben Eichenstock tief in den weichen Lehmboden. Denn jene schöne, mit rotem Plüsch ausgeschlagene, weiche zweispännige Droschke erhob sich immer und immer wieder vor seinem innern Auge, und zwar in einem wahren Glorienschein.

Es kann nicht geleugnet werden; diese Droschke hatte ihm seit einem Halbjahr oft schon zu schaffen gemacht, heut that sie's erst recht.

Der Wind trieb jetzt wirbelnd Schneeflocken vor sich her. Sie kamen immer dichter. Sie deckten den breiten Hut, die Schultern, den Weg, das Geäst und Gestrüpp zu beiden Seiten. Sie kamen so dicht, daß es dunkler wurde. Rings in der einsamen Landschaft rührte sich nichts, was einem Menschen im geringsten ähnlich sah. Es wurde finsterer. Es fehlte nicht viel und man konnte nicht die Hand vor Augen sehn. Auch brach der Abend herein. Den kleinen Vögeln war das Vergnügen ausgegangen. Aber dem Fußgänger verging's im tiefen Schneewasser und Lehm noch mehr.

„Hier ist entschieden nichts von Droschke" sagte er, indem er die schweren Schuhe mühsam in die Höhe zog, wobei denn bekanntlich der Boden, dem sie entzogen werden, einen eigentümlichen seufzenden Klageton von sich gibt. „Und dies ist auch entschieden kein Steintrottoir, und jenes dort keine Gaslaterne mehr" — — aber — allerdings ein Licht. Aus dem Fenster eines kleinen, sehr niedrigen Hauses, welches halb im Wald versteckt liegt, tauchte es auf. Es zeigte den Weg, und führte zu lieben Menschen, welche fröhlich die von harter

Schlosserarbeit harten Hände entgegen streckten. Was will man auf Erden mehr!

Und dann freilich kam wieder die Universitätsstadt und wieder die Droschke. Dies nebenbei. Ach nein, wir sind alle nicht Helden! Es war in mir zuweilen wohl einmal wie das alte von Uhland gefundene Volkslied sagt:

Und wenn die kleinen waldvöglein singen,
und die Blümlein auß der erden springen.
so fröwen sich alle leüte,
so muß ich mutterseelenallein
wol uber die Heiden reiten.

Die Gewißheit freilich, auf dem deutlichen Wege innerer Bestimmung zu gehen, verließ niemals. Und so stellte sich denn auch, ob pfadlos und droschkenlos, immer rasch die Freude ein. Richtig war's ja was Hamann meint:

„Wer nicht von Brosamen und Almosen leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienst der Wahrheit. Der werde frühe ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken, so wird er vor Hunger und Durst, vor Galgen und Rad sein lebenlang sicher sein."

Aber es erquickte auch Kingsley, wenn er sagt:

„Ich denke, mein Überschlag ist gemacht, und ich habe wirklich nach vielen Seiten etwas zu verlieren. Darum gerade begehre ich, mich dahin zu stellen, von

wo keine Rückkehr ist, damit mich nicht eine Anwandlung von Feigheit überkomme. Jene Sage von Hagen von Tronje ist groß und innerlich wahr, die da berichtet, er habe das Boot zertrümmert, auf dem die Nibelungen über die Donau gefahren. — Mag die Fähre nicht wiederkehren und zerschellen, wenn wir nur vorwärts eilen! Gott führt uns, wenn schon mit verbundenen Augen. Sollen wir uns zu folgen fürchten? Ich sehe nicht den Weg vor meinen Füßen, brauche es auch nicht: weiß ich doch, daß er den seinen sieht, und ich sehe ihn und kann nicht glauben, daß er trotz aller unsrer Sünde seine gnadenreiche Verheißung vergessen werde: Welche ihn ansehen und anlaufen, deren Angesicht wird nicht zu Schanden! Nein, hinaus auf den wogenden Ozean! — Lassen Sie uns glauben, er werde uns nie verlassen noch versäumen — mögen wir noch so arg bedrängt sein, noch so feige nach dem Rückzug spähen — bis wir seine Stärke verkündigt haben diesem Geschlecht und seine Macht denen, die noch kommen können."

So Kingsley. So redet er und hatte keine Proben. Wir haben Proben, und unsere Rede ist eitel Danken. Und ob droschkenlos und pfadlos im Nächtedunkel, im Schnee und Regen kam immer der frohe Mut. Denn mehr als Hamann und Kingsley war doch das alte gute Gesangbuch.

Der Erzähler war fast ein Sechziger. Und da hatte er sich mit Rotstift den Vers S. 305 gezeichnet — denn seine Kinder sollens lesen:

Ich habe mich Ihm ganz ergeben,
Und dies ist auch mein innig Flehn,
Daß nur Sein Will im ganzen Leben
An mir doch möchte stets geschehn.
So wird denn nun in meinen Jahren
Mir auch nicht etwas widerfahren,
Als was Sein Rat mir hat erkiest:
Und dieses, wie es auch geschienen,
Wird mir zum Heil und Besten dienen,
Weil, was Er thut, stets heilsam ist.

So kam dem Erzähler denn auch der Mut, das eigne Leben zu schreiben. Er war wohl ängstlich. Der Buchhändler hatte zu dieser Veröffentlichung aufgefordert. Er bat, und der Erzähler hatte, abends auf der Straße in Leipzig, von den jungen Freunden kommend, denen er erzählt hatte, wirklich zugesagt. Aber er war besorgt. Da schrieb der alte Freund, dem er die Sorge anvertraute: „Der Herr wird Dich — so antwortete er — in seiner Hand halten.

Auch Deine Biographie wird er segnen, und so lange Du Dich vor der sich hineinmischenden Eitelkeit fürchtest, Dich behüten. Wir dürften sonst gar nichts thun, weil unser Hochmut sich in alles mengt, aber indem wir uns täglich in unserer Armseligkeit erkennen, hilft er uns an seiner Hand."

So schrieb der liebe Feldner am 22. Juni 1881. Und es ist dem Erzähler ein Bedürfnis, in den Schutz dieser Warnung und dieses Segens auch diese Fortsetzung zu stellen, für die er jetzt die Feder in der Hand hält, während die Kinderstimmen aus dem kleinen Garten heraufklingen.

Denn wir haben einen kleinen Garten zwischen Haus und Kapelle, die beide von der Gemeinde erbaut, und so erbaut sind, daß das Pfarrhaus in der Straße steht, die Kapelle aber den Abschluß des Hofes dahinter bildet. Der große Thorweg auf der einen Seite des Hauses bildet den Eingang zum Wege, der über den Hof zur Kapelle führt. Rechts vom Wege liegt der kleine von gußeisernem Geländer zierlich umhegte Garten. Hier im lauschigen grünen Versteck von wildem Wein und Geisblatt sitzen wir des Abends oft. Da sind wir gänzlich dem Lärm der Straße entzogen, und durch weinlaubumsponnene Mauern auch vor dem Wind geschützt. Der Blick ruht auf der Kapelle, mit ihrem kleinen Turm, auf dem Kreuz, welches in der Höhe ihn abschießt. Die Kapelle im romanischen Stil hat ein treffliches Wandgemälde von Professor von Gebhardt, welches die Apsis schmückt, Christus gen Himmel fahrend, tief unten auf Goldgrund die vier Evangelisten — alles streng romanisch gehalten. Die Sakristei daran ist von Grün umrankt und von schattigen Zweigen überwölbt, über dem Ganzen funkeln dann die abendlichen Sterne. Der Jungfrauenverein hat für die Fenster der Kapelle gesammelt, und nun sind sie nach v. Gebhardt's Angabe zierlich im alten Stil hergestellt.

Da sitzen wir gern und sinnen. Das ist ja bekanntlich das Schöne im Alter, daß man das Böse was man uns zugefügt, vergißt, das Gute bewahrt. Man sieht auf trübe Verhältnisse, auf ungünstige Verwicklungen, in denen man sich befand, mit einer heiteren Ruhe zurück.

Man sieht auch eigne Fehlgriffe und eigne Sünde. Aber dagegen ist auch die Vergebung der Sünde, am Altar auf uns gelegt, tiefer erfaßt und froher bewahrt.

Da sitzt man, und blickt sinnend auf unser Volk und alle Völker.

Ein Jahrhundert liegt hinter uns, welches mit Züchtigungen Gottes begann. Es errang dann durch Naturforschung wie kein anderes vor ihm staunenswerte äußere Erfolge. Es klopfte vergebens dabei mit Theorien an die verschlossene Thür der Frage, was Materie sei, und es wühlte sich in diese Materie hinein und breitete einen Materialismus des Gedankens aus wie kein anderes vor ihm. Und es läßt schließlich wieder in leisen Ansätzen die Zeichen verschämter Sehnsucht nach einer neuen großen beruhigenden Gesamtanschauung kund werden, welche den weiten Umkreis zusammenhangloser Erfahrungen und Funde tief erfaßt und zu einer neuen Gesamtanschauung wölbt, deren formender Gedanke am Thron des Allmächtigen sich erschließen kann, wenn die Züchtigungen Gottes eintreten werden, die wir verdienten und derer wir bedürfen.

Und dann wird die Zeit kommen, wo im Leben der Völker die letzten Tage sich vorbereiten. In der Bildung der Oberfläche unserer Erde sehen wir neben den regelmäßigen Niederschlägen und Lagerungen auch jene Verbindungen von Massen, die aus verschiedensten Standorten durch elementare Gewalten gerissen, und dann gemischt und verkittet wurden. So haben wir Völkermassen, die zu Konglomeraten ebenso zusammengetrieben sind, wie

die Kulturen, die sich dann, völlig verschieden, auf demselben Raum nun anbauen und begegnen. Es ist nicht leicht, Berechnungen anzustellen, und es ist thöricht, Gottes Rechnung erkennen zu wollen. Doch liegt es nahe, zu glauben, daß, in betracht der nie geahnten Raum- und Zeitüberwindung durch den Fortschritt der Verkehrsmittel, eine gleichfalls ungeahnte Völker- und Religionsmischung sich einstellen wird. Und neben diesem wilden Konglomerat werden die Christen einsam stehen.

Solche unorganisierte Konglomerate und Massen können nur despotisch bewältigt werden. Die Geschichte zeigt eine Reihe sich auftürmender Universalmonarchien. Jede derselben ruht auf einem Wahn, einer Anschauung der Massen. Diese halten Macht für Recht und wirklichen Gewinn. Jedes dieser Weltreiche steigert sich schließlich auf hohlem Grund. Es folgt der Zusammenbruch. Jeder ist eine Zertrümmerung schließlich durch die höchste unsichtbare Hand. Jeder ist Vorstufe und Stück des endlichen Gerichts. Jeder jener Cäsaren, welche der Machtwahn schuf, und in denen er sich zum Größenwahn steigert, ist unbewußt Vorstufe dessen, den der Allerhöchste schlagen wird mit dem Stabe seines Mundes.

Doch lassen wir das. Was geht uns das an? Es sind unsers himmlischen Vaters Sachen, der dann wie heut über seinen Kindern die Hand hält. Also zurück aus der Weite zeitlich und räumlich, in die Enge. Und lieber gehen wir in Gedanken rückwärts.

Da sitzen wir also oft abgeschieden wie in einem

kleinen Klostergarten, und denken der alten Zeit. Hier ist der schönste Ort dazu. Und wir denken, wie Gott und wie so viele gute, gute Menschen in einem langen Leben uns mit Güte überschüttet haben, und es heut noch thun. Vorwärtsgedanken werden Gedanken des Todes und der Ewigkeit und des freundlichen Herrn, der durch die Thüren des Todes führt, und vermischen sich dann immer, wenn die Hände im Schoß gefaltet ruhen, mit den Gedanken, die rückwärts gehen.

Und so komme ich endlich wieder zu der traumhaft schönen Zeit im kleinen Vaterland. Es ist an's Gebirg gelehnt, auf dessen Kämmen die Wolken rasten, aus dessen Steinkammern die klaren Brunnen rieseln, in dessen Wäldern Kaiser Karl jagte und den Sachsen die Irminsäule brach. Die Gedanken gehen zurück in die schöne Zeit, als wir Kinder, noch klein, mit unserer Mutter auf die Dedelsheimer Wiese gingen, um Kümmel im hohen Gras zu suchen! Denn damals sammelte man ja alles, was man heut kauft, noch selbst ein, auch Kamillen aus dem Feld. Das war so schön! Wir wanden uns auf den blumigen Rainen hin und durch die Gassen der hohen rauschenden Roggenhalme, darin der rote Kelch der Blumen glüht und die blaue Kornblume blüht. Ich sehe es alles heut wieder. Die gelben ährenschweren Halme beugen sich zum Gewölb über mir, und die Sonne brütet über dem schweigenden Gefild. Und auf dem Grenzstein dort am Wege zwischen wildem Thymian sitzt die Mutter und wartet dort unter dem Wildrosenstrauch, dessen blühende Zweige sie überschatten.

Ja noch einmal, wär's möglich, als Kind ins Kornfeld! So versteckt auf dem Rain zwischen zwei Beeten sitzen, von wallenden Ähren überwölbt. Unter mir roter Klee und um mich der Urwald von feinen Halmen wie schlanke Säulen aufstrebend. Dazwischen glühen rote Mohnblumen und es klettern an den feinen gelben Stäben blaue Winden empor. Auf dem Boden die grüngoldigen Käfer und darüber kleine stahlblaue Falter sich wiegend, eine verborgene Welt, in der die Halme nicken und die Blumen träumerisch grüßen. Alles spricht. — Ja noch einmal dort sitzen, dort träumen, bis — die Mutter ruft! —

Wie innig hatte sie mit uns Kindern gesungen:

Warum sollt' ich mich denn grämen,
Hab ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen — —

Am Klavier in der gelben Stube mit dem großen Ofen, sangen wir's mit ihr zur Abendzeit.

Nun ist's auch für mich Abend, und bald wird sie wohl rufen. Nur nicht mehr aus Kornfeld und Morgenkühle das Kind, sondern aus Sonnenbrand eines langen Lebens den Greis. Der aber nur ihr und Gottes Kind sein will. Sie wird rufen, denn sie freut sich wenn Gott ihr Kind zu sich ruft. Denn dann ist's grade die rechte Zeit.

So verschwimmen Vorschau und Rückschau in ein gemeinsam Gefühl der Ergebung und des Friedens.

Sei gnädig, o Herr, den Deinen, sei gnädig auch deinem Knecht, den du trugest. Tilge alle Flecken der

Eitelkeit, wo sie aufstieg, denn dein Knecht ist Erde und Asche. Gib, daß, was er schrieb, zu deiner Ehre diene, und daß nicht schade was unnütz und thöricht. Zeichne, o Herr, den Rufenden mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, daß auch er mit allen Heiligen deine Stimme höre: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbt das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt!

Und nun schlage ich, indem ich hier schreibend raste, mein liebes, altes Waldeck'sches Gesangbuch auf, gedruckt Mengeringhausen 1765 „in hochfürstl. Waldeck'scher Hof- und Regierungsbuchdruckerei". Dahinein hat die liebe Mutter ihre Merkzeichen gelegt. Die liegen noch darin. Und da haftet mein Auge auf Seite 127 und der Lobpreisung Gottes:

Du hast mich durch mein ganzes Leben
Nach deinem klugen Rat geführt,
Mein Geist muß dir das Zeugnis geben,
Daß du vollkommen wohl regiert.
Leit ferner mich durch Welt und Zeit
Bis in das Thor der Ewigkeit.

Amen.



Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Es zeigt ganz des Verf.s bekannte Art und seinen eigentümlichen Stil. Springend, aphoristisch reihen sich oft die Gedanken an einander, seine Schilderungen sind Gemälde, mit charakteristischen Pinselstrichen entworfen; konkret und lebendig heben sich die Gestalten hervor. Verf. liebt es, in vielen Fällen die Männer selbstredend einzuführen; es ist überraschend, wie Verf. zu dieser Fülle von Aussprüchen gelangt ist, manches Ungedruckte aus Archiven bringt er herbei.

Mit großer Meisterschaft fixiert er bestimmte Epochen. Er führt uns an die Höfe, durchzieht mit uns die Universitäten, streift die politische Lage, läßt uns erfahren, was in diesem Jahre erfunden, geredet, geschrieben, gekämpft ist, mit kleinen Zügen in frischen Farben die Männer der Zeit uns vor die Augen malend. Bei Rocholls Art ist es begreiflich, daß sich manche Lücken in der Geschichte finden, einzelne Gestalten sowie einzelne Lehren bevorzugt und ungleichmäßig behandelt werden. Seine Geschichte setzt die gewöhnliche Geschichtschreibung voraus. Was er an Personen und Sachen bringt, ist Staffage für die treibenden Ideen. Die „evangelische" Kirche, deren Geschichte Verf. schreibt, ist die lutherische.

Das Buch teilt sich in die 3 Teile: 1. Einführung der Reformation. 2. Ausführung der Reformation. 3. Durchführung der Reformation. Man wird, ohne das Buch zu lesen, nicht ahnen, was in Wirklichkeit jeder Teil umfaßt. Übrigens das Geständnis, daß mich selten ein Buch mehr gefesselt hat. (Hannov. Pastoralkorresp.)

---

Da Rocholl von jeher „einsame Wege" gegangen ist, so hat er auch nie einer bestimmten Schule angehört. Lutherischer Freikirchler aus Überzeugung, seiner Natur nach Mystiker und Bewunderer Philipp Nikolais, Jakob Böhmes, Schellings und Baaders, hat er sich als feinsinniger und kenntnisreicher Gelehrter einen Namen gemacht. Man konnte daher bei seiner Kirchengeschichte etwas Eigenartiges und in mancher Hinsicht Bedeutendes erwarten. Ich bekenne, daß ich nicht enttäuscht worden bin und glaube, daß mancher Leser mit Genuß und Gewinn das Buch aus der Hand legen wird.

Die Stärke desselben im Detail, in der Freude am Charakteristischen und Farbig-Lebensvollen, in der markigen Prägnanz der Sprache, welche oft abrupt und darum brutal klingt, aber niemals unedel, phrasenhaft und verschwommen genannt werden kann. Dazu kommt Rocholls Freude am originellen und individuellen Leben.

Ich wünsche dem Buche Rocholls viele Leser, nicht bloß wegen des trefflichen Inhaltes, sondern auch wegen seiner Tendenz, denn auch ich wünsche ein Erstarken wahrhaft lutherischer Orthodoxie, allerdings mit Überwindung des vulgären „gesunden Luthertums".

(Ev.-luth. Kirchenztg.)

---

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Rocholl, Rudolf,

Einsame Wege

Bd.: Neue Folge

1898